



JACQUES BERNDORF

EIN GUTER
MANN

Roman

HEYNE <

Denn Deutschland braucht den Besten ...

Herr Müller ist ein Mensch, der perfekt in der Masse untergehen kann. Genau das ist seine hohe Kunst – denn er ist Top-agent des BND. Als sein syrischer Kontaktmann Achmed mit-ten in Berlin untertaucht, ahnt Müller, dass ein schrecklicher Anschlag bevorsteht. Verzweifelt folgt er Achmeds Spur.

Karl Müller ist ein unauffälliger Mensch. einer, den andere schnell wieder vergessen. Aber hinter der unscheinbaren Fassade ist er der beste Mann des BND. Mithilfe von Verbindungsleuten überwacht er die Vorgänge in der arabischen Welt. Daheim führt er ein scheinbar perfektes bürgerliches Leben mit Reihenhaus und Frau und Kind, doch die Idylle droht zu zerbrechen: Die Ehe ist tot, und Müller fürchtet, dass seine Frau ihm das Kind wegnimmt. Außerdem liegt sein Vater im Sterben. Ausgerechnet in dieser Krisensituation passiert die berufliche Katastrophe. Sein syrischer Kontaktmann Achmed, eigentlich ein Freund Müllers, läuft aus dem Ruder: Kurz nach einem Treffen in Damaskus taucht er urplötzlich in Berlin auf. Gleich darauf bringt eine Terroristengruppe radioaktives Material in ihre Gewalt. Alles deutet darauf hin, dass eine schmutzige Bombe gezündet werden soll. Doch sonst tappt der BND noch ganz im Dunkeln, Achmed bleibt die einzige Fährte. Müller muss ihn schnellstmöglich finden, koste es, was es wolle



Jacques Berndorf - Pseudonym des Journalisten Michael Freute – wurde 1936 in Duisburg geboren und lebt seit 1984 in der Eifel. Er arbeitete viele Jahre als Journalist, u.a. für den *Spiegel* und den *stern*, bevor er sich ganz dem Krimischreiben widmete. Seine zwölf Eifel-Krimis mit dem Er-

mittler Siggi Baumeister haben Kultstatus erlangt und standen ebenso wie *Die Raffkes* (2003) auf den Bestsellerlisten. 1996 war Michael Freute für den »Friedrich-Glauser-Preis« nominiert, 2003 erhielt er den »Ehrenglauser« für seine Verdienste um die deutschsprachige Kriminalliteratur.

JACQUES BERNDORF

EIN GUTER MANN

Roman

HEYNE<

Copyright © 2005 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Herstellung: Helga Schörnig
Gesetzt aus der Antiqua B3 Light 10,15/14,5 pt
bei Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-453-00629-1
ISBN-13: 978-3-453-00629-4
www.heyne.de

*... natürlich für meine Frau Geli,
für Hans Gatzke, der seine Friedel! verlor,
für Roma und Helmut Schwickerath,
Heinz Onnertz und Heinz-Peter Hoffmann*

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein,
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

Hermann Hesse

PROLOG

Basie Blossom nahm die breite Straße, die parallel zum Strand verlief. Er ließ den nachtschwarzen Cadillac ganz langsam rollen, weil er Zeit hatte. Das mit der Frau drängte nicht.

Überall waren große und kleine Gruppen von Spaziergängern zu sehen, Touristen, die die Getränkestände umlagerten oder mit ihren breiten Fernsehärschen im Sand saßen und Bier saufend zusahen, wie die kleinen Wellen träge den Strand hinaufliefen. Basie nannte sie voller Verachtung Sixpack-Pack. In ein paar Tagen würden sie den Nachbarn zu Hause wichtigtuerisch erklären: »Also, wir waren ja jetzt kurz auf den Bermudas, ewiger Sonnenschein und so. Muss man ja auch mal gesehen haben ...«

Basie hasste diese Sorte Touristen, weil die meisten von ihnen es nicht geschafft hatten und es auch nie schaffen würden. Und weil er bei vielen von ihnen die Zeichen entdeckte, die er an sich selbst vor Jahren so gehasst hatte: dieses ewige Auf-der-Stelle-Treten, dieses lebenslängliche Abstottern von Kleinkrediten, diese biergefüllten Bäuche und diese fetten, wabbelnden Ärsche, bei denen man nie wusste, wo sie anfangen und wo sie aufhörten. Er nannte sie immer Kniekehlenärsche.

Basie hatte nicht damit gerechnet, dass der Chef ausgerechnet jetzt Lust auf eine Bestrafung Evas haben würde. Die Geschäfte liefen überall auf der Welt ganz ruhig, und es

gab keinen Stress, nirgendwo. Im Gegenteil: Plötzlich war die Nachricht gekommen, dass die Regierung im Sudan die Waffen trotzdem haben wollte, wenn möglich schon gestern. Und der Chef hatte sanft ins Telefon gegrinst und gesagt: »Na, dann schicke ich sie euch rüber ...«

Aber anschließend hatte der Chef mit dem Kardinal telefoniert und sich furchtbar aufgeregt. Wahrscheinlich klappte es wieder mal nicht mit der deutschen Politik, wahrscheinlich quasselten sie nur, statt irgendetwas zu entscheiden. Jedenfalls hatte er danach Basie gerufen und angeordnet: »Wir wollen heute Abend eine Eva sehen, eine schmutzige, kleine Eva ...« Und gleichzeitig hatte er bestimmt, dass Pater Anselm den Abend irgendetwas außerhalb des Hauses unternahm, einen Besuch im Kloster der Minoriten vielleicht. Es war gut, Pater Anselm wegzuschicken, wenn eine Eva kam.

Basie steuerte den Wagen nach links in das Gebiet des alten Hafens hinein, wo die meisten Kneipen und Destillen der Einheimischen lagen und die meisten billigen Nutten zu haben waren. Hier trieben sich noch mehr Touristen herum. Die fanden das alles sicher sehr romantisch und wahrscheinlich hofften sie, gleich käme Kapitän Hook mit federbesetztem Dreispitz um die Ecke und würde drohend seinen Hakenarm schwingen. Wie sagte der Chef immer? Dieses Amerika kann nur von Walt Disney erschaffen worden sein.

Basie fuhr den Cadillac auf den Parkplatz vom Coque d'Or, wo der alte Billy von morgens bis abends angeblich auf die Autos aufpasste und dafür manchmal einen Dollar kassierte. Mittags schickte Scooter aus der Bar dem Billy ein Essen auf den Platz, weil er ein paar schmutzige französische Lieder singen konnte, von Belle zum Beispiel, die niemals eine Hose unterm Rock trug. Dann stand Billy mit seiner zerkratzten Gitarre breitbeinig vor einer entzückten

Touristengruppe und sang seinen Text, und die Touristen johlten und fotografierten ihn und spendierten ihm ein paar Münzen.

»He, Billy«, sagte Basie freundlich und reichte dem Alten fünf Dollar. »Ich suche ein Auto, möglichst alt und verammelt. Hast du da was?«

»Du könntest den Toyota von Tragger nehmen. Der fällt bald auseinander. Tragger fährt sowieso nicht mehr, weil er meistens besoffen ist. Soll ich ihn fragen, wie viel er haben will?«

»Tu das«, nickte Basie. Es war wichtig, dass keine Spur zum Chef führte.

Er ging in die alten Gassen hinein und genoss das Gemimmel der vielen Menschen. Es gab ihm ein Gefühl der Sicherheit, und hätte er die Wahl gehabt, hätte er sich genau hier eine Wohnung besorgt. Eines Tages würde er das wirklich tun.

Er steuerte die Royal Canadian Bank an und fragte sich zum hundertsten Mal, wieso es die hier gab. Musste was mit Geldanlagen zu tun haben, mit der Art Geschäfte, die der Chef machte. Das war aber eigentlich auch ganz egal, für Basie zählte nur das Konto, das er seit sechs Jahren dort hatte. Und das war hübsch fett und sah verdammt gut aus.

Irgendwer musste schließlich das Geld, das an den Rändern ihres Lebens reichlich heruntertropfte, aufsammeln und einsacken. Da war die Sache mit den siebentausend US-Dollar für frisch nach Beirut eingeflogene Austern. Die waren nicht gekommen, und der Chef hatte sie auch nicht vermisst, und dieser blöde Scheich sowieso nicht. Na ja, solche Dinge eben. Basie hatte in *Harper's Bazaar* gelesen, dass internationale Kreise den Chef für einen der reichsten Männer der Welt hielten, mit einem Dutzend Milliarden sicherlich oder mehr.

Hinter dem Schalter saß wieder dieser Milchbubi, dem Basie privat nicht einmal einen Hundertdollarschein anvertraut hätte. Seine makellos weißen Hände hatten wahrscheinlich noch nie einen Hammer berührt.

»Ich möchte etwas einzahlen«, sagte Basie.

»Selbstverständlich, Mister Blossom. Wie viel soll es sein?«

»Siebentausend«, sagte Basie und legte dem Milchbubi einen Umschlag hin.

»Darf ich Sie bei der Gelegenheit über ein paar gute Anlagen informieren, Sir?«

»Nein«, sagte Basie. Das versuchte der Junge nun seit Jahren, und es klang jedes Mal gleichermaßen nichts sagend. »Wie viel habe ich jetzt?«

»Äh, wie bitte?«

Basie hatte den Jungen beim Zählen gestört.

»Also, Sie haben, Sir ... Sie haben jetzt auf diesem Konto dreihundertdreißigtausendvierhundertvierzig Dollar.«

»Das ist schön«, sagte Basie und nahm die Quittung entgegen.

Das Schönste dabei ist aber, dachte er, dass du nicht weißt, dass ich weder Basie heiße noch Blossom, dafür aber erstklassige Papiere auf diesen Namen habe, weil mein Chef nur erstklassige Papiere wollte. Basie Blossom, so etwas Irres konnte nur dem Chef einfallen.

Er schlenderte aus der Bank, ließ sich treiben, bog am Ende der Straße nach links ab und ging auf die großen Schuppen zu. Auf diesen paar hundert Metern standen die meisten Nutten, und je weiter er vorankam, desto billiger wurden sie.

Als sie ihn kommen sahen, machten sie ein paar Schritte nach vorn und hoben das Röckchen, falls sie eines trugen. Sie boten ihm alles an, und ihre Stimmen waren rau vom billigen Ganja und dem vielen Fusel.

»He, Sweeties!«, rief Basie und sah sehr genau in ihre gierigen Gesichter.

»Willst du mich, oder willst du uns alle?«, fragte eine von ihnen, die keine Zähne mehr hatte und uralte aussah.

»Alle!«, sagte Basie scheinbar verblüfft.

Dann lachten sie zusammen.

Die Alte kam nicht infrage, weil der Chef Frauen ohne Zähne auf den Tod nicht ausstehen konnte.

Es waren alles in allem vielleicht sechzig bis siebzig Frauen, und sie standen beiderseits der Fahrbahn, schrien derbe Anzüglichkeiten und rissen sich nicht die Spur zusammen, weil Basie ein Mann war, von dem sie sicher wussten, dass er niemals eine von ihnen kaufen würde.

Ein Nigger, der so wohlgenährt war und so gut in teures graues Tuch gekleidet wie Basie, ging hier nur durch, weil er mal frische Luft schnappen wollte. Und zu Hause hatte ein so feiner Mann selbstverständlich eine Zuckerpuppe, die sich den ganzen Tag einölen und lange blutrote Nägel feilen konnte, die niemals abbrechen. Die Stunde der billigen Frauen auf dieser stillen Straße würde später kommen, wenn die Touristen in den Kneipen betrunken und geil waren.

Basie drehte sich gemächlich um und ging auf der anderen Straßenseite zurück. Dann sah er eine, von der er annahm, dass sie dem Chef liegen würde. Sie stand einen Schritt zurück im Schatten eines Vorbaus. Sie hatte ihr langes Haar grell mit Henna gefärbt, und ihr Gesicht war schmal, fast mager. Sie sah ein bisschen krank aus, und sie war sicher nicht älter als dreißig, na ja, fünfunddreißig vielleicht. Sie war schlank und hatte unendlich lange Beine. Und weil sie das wusste, trug sie nichts als ein knappes Höschen und ein weit offen stehendes weißes Männerhemd. Irgendwie war sie schön, mit Augen, die steinhart wirkten und sehr viel gesehen hatten.

»He«, sagte Basie. »Stehst du oft hier?«

Sie war misstrauisch, und sie zeigte es. »Bis ich die Miete zusammen habe«, antwortete sie.

»Da könnte ich helfen«, sagte Basie. »Ich hab da einen Freund, der auf so jemand wie dich steht. Wie sieht's aus? In einer Stunde?«

Sie verzog ihren Mund. »Will der mich etwa hier vögeln, oder wie?«

»Nicht doch«, sagte Basie. »Ich komme vorbei, lade dich ein.«

»Was bringt das?«, fragte sie schnell.

»Ich lass dir jetzt einen Hunderter da, dafür verlange ich, dass du in einer Stunde fertig hier stehst. Ich fahr dich auch hierher zurück. Insgesamt bringt das zwei Hunderter. Und vielleicht legt mein Freund noch was drauf. Okay?«

Basie hielt ihr einen Hunderter hin und war sicher, dass das mehr als das Vierfache ihrer Monatsmiete war. Sie hauste sicher in einer versifften Bruchbude, durch deren Wände der Regen drang und die über einer billigen Kneipe lag. Und sie schleppte garantiert irgendeinen unrasierten und versoffenen Typen durchs Leben.

»Hast du eine Uhr?«, fragte er noch.

»Na, sicher«, sagte sie noch immer misstrauisch. Dann nahm sie den Geldschein. »In einer Stunde hier.«

»Das ist schön«, sagte Basie und ging weiter.

Er wurde nicht schneller, im Gegenteil, er verfiel in eine geradezu träge Gangart und wirkte wie jemand, der auf einen zufällig herumstehenden Stuhl wartet.

Nach zwanzig Minuten war er wieder beim alten Billy, der sich einen großen Plastikbecher voller Fusel besorgt hatte und laut schlürfte, wenn er davon trank.

»Was sagt dieser Tragger?«

»Tragger gibt dir den Toyota. Er sagt, zwei Hunderter wären gut.«

»Hundert kann er haben«, erwiderte Basie. »Die Kiste wird doch sowieso nur vom Rost zusammengehalten.«

»Ich frage ihn«, murmelte der Alte und verschwand. Nach einigen Minuten kam er zurück und ließ einen Schlüssel an einem Ledermäppchen um den Zeigefinger kreisen. »Tragger sagt, das geht in Ordnung. Und du sollst die Kiste auf ewig verschwinden lassen.«

»Und das Geld gebe ich dir?«

»Das Geld kriege ich.« Billy nickte. »Wir sind alte Kumpel, Tragger und ich.«

»Na, denn«, sagte Basie. »Mach's gut.«

Er streifte sich dünne, schwarze Lederhandschuhe über. Im Innenraum des Autos stank es, das ganze Auto stank widerlich, und Basie warf erst einmal zwei dreckige kleine Kissen hinaus. Jemand hatte eine Marienfigur aus Plastik auf das Armaturenbrett geklebt, und Basie sagte spöttisch: »Hi, Maria!« Er brach die Plastikfigur ab und warf sie ebenfalls auf die Straße. Als er den Motor startete, hörte er, dass er einen Diesel gekauft hatte. Und der ratterte unregelmäßig und stank ebenfalls enorm. Aber er lief. Basie schaltete den Motor wieder aus und trabte zu einem Restaurant. Er setzte sich an einen kleinen Tisch in einer schmalen, kopfsteingepflasterten Gasse und ließ sich ein halbes Dutzend Austern bringen. Das war sündhaft teuer, aber er wusste, dass der Chef alle Spesen wortlos genehmigte, wenn es um eine Eva ging. Dann aß er noch eine kleine Portion Spaghetti *aglio e olio*, ehe er zahlte und zum Auto zurückging.

Er steuerte wieder die Straße der Nutten an. Da stand sie schon, und sie hatte sich etwas verändert, was vermutlich auf den Hundertdollarschein zurückzuführen war. Sie trug neue Jeans und ein neues weißes Hemd. Und sie war

schrecklich geschminkt und roch aufdringlich nach einem billigen Parfüm.

Als sie sich neben ihn setzte, fragte sie aggressiv: »Also, wohin geht es, Onkelchen?«

»In das Haus meines Freundes«, antwortete Basie. »Wie heißt du eigentlich?«

»Selma. Und der Freund hat Kohle, he?«

»Das kann man so sagen.«

»Und du? Hast du auch Kohle?«

»Es reicht ganz gut zum Leben.«

»Und wieso fährst du so eine alte Karre?«

»Sie läuft, und das reicht.«

»Und wieso ... und wieso trägst du Handschuhe? Also, das ist ja irre.« Ihre Stimme war plötzlich grell vor Mißtrauen.

»Es ist das Auto von einem Hausdiener«, sagte er entschuldigend. »Von meinem Freund war gerade keines frei. Und Handschuhe trage ich oft. Wegen der Hygiene.«

»Wie viele Karren stehen denn da, wenn alle frei sind?« Es schien ihr Spaß zu machen, ihn auszufragen.

»Na ja, vier oder fünf, nein, sechs.«

»Oh Mann, reich müsste man sein.«

»Das stimmt.« Basie nickte ohne einen weiteren Kommentar.

Dann schwieg sie, zündete sich eine Zigarette an, drückte sie sofort im überfüllten Aschenbecher aus, zog ein Spray aus der kleinen, bunten Handtasche und machte ihren Atem frisch.

Als Basie in die schmale Zufahrt einbog und das niedrige, schneeweiße Haus sichtbar wurde, war sie etwas nervös und fragte: »Wie ist er denn so, dein Freund?«

»Er braucht es hart.«

Sie sah ihn mit einem schnellen Seitenblick an. »Dann

wird Mami ihn bestrafen«, stellte sie fest. Darin kannte sie sich aus.

Basie fuhr vor die Garagen, und sie stiegen aus.

»Das ist ja ein Märchenschloss«, rief sie. »Wie bei Elvis in Memphis.«

»Warst du mal in Memphis?«, fragte Basie.

»Ja klar, ich war damals mit einem aus Vegas zusammen. Der war ein Elvis-Fan, und manchmal dudelte er von morgens bis abends ›In the Ghetto‹ ... War ganz furchtbar, der Kerl. Und außerdem ein Schwein, wenn du verstehst, was ich meine.« Sie stakste auf hohen schwarzen Stilettos neben ihm her.

»Und mit wem bist du jetzt zusammen?«

»Donovan heißt der. Ist einer von Palomas Leuten. Ganz netter Typ, bloß faul. Und außerdem wird er langsam dick. Und er duscht zu selten. Sag mal, habt ihr was zu essen im Haus?«

»Na, sicher doch.« Er lächelte.

Sie stiegen die Freitreppe hoch, Selma rief bewundernd »Huch!« und verstummte dann.

Basie schloss die Tür auf und sagte: »Nach rechts, bitte.« Er ging vor ihr her zu den Gästeartments und öffnete das erste.

»Das ist dein Reich«, sagte er. »Das Bad ist da hinten. Du duschst und machst dich frisch. Aber kein Parfüm und keine Lotion oder Ähnliches. Mein Freund mag nur Natur. Ich hole dich dann in einer halben Stunde ab. Ein Bademantel hängt im Bad, mehr brauchst du nicht.«

»Ja, aber ... ich meine, liebt er denn Ketten oder so? Peitschen vielleicht oder irgendetwas in der Art?«

»Dazu kommst du später«, sagte er. »Das ergibt sich ganz von selbst.« Basie nickte Selma lächelnd zu und ging dann zurück in die Empfangshalle.

Er rief den Chef an und sagte knapp: »Es ist alles bereit. Möchten Sie einen Imbiss?«

»Nein. Ich rufe dich dann.«

»In Ordnung, Sir.«

Basie ging in die Küche, machte ein paar Scheiben Toast und schnitt etwas vom geräucherten Lachs ab. Dazu gab er einen Klecks Meerrettich und brachte das Ganze auf einem Holzteller ins Gästeapartment. Er sagte laut: »Hier ist was zu essen.«

»Danke«, rief Selma aus dem Bad. »Du bist ein Schatz!«

»Wenn du wüsstest«, murmelte Basie leise. Dann ging er zurück in die Küche. Amanda war schon gegangen, das war gut so. Und Pater Anselm betete wohl seinen Seelenfrieden bei den Minoriten herbei.

Basie setzte sich auf einen Hocker und begann, Silber zu putzen. Er putzte gern Silber, dabei konnte er gut vor sich hinträumen. Er war beim dreizehnten Kaffeelöffel, als der Chef anrief und befahl: »Bring sie mir.«

»Ja, Sir.«

Er holte Selma ab. Sie sah verdammt gut aus, und sie roch endlich auch gut. Ihr Lächeln wirkte zwar etwas nervös, aber das war nicht weiter verwunderlich bei all dem Luxus, der sie plötzlich umgab.

Basie ging vor ihr her in den großen Salon.

Sie raunte: »Wow!«, als sie die Pracht sah. Dann sah sie den Chef, der in einem dunkelroten Brokatmantel hinter dem großen Tisch saß – wahrlich wie ein König.

»Bis später!«, sagte Basie.

Dann verließ er den Salon, ging durch den Küchengang zu einer zweiten, schmalen Zugangstür, öffnete sie leise und lehnte sich daneben an die Wand. Bald würde sein nächster Einsatz kommen.

Er hörte, wie der Chef dröhnend begann: »Wie heißt du?«

»Selma«, kam die brave Antwort. Wahrscheinlich kannte sie derartige Spielchen, und wahrscheinlich hoffte sie, dass es schnell vorbeiging.

»Heute Abend bist du Eva«, sagte der Chef.

»Wie Sie meinen, Sir.«

»Du lebst in Sünde.«

»Das ist richtig«, antwortete sie und fuhr mit etwas unsicherer Stimme fort: »Schließlich bin ich deswegen hier.«

Sie hatte keine Ahnung, worauf der Chef hinauswollte.

»Sag mir deine Sünden.« Die Stimme des Chefs war gefährlich sanft.

»Na ja, ich ficke mit jedem gegen Bezahlung. Ich mache es auf alle Arten, du bestimmst. Und du willst es hart, hat dein Freund gesagt.«

»Das stimmt. Ich bin ein harter Mann. Seit wann lebst du in Sünde?«

»Schon immer«, antwortete sie. »Sag mal, was soll das Theater hier?«

»Es ist das große Welttheater. Das verstehst du nicht, das kannst du auch gar nicht. Jetzt kommt mein Butler und gibt dir eine kleine Spritze. Keine Angst, sie ist nicht tödlich, sie macht dich nur ein bisschen lahm, und nach einer halben Stunde ist es schon vorbei. Und ich zahle dir dafür einen angemessenen Preis.«

»Was für eine Spritze? Und was heißt angemessen?«

»Fünfhundert«, sagte der Chef ganz freundlich.

»Ich weiß nicht, ob ich das will. Von fünfhundert hat dein Kumpel nichts gesagt. Und schon gar nichts von einer Spritze. Was ist denn da drin?«

»Ein Barbiturat, ein Mittel, das dich schläfrig macht und entspannt.«

»Und wenn ich nicht will?«

»Dann fährt mein Butler dich wieder dahin, wo du

hergekommen bist. Und eine andere Frau verdient das Geld.«

»Und was muss ich tun?«

»Du musst deine Sünden bekennen.«

»Und dir den Schwanz lutschen?«

»Nein, oh nein.«

»Na ja, irgendetwas muss ich aber doch tun, oder?«

»Du musst mir nur zuhören«, sagte der Chef, und er hatte ein hartes Gesicht.

»Nur zuhören? Für fünfhundert?«

»Sonst nichts.«

»Ihr seid vielleicht ein komischer Haufen hier. Na ja, dann soll die Spritze mal kommen.«

»Basie, bitte«, sagte der Chef genüsslich.

»Selbstverständlich, Sir«, sagte Basie und trat wieder in den Raum. Er setzte die Spritze in Selmas rechten Oberarm und sagte: »Keine Sorge, Mädchen.«

»Na ja«, murmelte sie.

Basie ging zurück auf seinen Platz und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand.

»Huch«, sagte Selma mit piepsiger Stimme. »Das ist ein komisches Gefühl. Und wieso ist hier überall Plastikfolie auf dem Boden?«

Dann herrschte kurz vollkommene Stille.

»Im Namen des Herrn«, begann der Chef. »Knie nieder, Eva, und bekenne deine Sünden.«

»Das ist doch Quatsch!«, sagte Selma verwundert, und ihre Stimme lallte etwas.

Knie schon nieder, dachte Basie. Mach schon, sonst dauert es nur noch länger.

»Das hier ist die Peitsche der himmlischen Vergeltung!«, erklärte der Chef laut. Er schob seinen hohen Stuhl mit den Kniekehlen zurück. Es quietschte leicht.

Basie dachte: Ich muss Filz unter die Beine kleben.

Dann kamen die ersten Peitschenhiebe, und Selma begann augenblicklich sehr hoch und sehr anhaltend zu schreien. Ihre nackten Füße machten auf den Plastikbahnen taptaptap.

»Bleib stehen, Sünderin!«, rief der Chef erregt.

»Ich will nach Hause«, nuschelte Selma.

Die nächsten Peitschenhiebe kamen in sehr schneller Folge, und anfangs schrie Selma noch, aber Basie wusste, dass ihr bald die Luft fehlen würde. Er drückte die Tür zu und schloss sie ab.

Nach ein paar Minuten würde sie nur noch wimmern, und wenn der Chef erst die Peitsche mit den Bleikugeln einsetzte, kaum mehr Luft kriegen.

Basie hörte den Chef laut brüllen: »Dein sündiger Leib soll bluten! Du gehörst dem Höllenfeuer.«

Basie ging in die Küche, weil er diese Schreierei nicht mochte. Später, in einer halben Stunde etwa, würde der Chef Champagner bestellen, und Basie könnte sich ans Aufräumen machen. Das war auch in Kanada so gelaufen. Und in Beirut vor zwei Jahren auch.

Basie wartete.

Irgendwann schellte das Haustelefon, und der Chef sagte: »Ich brauche eine kleine Flasche eiskalten Champagner. Und wenn Pater Anselm nach Hause kommt, möchte ich ihn sprechen. Und du kannst aufräumen.«

»Natürlich, Sir«, sagte Basie. Er stellte das Glas und das Fläschchen auf ein Tablett und schickte es mit dem Aufzug in das Schlafzimmer des Chefs. Dann nahm er einen Zettel und schrieb: *Lieber Anselm, der Chef will dich sprechen! Sofort!*

Er legte den Zettel auf die Anrichte.

Es war klar, dass der Chef beichten wollte, und Anselm würde gerührt zuhören.

Der Chef würde beginnen: »Ich habe schwer gesündigt in Gedanken, Worten und Werken ...«

Anselm würde zuhören, er würde hören, wie der Chef erklärte: »Ich habe eine Eva bestraft, weil sie vom Baum der Erkenntnis aß.«

Anselm würde vertrauensvoll lächelnd antworten: »Gut, mein Sohn. Ich nehme deine Worte sehr ernst!«

Wenig später würde er zu Basie kommen und gerührt erklären: »Der Chef hat gebeichtet, dass er irgendeine Eva bestraft hat. Und ich weiß nicht recht, was ich darauf antworten soll. Wahrscheinlich hat er mal wieder schlecht geträumt.«

Selbstverständlich würde Basie erwidern: »Na ja, der Mann hat aber auch viel um die Ohren.«

Basie seufzte leicht, zog einen blauen Arbeitskittel über und machte sich auf den Weg in den großen Salon.

Als er Selma regungslos auf den Plastikbahnen liegen sah, wusste er sofort, dass irgend etwas schief gelaufen war. Sie lag merkwürdig verkrümmt da. Basie hastete zu ihr und zischte erregt: »He, mach keinen Scheiß!«

Er kniete sich neben sie, starrte sie prüfend an, beugte sich direkt über ihr Gesicht. Sie atmete nicht mehr. Sie war tot, jede Hilfe würde zu spät kommen. Was sollte er nur tun? Der Chef hatte sicher gar nicht gemerkt, dass er sie totgeschlagen hatte, schließlich war schon öfters eine Eva während der Bestrafung ohnmächtig geworden.

Eine Welle aus Angst ließ Basie zittern, einige Sekunden lang bekam er keine Luft. Das war noch nie passiert. So weit war der Chef nie gegangen.

Ich muss aufräumen!, befahl sich Basie.

Er fand einen großen schwarzen Plastiksack, in den er die Leiche packte. Dann trug er ihn hinaus und verstaute ihn im Kofferraum des alten Toyota. Die Plastikbahnen im

großen Salon rollte er ebenfalls sorgfältig zusammen und lud sie in den Kofferraum. Er gratulierte sich selbst für seine Vorsichtsmaßnahme, den Boden vor einer Bestrafung immer gut abzudecken, weil es immer eine Sauerei gab. Tatsächlich fand sich im ganzen Salon kein Blutspritzer mehr.

Draußen am Auto zog er die Handschuhe und den Kittel aus und warf alles über Selma. Wenn er nach Hause kam, würde er das Gästeapartment säubern und seine wie ihre Kleidung verbrennen. Die Bullen hatten heutzutage ekelhaft gute Mittel, irgendetwas nachzuweisen.

Er fuhr in normalem Tempo, weil er auf keinen Fall aufpassen durfte und weil er die ganze Nacht Zeit hatte.

Er steuerte den riesigen Schrottplatz hinter dem Industriehafen an, auf dem ein großer Magnetkran mit extrem hellen Scheinwerfern arbeitete. Direkt am Kran parkte er, stieg aus und wedelte mit beiden Armen zum Kranführer hoch.

Der stoppte seine Maschine, kam heraus auf den Umgang und schrie: »Was willst du, Mann?«

»Mach den hier platt!«, rief Basie zurück. »Ist sowieso nur Schrott.«

»Das kostet aber«, brüllte der Mann und grinste breit.

»Hundert?«, schrie Basie.

»Wunderbar!«, schrie der Mann zurück. Dann kam er sehr schnell heruntergeklettert und sagte atemlos: »Kann ich gut gebrauchen, Mann. Ich will nach Miami.« Dann grinste er wieder: »Was hattest du da drin, Mann? Eine Tonne Shit? Eine Leiche von der Konkurrenz?«

»Such es dir aus«, erwiderte Basie grinsend.

Der Mann lachte: »Dann machen wir ihn platt.« Er kletterte wieder zum Leitstand hoch.

Basie sah sehr aufmerksam zu, wie sich die riesigen Ba-

cken der stählernen Presse neben, über und unter dem Toyota gegeneinander schoben.

Er winkte dem Kranführer zu und ging davon.

Er hatte in der *Financial Times* gelesen, dass China den gesamten Stahl auf dem Erdball aufkaufte, und murmelte: »Auf diese Weise, Selma, kommst du weit rum!« Er war sehr stolz auf sich.

Langsam wanderte er zum alten Hafen. Er war jetzt wieder ganz ruhig, er wusste, er hatte seine Aufgabe gut gelöst. Er dachte über die Selmas dieser Welt nach und über das Privileg, der perfekte Diener eines dermaßen stinkreichen Meisters zu sein. Und wie so häufig betete er sicherheits- halber zu einem Gott, zu dem er nie eine besondere Nähe gespürt hatte, dass dieser himmlische Zustand möglichst lange halten möge.

Er stieg vor dem Coque d'Or in den Cadillac und rollte heim. Leise trat er ein, sah, dass der Zettel an Pater Anselm verschwunden war, ging hinauf in sein Apartment, zog sich aus, schlüpfte in einen Bademantel und brachte dann seine Kleidung in den Keller. Er stopfte sie in den Heizkessel und wartete sicherheits- halber ein paar Minuten. Anschließend ging er wieder in das Gästepartment und beseitigte die letzten Spuren von Selma auf dieser Erde.

Er stellte den Wecker auf sieben Uhr, denn es war sonnenklar, dass der Chef beschließen würde, die Insel sofort zu verlassen. Das war jedes Mal so, wenn er irgendwo auf der Welt eine Eva bestraft hatte.

ERSTER TAG

Krause kam herein und sagte gut gelaunt: »Es gibt Arbeit, mein Lieber. Achmed ist am Telefon.«

»Und, was will er?«, fragte Müller.

»Das weiß ich nicht, das ist Ihr Bier. Er ist am Hamburger Telefon und scheint gut drauf zu sein. Vielleicht will er Ihnen ja nur Guten Tag sagen.«

»Verarschen Sie mich nicht«, sagte Müller mit einem milden Grinsen. »Was hat die Kantine zu bieten?«

»Würstchen mit Kartoffelsalat und Backfisch. Bis später.« Krause spazierte wieder hinaus.

Müller ging ans Telefon und hörte Achmed zu, wie er seelenruhig über die dreitausend Kilometer Entfernung zwischen Damaskus und Hamburg einen der vereinbarten Codes verwendete, den er bisher noch nie eingesetzt hatte.

Achmed sagte auf Arabisch: »Mein Freund, ich brauche dringend den besten Vorschlaghammer, den du auftreiben kannst. Und zwar am besten gleich zwanzigmal.«

Müller brauchte nicht nachzusehen, er kannte den Code im Traum. Er bedeutete: Komm schnellstmöglich her. Müller dachte an Melanie und an Anna-Maria, und dass er ihnen versprochen hatte, in den kleinen Zirkus zu gehen, der auf der großen Wiese hinter ihrer Siedlung gastierte. Anna-Maria hatte zwei Elefanten gesehen und sprach seitdem über nichts anderes mehr.

Müller sagte: »Scheiße!« Dann stand er auf, ging hinüber

in Krauses Büro. »Wir haben ein verdammt Dringend von Achmed. Ich soll schnell kommen.«

»Die Beurteilung?«, fragte Krause.

»Den Code hat er in den vier Jahren noch nie verwendet. Gut, wir wissen, dass er ein Luftikus ist, aber er hat nie eine Abmachung missbraucht oder eine Meldung aufgeblasen. Auf den ersten Blick würde ich sagen: Ich sollte sofort losfliegen.«

»Was könnte es sein?«

»Möglich, dass die Amis es aufgeben, in der syrischen Wüste nach Öl zu bohren. Oder dass sie im Gegenteil noch weitere Ölsuchtrupps anfordern. Könnte alles Mögliche sein. Könnte sogar sein, dass Achmeds Onkel mit irgendwas auf die Schnauze gefallen ist und das Projekt nicht mehr steuert. Was sagen Sie?« Müller grinste. »Schließlich habe ich von Ihnen gelernt, nicht allzu viel Fantasie zu verbraten. Es bringt nichts, haben Sie gesagt.«

»Auf jeden Fall handelt es sich um etwas, was er Ihnen am Telefon nicht verraten kann. Und ich hasse diese gottverdammten Konjunktive. Rufen Sie ihn an, und sagen Sie ihm, Sie kommen. Was ist mit Geld? Erwartet er welches?«

»Keine Automatik bei Achmed. Aber ich sollte in Damaskus welches aufnehmen, bevor ich ihn sehe.« Müller dachte leicht erheitert, dass Krause für einen abgebrochenen Theologen erstaunlich oft das Wort »gottverdammt« verwendete.

»Wie viel?«

»Fünftausend US-Dollar. Das übliche Verfahren, der ganz normale Treff.«

»Gut. Ich gebe der Reisestelle und der Residentur in Damaskus Bescheid, damit die das Nötige veranlassen. Rufen Sie Achmed an.«

Müller trabte in sein Büro zurück und dachte mit leich-

tem Widerwillen, welchen Wust an Bürokratie er gerade auslöste. Sie diskutierten es immer wieder, stritten sich wie die Kesselflicker um Vereinfachungen und kamen auf der endlosen Leiter der Zuständigkeiten nicht eine Stufe weiter. Krause musste jetzt seine wichtige Zeit dem Geschäftszimmerbereich opfern. Dort würde der Abschlag auf die Reisekosten und Treffkosten festgelegt. Krause müsste an Müllers Stelle unterschreiben. Dann wurde jemand losgeschickt, der die Genehmigung und das Geld abholte. Anschließend musste jemand die Buchung des Fluges erledigen.

Dazu kam die Bürokratie in Damaskus: Der BND-Resident würde nachschauen, ob sein Bestand an US-Dollar ausreichte, und spätestens nach dem Treffen die Zentrale bitten, seine Dollarkasse wieder aufzufüllen. Und er würde prüfen, ob sein Gehilfe für die Geldübergabe bereitstand, die Müller immer den »Tanz mit dem bartlosen Unterprimaner« nannte.

Müller nahm das Handy Nummer vier und wählte die lange Nummer von Achmed in Damaskus.

Achmed meldete sich augenblicklich, und Müller sagte: »Hi, Kumpel.«

»Oh, mein deutscher Lieferant. Wie geht es dir, alter Gauner?«

»Na ja, wie es einem so geht, wenn Arabien auf der Matte steht. Hör zu, die Vorschlagshämmer kannst du kriegen. Sofort.«

»Das ist gut«, sagte Achmed mit einem kleinen fröhlichen Glucksen in der Stimme. Dann unterbrach er die Leitung.

Müller ging auf die offizielle Leitung und rief zu Hause an.

Als Melanie sich meldete, sagte er hastig: »Bitte sei nicht sauer, Schatz, aber ich muss auf eine Dienstreise. Nur zwei, drei Tage oder so. Dann bin ich wieder da. Ich komme gleich und pack meine Sachen.«

»Sie hat sich so gefreut«, sagte Melanie seufzend.

»Ich weiß.« Müller fühlte sich unbehaglich. »Bis gleich also.«

Der interne Apparat klingelte, der Chef sagte: »Wir haben Sie auf einer Lufthansa nach Athen in drei Stunden. Dann sofort weiter nach Damaskus. Die Residentur geht klar. Gehen Sie zur Operativen Sicherheit, die Treffs absprechen.«

»Geht klar.«

Müller ging über mehrere Flure und die Treppe hinunter zu Willi Sowinski von der Operativen Sicherheit und erklärte gleich: »Ich habe zwei Treffs in Damaskus, beide nach der alten, bewährten Regel. Erster Treff Botschaft wegen der Gelder. Vor dem Café in der Straße der Düfte. Aneinander vorbeigehen, zweimal. Dann hinsetzen. Aktenkoffer Nummer drei, kleines Format. Wird nur gewechselt, steht unter dem Tisch. Er geht vorbei, nimmt meine Tasche auf, ich nehme seine und gehe weiter. Treff Achmed wie immer. Schräg gegenüber von seinem Stand ist ein Obstladen. Ist alles in Ordnung, geht er rein, nimmt eine Orange auf, zahlt sie und geht wieder. Ist es nicht in Ordnung, nimmt er drei Orangen. Ausweichtreff dieselbe Stelle genau eine Stunde später, gleiches Verfahren.«

»Sie haben es gut drauf«, sagte Sowinski. »Gibt es eine Ausweiche beim Geld?«

»Gibt es. Exakt eine Stunde später an einem Shawurma-Stand zwei Gassen weiter. Dasselbe Verfahren.«

»Irgendwelche Unklarheiten?«

»Nein. Mit Ausnahme der Tatsache, dass wir nicht wissen, was Achmed uns sagen wird.« Müller grinste.

Sowinski nickte nur und lächelte ihm zu, was in etwa hieß, er solle seine Sache gut machen – wie gehabt. Dann aber konnte er sich nicht verkneifen, wie beiläufig hinzuzu-

fügen: »Und die Treffberichte bitte binnen vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Rückkehr, so präzise wie möglich.«

Müller wusste genau, dass Sowinski mit einigen Verbindungsführern ständig wegen nicht geschriebener Treffberichte im Clinch lag, und er wusste auch, dass im letzten Jahr zwei oder drei Treffs mit wichtigen Leuten irgendwo auf der Welt schief gegangen waren, weil Berichte anderer Agenten über vorhergehende Treffen entweder gefehlt hatten oder unvollständig waren.

»Das geht alles klar. Passen Sie auf das Haus auf.«

Kurz darauf fuhr er mit dem Lift in die Tiefgarage, stieg in seinen alten Golf und steuerte die Rampe hoch. Das Licht draußen war grell und traf ihn wie ein Schlag. Die Sonne stand fast senkrecht, und es mussten um die dreißig Grad sein. Müller fuhr konzentriert.

Er dachte, dass ihm die Reise eigentlich gut in den Kram passte. So kam er wenigstens mal wieder für ein paar Tage von zu Hause fort. Er hatte nämlich keine Ahnung mehr, worüber er mit Melanie noch sprechen sollte, außer über die ganz alltäglichen Banalitäten. Er bekam einen harten Rücken, wenn er in sein eigenes Haus kam. Ich bin in dieser Ehe stumm geworden, dachte er, ich bin, verdammt noch mal, ein Taubstummer in meinem eigenen Haus. Wieso mache ich nicht den Mund auf? Wahrscheinlich tue ich das nicht, weil sie mich gar nicht verstehen würde. Sie wäre nur maßlos erschreckt, und sie würde garantiert sagen: Das kriegen wir wieder hin. Sie sagt immer, dass man alles hinkriegen kann.

Lieber Himmel, schoss es Müller durch den Kopf, ich bin ja schon glücklich, wenn ich in mein Haus stolpern und nach der Fernbedienung greifen kann, um mich berieseln zu lassen.

Er kaufte unterwegs einen bunten Blumenstrauß aus den Eimern eines Selbstbedienungsladens.

Kurz darauf erreichte er die Siedlung, die endlosen Reihenhäuser – eines wie das andere, mit einem Haufen junger Paare drin, die ein Kind nach dem anderen bekamen, als nähmen sie an einem Wettbewerb teil.

Ich hasse das alles, dachte Müller.

Draußen vor seinem Haus, der Nummer zweihundertvierzehn, saß auf dem winzigen Rasenfleck Anna-Maria und sprach ganz konzentriert mit ihrem zerrupften Hasen, der Oskar hieß.

»Hallo, meine Prinzessin!«, sagte Müller laut.

Sie hob den hübschen Kopf, der von leicht rötlich blondem, langem Haar umrahmt war.

Dann schrie sie: »Papa!«, legte den Hasen achtlos beiseite und kam durch das kleine Tor im Einheitsjägerzaun herangelaufen.

»Wir gehen in den Zirkus.«

»Nicht heute«, sagte Müller und nahm sie hoch. »Papa hat keine Zeit. Wir gehen in ein paar Tagen hin.«

Sie brach augenblicklich in Tränen aus. »Aber du hast es versprochen.«

»Das stimmt, und ich halte es auch. Aber nicht heute. Komm, du kannst mir helfen, meinen Koffer zu packen.« Er trug sie auf dem Arm ins Haus.

Melanie sah durch die Küchentür und sagte: »Hallo! Brauchst du irgendwas Besonderes?«

»Nein, nur ein paar Klamotten für zwei, drei Tage.«

»Und, wohin geht es?«

»Nach München«, antwortete er.

Er gab sehr häufig München als Ziel an, wohl wissend, dass es sie ohnehin nicht interessierte.

Er hatte ihr schon früh in ihrer Beziehung gesagt, dass er

beim Bundesnachrichtendienst arbeitete und dass er über Einzelheiten nicht sprechen dürfe – was letztlich auch zu ihrem Schutz sei. Sie hatte einfach genickt, und dabei war es geblieben, und sie hatte gar nicht erst die Angewohnheit entwickelt, irgendetwas herausfinden zu wollen. Sie beschwerte sich nie.

»Fliegst du gleich?«

»Ja, ich muss sofort wieder raus nach Tegel.«

Er setzte Anna-Maria ab und lief die Treppe hinauf. Er holte den Schalenkoffer vom Kleiderschrank und packte ein, was er für drei Tage brauchen würde. Vor allem die Boxershorts aus beigefarbenem Leinen, die weißen Tennissocken, die dunkelbraunen Sandalen und das bunte Hemd mit dem Ethno-Muster.

Krause hatte einmal bei einer Konferenz unter allgemeinem Gelächter erklärt, niemand könne den perfekten tumb-deutschen Touristen so gut darstellen wie Karl Müller mit seinen schneeweißen Beinen in Shorts, mit Tennissocken und Sandalen.

Im Badezimmer entschied er sich für zwei blaue Augen und setzte sich eine blaue Haftschale auf das linke Auge, das fast gelb war – Echsenauge hatte das mal jemand genannt. Dann packte er den Toilettenbeutel mit den notwendigen Utensilien und warf ihn in den Koffer.

»Ich muss jetzt los«, sagte er zu Anna-Maria, die ihm die ganze Zeit hinterhergelaufen war und zugesehen hatte.

»Und wenn du wiederkommst, gehen wir in den Zirkus.«

»Ganz genau«, nickte er.

Auf der Treppe veranstalteten sie ein Riesengepolter, weil das Holz nicht abgefedert war und wie eine Trommel dröhnte.

»Schatz, ich bin weg!«, sagte er und drückte Melanie einen Kuss auf die Wange. »Ich melde mich, wenn es länger dauert.«

»Ja, guten Flug«, sagte sie ohne jede Betonung. »Schätzchen, komm, bleib hier, du kriegst einen Saft.«

Müller wollte gerade starten, da verharrte er plötzlich. Er fingerte sein privates Handy heraus und rief die Intensivstation an. Er verlangte seine Mutter.

Sie meldete sich sofort, und er hörte, dass sie geweint hatte.

»Wie geht es Papa?«

»Sie sagen, es geht langsam besser. Aber ich glaube, sie wollen mich schonen und sagen mir nicht die Wahrheit. Kannst du nicht ins Krankenhaus kommen, Junge?«

»Kann er denn wieder sprechen?«

»Nein, kann er nicht. Aber es heißt, dass das nach einem Hirnschlag sehr lange dauern kann. Das muss Vati dann trainieren. Oh Gott, Junge, komm doch her, ich bin so verzweifelt.«

»Geht nicht, Mama, ich bin auf einer Dienstreise. Aber ich komme so schnell wie möglich zurück.« Er wusste genau, dass sie alle Stunden sein Handy anwählen würde, aber das ließ er schön abgeschaltet. Er spürte ein sehr starkes, hohles Gefühl von Abwehr im Bauch. »Ich kann die Reise nicht aufschieben«, sagte er heiser. »Es geht einfach nicht. Ich rufe dich wieder an.«

»Das tust du doch nie«, meinte seine Mutter bitter.

»Ich verspreche es. Ich rufe dich an.«

Er stieg wieder aus und lief ins Haus.

Melanie sah ihn kommen und öffnete die Tür. »Ist irgendetwas?«

»Ja. Du musst dich um meine Mutter kümmern, bitte. Sie braucht da auf der Intensivstation Unterstützung. Fahr bitte zu ihr.«

»Und Anna-Maria?«

»Bring sie einfach zu deinen Eltern. Oder zu den Nachbarinnen.«

»Das ... das ...« Melanie sah ihn nicht an, sie sah auf ihre Schuhe hinunter.

»Ich weiß, Intensivstationen sind nicht dein Ding. Aber ich bitte dich inständig darum.« Müller drehte sich um und lief zum Wagen zurück. Dabei ging ihm die Szene durch den Kopf, wie sie ihm seine Mutter haltlos schluchzend geschildert hatte.

»Weißt du, er sitzt vor dem Schreibtisch und liest, und alles ist wie immer. Und plötzlich fällt sein Kopf zur Seite, und der Stuhl rollt zurück. Und dann fällt er runter, einfach so. Und ich schreie ...« Er dachte wütend und unkontrolliert: Scheiße!

Er fuhr zurück ins Amt und entdeckte beim Aussteigen in der Tiefgarage, dass der Blumenstrauß, den er für Melanie gekauft hatte, noch im Wagen lag. Er nahm ihn und versenkte ihn in einer Abfalltonne.

Im Büro packte er zusätzlich einen leichten Leinenanzug in den Koffer, von dem Melanie nicht einmal wusste, dass es ihn gab. Dazu ein paar einfache Leinenslipper. Zu solchen Kleidungsstücken hatte man ihm geraten, als er sich auf den Nahen Osten konzentrierte. Dazu kamen zwei Koffer voller Hämmer, Nägel und Bohreinsätze. Denn offiziell war Müller stets als Eisenwarenvertreter unterwegs.

Anschließend ging er zu Krauses Büro, klopfte an und sagte: »Ich bin dann weg.«

»Alles klar?«

»Alles in Ordnung.«

»Das ist gelogen, mein Junge. Ihr Vater liegt im Sterben, Ihre Ehe ist seit langer Zeit tiefgekühlt. Es kommt bald der Punkt, an dem wir reden müssen.«

Das war typisch für Krause – sanft zu sprechen und zu lächeln, wenn er echte Probleme zur Sprache brachte. Und es konnte sein, dass er dabei nicht einmal den Kopf hob. Er war, weiß Gott, ein sehr gütiger und unerbittlicher Vater.

Müller wollte augenblicklich wütend werden, wollte zischen. Was geht Sie meine Ehe an? Aber Krause hatte Recht, in seinem Beruf musste man den Kopf frei haben, und also antwortete er nach ein paar Sekunden: »Ja.«

Er hatte im Transitbereich in Athen ganze dreißig Minuten Zeit, die er dazu nutzte, ein Wasser zu trinken und seine Mutter in Berlin anzurufen. Sie war mittlerweile nach Hause gefahren.

»Hallo, Mama. Ich hocke hier auf dem Flughafen und warte auf einen Anschlussflug. Wie geht es Papa?«

»Na ja, wie es nach einem Schlaganfall eben geht. Sie sagen mal, es wird alles gut, und mal, das wird nie mehr was. Stell dir vor, eine junge Krankenschwester hat gemeint: Sie müssen jetzt sehr viel Kraft haben. Stell dir das vor.« Unvermittelt begann sie zu weinen. »Er fehlt mir so.«

»Ja, Mama.«

»Wann bist du wieder in Berlin?«

»Das weiß ich nicht genau, Mama. Ich beeile mich, ich verspreche es.«

»Und stell dir vor: Ich habe nicht einmal Ahnung, wie wir finanziell stehen und wo eigentlich sein Geld ist.«

»Wie bitte?«, fragte er verblüfft.

»Na ja, so ist das eben. Ich habe wirklich keine Ahnung.«

»Hast du nicht ... ich meine, hast du keine Bankvollmacht?«

»Nein, er hat doch alles gemacht, also das Finanzielle. Und er war ja immer da. Ach, Junge ...«

»Ich ruf dich wieder an, Mama, der Flug wird aufgerufen.«

Dann hockte er in einer dunkelblauen Plastikschaale auf großformatigen, weinroten Fliesen und starrte durch eine riesige Glasscheibe auf das Vorfeld, auf dem sich zahllose kleine Autos hektisch tummelten. Wie bei jedem Einsatz konzentrierte er sich auf die vor ihm liegenden Stunden und auf die Menschen, denen er begegnen würde. Da war der Geldbote des BND aus der Botschaft, der ungeheuer farblos und ebenso jung war, und den er den bartlosen Unterprimaner nannte, obwohl vieles dafür sprach, dass er weit über dreißig war. Er machte seine Sache mittelmäßig bis gut, nervte Müller aber dadurch, dass er bei allem, was er tat, dümmlich lächelte. Außerdem sah es, wenn er ging, von hinten immer so aus, als halte er seine Eier schützend mit der rechten Hand bedeckt. Eines war aber ganz sicher: Der Unterprimaner war auf seine Weise ein großartiger Spion, da niemand ihm zutrauen würde, sich auch nur eine Telefonnummer zu merken, geschweige denn, einmal schnell zu reagieren.

In dem Koffer aus der Botschaft würden die fünftausend US-Dollar sein, verpackt in eine braune Papiertüte. Müller würde sie entnehmen und den Plastikkoffer irgendwo zum Müll werfen. Die Geldübergabe würde er sofort erledigen und alles andere dem morgigen Tag überlassen.

Dann das Treffen mit Achmed, dem Sonnyboy, auch Laptop-Achmed genannt. Müller freute sich jedes Mal, ihn zu treffen, weil Achmed so fantastisch lachend durch das Leben zu gehen schien. Nichts, offensichtlich gar nichts konnte ihn umwerfen. In seinem weitläufigen Laden nahe dem Basar herrschte er über Hammer, Zangen, Nägel, Schrauben. Achmed war der geborene Eisenwarenhändler,

denn kein Schraubenzieher wanderte über die Theke ohne ein intensives, zwanzigminütiges Gespräch.

Schon das Aahhh!, das Achmed intonierte, wenn Müller kam, schon dieses begeisterte Ausbreiten der Arme, schon dieses ungeheuerlich breite und strahlend weiße Gebiss unter den dunklen Augen! Achmed war Leben, mit ihm zu arbeiten bereitete Vergnügen.

Er erinnerte sich oft an den Tag, an dem er die Klarsprache gehalten hatte.

»Hör zu, Achmed, ich muss dir etwas sagen. Im Ernst, Junge.«

»Schieß los.«

»Ich bin kein Eisenwarenhändler.«

»Oh, oh. Jetzt kommt todsicher ein Witz.« Und er lachte schallend.

»Nein. Ich bin nicht der, für den du mich hältst. Ich bin ein Spion.«

»Ja, ja. James Bond oder irgend so ein Scheiß! Und wo ist deine heiße Blondine?«

»Hör mir zu, Achmed ...«

Dann die wenigen Sekunden fast tödlichen Ernstes, in denen sich zeigte, dass Achmed als Spion hervorragend geeignet war: dieses sanfte, nachdenkliche Schütteln des Kopfes, dieses Ich-kann-es-nicht-fassen, das er nie aussprach. Das traurige Begreifen des Verlustes der Unschuld, wiederum Sekunden nur, aber schrecklich endgültig. Die vertraulichen Gespräche, die freundschaftlichen Abende mit Wein in Achmeds Familie, alles war anscheinend nur Mittel zum Zweck gewesen. Und schon auf dem Weg zum Begreifen dieser schräge Blick, dieses achselzuckende: »Na, ja, wenn das so ist.«

Und dann, zu guter Letzt, dieses leicht melancholisch Hingetupfte: »Also, wenn das so ist, kannst du mich auch bezahlen ...«

Müllers Flug wurde aufgerufen.

Er bewegte sich träge und sah mit der einfachen, schwarzen Umhängetasche aus Leinen aus wie ein Mensch, den man zwei Sekunden später vergessen würde.

Er war ein sehr unauffälliger Mann, etwa einen Meter achtzig groß, zur Fülle neigend. Sein Teint war blass, seine Nase spitz, sein Kopf rundlich, bedeckt von dünnem, aschblondem Haar mit weiten Geheimratsecken. Er hielt den Kopf immer ein wenig vorgestreckt, was ihm das Aussehen eines freundlichen, neugierigen Vogels gab. Er trug ein blaues Sporthemd mit schmalen gelben Karostreifen unter einem leichten beigefarbenen Pullover. Dazu beigefarbene Leinenhosen mit vielen Taschen und mittelbraune, bequeme Schuhe. Er war der Mann, der alles sein konnte. Vielleicht besuchte er einen Freund, vielleicht war er ein Netzwerktechniker, vielleicht ein harmlos neugieriger Tourist, vielleicht ein Arzneimittelvertreter.

Zum ständigen Entzücken seines Chefs Peter Krause war dieser Müller alles und zugleich nichts. Selbst sein Alter – er war siebenunddreißig – verschwamm bei seinem Anblick. Es gab Menschen, die ihn zehn Jahre älter schätzten, und sehr viele schätzten ihn zehn Jahre jünger, vor allem dann, wenn sie ihn beim Sport sahen, wie er sich bewegte, wie er dahinglitt und mühelos bedauernswerte Sparringspartner auf den Boden warf. Nur sehr wenige, zumeist Kollegen mit geschärftem Blick, kamen auf sein wirkliches Alter.

»Das Bestechendste an ihm ist«, hatte Krause einmal geäußert, »dass er kein Held ist, weil er absolut keiner sein will.«

Die Maschine war nicht sehr voll. Müller suchte sich einen Fensterplatz auf der linken Seite, weil man von dort beim Einschweben über Damaskus sehen konnte, wie die Stadt ihre Lichter anzündete.

Dann stand plötzlich eine sehr europäisch aussehende alte Dame an seiner Reihe und fragte in akzentfreiem Englisch: »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Aber ja«, antwortete Müller freundlich. »Wollen Sie hier ans Fenster?«

»Oh nein, bitte nicht ans Fenster, aber gleich neben Sie. Ich habe nämlich Flugangst, wissen Sie, und manchmal brauche ich jemanden, an dem ich mich festkrallen kann, wenn der Pilot so wahnsinnige Kurven macht.«

Müller grinste breit und sagte gutmütig: »Dann krallen Sie mal.« Er war nicht undankbar für die Ablenkung. In seiner Rolle als Handelsvertreter konnte er ganz entspannt sein.

Er musterte seine Nachbarin unauffällig. Sie war klein und rundlich und hatte ihr Haar mit einem lichten Blauschimmer versehen lassen. Ihre Kleidung war grau und zurückhaltend, aber teuer.

Sie murmelte auf Deutsch: »Was tut man nicht alles für die Kinder!«

»Da sagen Sie was«, nickte Müller, jetzt ebenfalls auf Deutsch. »Besuchen Sie Ihre Kinder?«

»Eine Tochter«, sagte sie. »Eine von vierein. Aber sie war immer schon die schwierigste, um die Wahrheit zu sagen.«

»Was ist eine schwierige Tochter?«, fragte Müller. »Ich habe nämlich auch eine.«

»Eine schwierige Tochter ist eine Tochter, die erst einen Mann aus Ghana anschleppt, dann einen jungen Arzt aus Singapur, dann einen Mathematikstudenten aus St. Petersburg und schlussendlich einen Teppichhändler aus Damaskus. Aber den tauschte sie dann doch noch gegen einen Studierenden. Sie wollte natürlich alle heiraten, und ich habe gezittert, sage ich Ihnen, dass sie ein Kind kriegt, egal von wem. Das, junger Mann, ist eine schwierige Tochter. Wobei

ich Ihnen die sechs oder acht Kerle, die zwischendrin in meinem Haus auftauchten, verschwiegen habe.«

»Und den Studierenden aus Damaskus hat sie geheiratet?« Ein Lehrer hatte einmal formuliert: Probieren Sie vor der Ankunft Ihre Maske aus. Sie muss nahtlos passen.

»Oh nein, so einfach geht es bei ihr nicht. Sie sagt, sie will ihm nur nahe sein für den Fall, dass er heiraten will. Aber ich habe einen ganz anderen Verdacht.« Sie sah ihn von der Seite an und entschied: »Na ja, Sie sind alt genug, damit umzugehen. Ich denke, dass er sie sich als Geliebte hält – bis irgendein dummes Ding auftaucht, das er heiraten muss, weil seine Sippe das beschlossen hat. Ich habe gehört, die Syrer sind in diesen Dingen schrecklich unkultiviert.«

»Das könnte stimmen«, kommentierte Müller trocken. »Was hat der Kerl für einen Beruf?«

»Denken Sie nur«, sagte sie mit runden, naiv schimmernden Augen, »der Kerl ist tatsächlich ein Agrarwissenschaftler, ein leibhaftiger Doktor. Und er arbeitet sogar für den Staat, wird aber natürlich lausig bezahlt.«

»Na, so was!«, erwiderte Müller.

Dann rollte die Maschine an, und er hielt der Dame seine rechte Hand hin. Sie legte ihre Linke hinein und strahlte. »Das ist sehr nett!«

»Sie sollten autogenes Training versuchen«, riet er. »Atmen Sie ganz flach, und konzentrieren Sie sich auf die linke Schulter. Können Sie das?«

»Na sicher!«, antwortete sie entrüstet, als sei sie beleidigt.

»Spüren Sie Ihre Schulter?«

»Ja.«

»Schließen Sie die Augen. Dann gehen Sie in diese Schulter hinein und spüren, wie sie warm wird. Wohlig warm. Lassen Sie sich Zeit, und wenn Sie die Wärme spüren, dann

sagen Sie es mir. Ganz locker, und kein Gedanke mehr an die schwierige Tochter.«

»Ja.«

Die Piloten gaben Vollgas, der Vogel begann schnell zu werden und stieg endlich steil auf.

»Sie sind ein Trickser!«, stellte sie nervös fest.

»Das auch«, grinste er. »Sie können sich, wenn Sie das üben, in Stresssituationen mühelos ruhiger stellen. Üben Sie es, und Sie werden irgendwann keine Flugangst mehr haben.«

»Sind Sie Psychologe?«

»Nein«, sagte Müller. »Handelsvertreter. Nägel, Zangen, Hämmer, Schrauben, Schlagbohrer, Excenterschleifer, Kreissägen, Beschläge aller Art. Die wirklich wichtigen Dinge im Leben.«

»Entzückend!«, hauchte sie nervös.

Am Flughafen von Damaskus angekommen, nahm Müller ein Taxi und ließ sich ins Hotel fahren. Er packte seinen Koffer aus und ging dann in die Halle hinunter. Er benutzte selten den Lift, sondern betrachtete jedes Treppenhaus als eine Möglichkeit, seine Kondition zu stärken.

Unten nahm er ein Taxi zum großen Basar und schlen- derte dann scheinbar ziellos durch die engen Gassen.

Das zweimalige Aneinandervorbeilaufen klappte reibungslos, kein Zeichen, dass irgendetwas falsch lief. Müller setzte sich an ein kleines Tischchen. Der schäbige Plastikkoffer wirkte unter dem Plastiktischchen wie das abstoßende Abbild einer im Untergang befindlichen Kultur.

Dann kam der Unterprimaner mit seinem schlackern- den, zögerlichen Gang und setzte sein Köfferchen neben das von Müller.

Es folgten ein paar alberne Schritte zum gegenüberlie-

genden Gewürzkrämer. Kurzer Blick in die Körbe mit all den wohlriechenden Pulvern und Körnern, die scheinbar schwerwiegende Überlegung: Was koche ich heute Abend? Jetzt drehte er sich, kam heran, nahm ohne Blickkontakt Müllers Koffer und verschwand.

Müller blieb noch eine Weile sitzen, holte sich einen Mokka, hatte Zeit, denn nichts trieb ihn. Dann öffnete er den Plastikbehälter und nahm die braune Papiertüte heraus. Als er ging, ließ er den kleinen Koffer einfach in eine große Abfalltonne fallen und klemmte sich die Papiertüte unter den rechten Arm. Dann ließ er sich von einem Taxi in das Hotel fahren und brachte das Geld in einem seiner Musterkoffer unter.

Er rief erneut seine Mutter an, fragte sich aber vorher, ob er das dürfe. Die Antwort lautete: Ich bin der Eisenwarenvertreter Karl Müller aus Hamburg, ich besuche Kunden in Damaskus. Mein Privatleben findet weiter statt, also darf ich mit meiner Mutter sprechen.

»Wie geht es dir jetzt?«

»Ich würde am liebsten im Krankenhaus bei ihm bleiben«, sagte sie kläglich.

»Aber du weißt doch, dass das nicht geht. Und er ist ständig unter Beobachtung. Du könntest doch ohnehin nichts für ihn tun.«

»Aber er würde bestimmt merken, dass ich neben seinem Bett sitze.«

»Ja, du hast Recht. Aber es geht einfach nicht.«

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Wo bist du denn eigentlich?«

»Im Ausland«, sagte er.

»Und wann kommst du heim?«

»Übermorgen oder so«, antwortete er. »War Melanie da?«

»Nein. Sie hat mich angerufen und mir gesagt, sie könne nicht kommen, weil sie niemanden für Anna-Maria hätte.« Und dann, ganz sanft: »Junge, ist da irgendetwas los?«

Es war nicht das erste Mal, dass sie das fragte, und er betrachtete das als eine nicht statthafte Einmischung. Sein Vater hätte jetzt gemurmelt: Sie riecht so etwas.

»Nicht das Geringste«, antwortete er bestimmt. »Ich melde mich morgen wieder. Und wenn Vater dich versteht, sag ihm einen schönen Gruß von mir.«

»Aber, Junge, wir müssen reden.«

Einen Moment lang war er verwirrt. »Über was?«

»Über ihn, und wie er ... wie er war.«

»Er lebt, Mama.«

»Na ja«, antwortete sie leise, dann war die Verbindung unterbrochen.

Er machte den Kontrollanruf bei Achmed, streng nach Absprache.

Er sagte: »Dein Hammer- und Nägelmann ist in der Stadt.«

Achmed reagierte enthusiastisch: »Hi, Karl!«, brüllte er. »Und wann kommst du ins Geschäft?«

»Ich denke, gegen neun«, sagte Müller.

»Warum kommst du nicht jetzt auf einen Wein?«

Hätte er statt Wein Kaffee gesagt, wäre ein Treffen nicht möglich gewesen. Wein bedeutete freie Bahn.

Achmeds Englisch wurde immer besser. Er hatte Müller gebeten, nur noch auf Englisch mit ihm zu sprechen. »Ich muss üben«, hatte er ernsthaft erklärt und dann grinsend hinzugefügt: »Dein Arabisch wird in diesem Leben sowieso nicht mehr brauchbar.«

»Kein Wein. Ich muss schlafen, mein Lieber. Bis morgen früh.«

Wenig später lief Müller das Treppenhaus hinunter und setzte sich ins Restaurant. Er aß langsam und mit Genuss und las dazu die *Financial Times*.

Vom Restaurant wechselte er in die Bar und trank einen Whisky, um dem Pianisten zuzuhören, der Glenn Miller spielte und sehr schmalzig dazu sang. Der Pianist, das hatte er bei früheren Aufenthalten erfahren, stammte aus einer jüdischen Familie in Zürich und arbeitete gelegentlich für den Mossad. Sein Klavierspiel war exzellent.

Gegen elf Uhr lief er hinauf in sein Zimmer, duschte und legte sich in blauen Boxershorts auf das Bett. Er machte sich einen Plan. Er würde um neun Uhr Achmed treffen. Dann, nach etwa zwei Stunden, mit einem Taxi vier weitere Eisenwarenhandlungen aufsuchen, die er um der besseren Tarnung willen in sein Programm aufgenommen hatte. Er konnte dort stets ohne Terminabsprachen aufkreuzen.

Er seufzte leicht, als er daran dachte, dass seine Tarnfirma Iron GmbH, Hamburg, seit vier Jahren schwarze Zahlen schrieb, sich sogar eine Vollzeitsekretärin leistete, die keine Ahnung hatte, was er wirklich trieb.

Er lächelte. In Konferenzrunden pflegte er zu betonen: »Müller, selbstständig«, und erntete regelmäßig ein Grinsen. Er war nicht im Geringsten verkrampft, als er vor Mitternacht einschlief.

ZWEITER TAG

Er wurde durch ein Geräusch geweckt, das er nicht sofort bestimmen konnte, und wie üblich war er ohne Übergang hellwach. Es war 2.15 Uhr. Er richtete sich auf. Das Geräusch wiederholte sich. Es war der sehr hohe Angstschrei einer Frau, nur wenig gedämpft, es musste aus einem Zimmer nahe dem seinen kommen.

Er ging zur Tür, öffnete sie und starrte in beide Richtungen auf den Flur. Ein drittes Mal kam der Schrei. Müller war jetzt sicher, dass er aus dem nächsten Zimmer links von ihm kam.

Dann wurde die Tür heftig aufgerissen, es gab einen Knall. Eine gelbe Lichtbahn fiel in den Flur. Kleider, Frauenkleider, ziemlich grell in Rot und Pink, flogen aus dem Zimmer. Dann schoss eine nackte Figur wie eine Kanonenkugel hinterher, und ein Mann schrie wutentbrannt: »Du miese Nutte!«

Die Frau knallte geräuschvoll an die Tür gegenüber, sackte zusammen und kauerte sich auf den Boden.

Es war plötzlich sehr still.

Müller ging zu der offenen Tür und starrte in das Zimmer.

Ein Mann stand breitbeinig etwa einen Meter von der Tür entfernt und starrte blass vor Wut aus schmalen, dunklen Augen. Er war fast eins neunzig groß.

»He«, sagte Müller auf Englisch. »Nun vertragt euch doch wieder.«

In diesem Moment begann sich die Frau hinter ihm zu bewegen, sie kroch auf allen vieren auf dem Boden herum und raffte ihre Kleider zusammen.

»Mir fehlt meine Uhr«, erklärte sie.

Sie blutete heftig aus der Nase und aus dem linken Ohr.

»Du elende Sau!«, schrie der Mann vor Müller und duckte sich ab, um unter ihm durchzutauchen und erneut auf die Frau im Flur loszugehen.

»Nicht doch!«, sagte Müller und stellte sich in den Weg.

Er zog übergangslos das rechte Knie mit aller Gewalt hoch in den Schritt des Mannes. Der versuchte zu schreien, öffnete grotesk lautlos den Mund, weil er keine Luft mehr hatte.

Dann fasste Müller ihn unter beiden Achseln, hob ihn an und schleuderte ihn mit aller Gewalt links an sich vorbei gegen die Schmalseite des Türblattes. Der Mann gab einen dumpfen Ton von sich und war augenblicklich bewusstlos.

»Holen Sie sich die Uhr«, sagte Müller ganz ruhig. »Und dann raus hier.«

Irgendwo hinter ihnen näherten sich Menschen auf dem Flur, die laut sprachen, irgendetwas riefen.

Die Frau lief an Müller vorbei in den Raum, nahm etwas vom Tisch, drehte sich um und kam zurück.

»Ins Zimmer nebenan«, sagte Müller. »Schnell.«

Er schob die Frau in sein Zimmer und schloss hinter ihnen beiden ab. Er bedeutete ihr, leise zu sein, und ging mit ihr ins Bad. Auch diese Tür schloss er.

Draußen auf dem Flur sprachen Männer miteinander, abgehackt und aufgeregter laut. Sie sprachen arabisch, und Müller konnte nicht genug verstehen. Jemand rief aufgeregt: »Doktor!« und dann: »Ambulanz!«

Es klopfte an seine Tür.

Er wartete ein paar Sekunden, ehe er öffnete.

Der Mann war etwa vierzig, trug einen grauen Anzug, ein weißes Hemd, eine dunkelrote Krawatte. Auf dem Anzugsrevers prangte ein Schild »Security«.

»Es tut mir Leid, Sir. Wir haben einen Notfall im Nebenzimmer. Da liegt ein Bewusstloser. Haben Sie irgendetwas bemerkt?«

»Jemand hat geschrien«, nickte Müller. »Es hörte sich an wie eine Frau. Aber gesehen habe ich sie nicht.«

»Dann ist sie weggerannt«, stellte der Wachmann verwundert fest. »Also muss die Frau ihn zusammengeschlagen haben. So was!«

Müller zuckte die Achseln. »Kann ich Ihnen noch irgendwie behilflich sein?«

»Oh nein, nein, danke. Das geht schon in Ordnung. Aber der Mann muss dringend ins Krankenhaus. Das wird leider wieder etwas Lärm geben.«

»Das stört mich nicht«, sagte Müller. »Falls ich helfen kann, klopfen Sie einfach.«

»Danke für Ihr Verständnis, Sir«, antwortete der Mann und wandte sich ab.

Müller fragte sich leicht irritiert, was Krause wohl zu all dem sagen würde, aber immerhin konnte es zu Müller-Eisenwaren passen, eine Edelnutte zu beschützen. Und es hatte entschieden gut getan, etwas Dampf abzulassen.

Er schloss die Tür seines Zimmers und drehte den Riegel zu.

Die Frau kam aus dem Bad. Sie hatte sich angezogen und das Blut abgewaschen. In voller Kriegsbemalung strahlte sie ihn an. Sie sagte bewundernd: »Ich habe noch nie jemanden erlebt, der so schnell und brutal ist wie Sie.« Ihr Englisch war nahezu perfekt.

Dann beugte sie sich vor, entdeckte die Risse in ihrer Strumpfhose und begann, laut und unflätig auf Französisch zu fluchen.

»Hey«, sagte Müller ganz leise, weil er wusste, dass laute Leute nur durch leise Töne erreichbar sind. Sicherheitshalber sprach auch er jetzt französisch. »Seien Sie leise. Wir dürfen keinen Lärm machen. Gleich marschiert hier ein Trupp Sanitäter durchs Gelände, und ich bin ein ehrbarer, allein reisender Familienvater.« Dann sah er sie an und fragte flüsternd: »Was kosten Sie eigentlich, Schwester?«

»Das ist Verhandlungssache.« Sie grinste. »Ich heiße Lu-lu.« Vielleicht war sie fünfundzwanzig, vielleicht dreißig, und ihre Augen sagten, dass nichts auf der Welt ihr fremd war.

»Schöner Künstlername. Wer ist der Mann nebenan?«

»Irgendein reicher Trottel. Hat mich gebucht.«

»Und wieso gab es Krach?«

»Weil er was wollte, was ich niemals liefere. Das Dreckschwein. Und dann wollte er mich um mein Geld bescheißen, fing an zu schreien und schlug mich. Dann rief er beim Empfang an und sagte: Entfernen Sie diese Nutte!«

»Kommt so etwas oft vor?«

»Oh nein. Das ist ein gutes Haus hier, ich stehe im Adressbuch vom Portier. Das ist eine verdammt gute Position. Und wie komme ich jetzt hier raus?«

»Wir warten, bis sie den Mann abgeholt haben. Dann bringe ich Sie runter.«

»Wir können aber nicht durch die Halle«, sagte sie angstvoll.

»Ein Hotel ist immer offen«, bemerkte er. »Ich bin ein Spezialist für Hotelausgänge.«

»Na ja, wenn das so ist. Ist in der Minibar ein Schnaps?«

»Schauen Sie nach, und nehmen Sie sich einen. Aber nur einen.«

»Was glaubst du, wie viel ich schlucken kann, ohne dass du es merkst?«

»Ich sagte: einen. Und nicht mehr. Und wenn jemand an der Tür klopft, gehst du ins Bad, klar?«

»Und dann machst du wieder bummbumm, und alle liegen flach.« Sie lachte heiser. »Du bist vielleicht eine Type.«

Müller lächelte und sah ihr zu, wie sie laut und unbekümmert eine winzige Flasche Whisky schlürfte und sich dann brav in einen Sessel setzte.

»Tut das Ohr noch weh?«

»Nicht schlimm, aber ich höre auf dem Ding nicht mehr. Es rauscht.«

»Das geht vorbei«, sagte er. »Bist du schon lange in der Stadt?«

»Nein, zwei Jahre erst. Vorher war ich in Beirut, und Sheela, meine Freundin, sagte: In Damaskus kannst du mehr Kohle machen.«

»Und? Machst du?«

»Es ist nicht schlecht«, erklärte sie. »Aber ich kann nur noch zehn Jahre arbeiten, und dann muss alles gelaufen sein, und ich muss das Geld haben für eine Kneipe oder so.« Sie hob das Gesicht, sah offensichtlich in eine goldene Zukunft und strahlte: »Oder ich lass endlich meine eigenen Pferdchen laufen. Und auch Jungs dazu.«

»Und die Scharia?«, fragte Müller sanft.

»Die braucht auch erleichterte Männer, oder?«

Er gab ihr Zeichen, leise zu sein, denn nun hörte man wieder Männer auf dem Flur. Sie diskutierten auf Arabisch, dann quietschte es, und eine Stimme befahl: »Anheben! Drei, zwei, eins, jetzt!« Wieder quietschte es, dann rollte etwas dumpf über den Teppichboden. Die Geräusche wurden leiser und entfernten sich.

»Wir können«, meinte Müller.

Sie stiegen gemächlich und stumm im Treppenhaus hin-

unter, tasteten sich leise vor bis in die Tiefgarage, und selbstverständlich gab es eine offene Tür.

»Du hast eine Nummer gut«, sagte sie. »Du bist wirklich klasse.«

»Vergiss es«, meinte er. »Und ich weiß rein zufällig, dass du seine Brieftasche geklaut hast. Sei so klug, nimm das Geld heraus und schmeiß sie einfach weg.«

Sie starrte ihn an und wisperte: »Oh Mann!« Dann ging sie davon.

Müller erwachte um sechs Uhr und fühlte sich ausgeruht. Er machte einige Dehnübungen und versank dann in seiner üblichen morgendlichen Konzentration.

Einer seiner Lehrer hatte mal geäußert: »Leere morgens deine Seele, so wie die Leute früher ihre Pisspötte geleert haben.«

Müller fühlte einen vagen Ärger, weil ihm das seit Monaten nicht mehr gelang. Er schlief mit den Ärgernissen seines Lebens ein und erwachte wieder damit. Das stimmte ihn melancholisch, und eigentlich konnte er sich Melancholie nicht leisten.

Es schien unausweichlich, dass er sein Kind verlieren würde, dass eines Tages der Satz fallen würde: »Aber Anna-Maria bleibt selbstverständlich bei mir.« Und mit Sicherheit würde seine Mutter feststellen: »War das denn notwendig, Junge?« Sein Vater, auch das war sicher, würde nichts sagen, mit grauem Gesicht an seinem Schreibtisch hocken und in den Garten starren. Wenn seine Mutter ihn fragen würde: »Was hältst du denn davon?«, würde er mit mühsam unterdrückter Wut antworten: »Meine Meinung interessiert doch eh keinen.«

Vorausgesetzt, dieser Vater lebte dann noch.

Diese gottverdammten Konjunktive, dieses ewige »würde« im Leben, fluchte Müller. Und diese gottverdammte Trutzborg von Vater, diese uneinnehmbare Festung. Dieser schrecklich arrogante Peitschenhieb: »Du bist der Sohn eines Schuldirektors, du hast alle Möglichkeiten, stattdessen machst du gerade einmal Abitur und wirst dann Polizist!«

Plötzlich verspürte er den dringenden Wunsch, mit diesem Vater zu sprechen, irgendetwas zu sagen, eine Gemeinsamkeit zu beschwören.

Er rief die Klinik in Berlin an.

Er geriet an eine Krankenschwester, die muffig und atemlos äußerte: »Ach Gottchen, bei Ihrem Vater war ich noch gar nicht. Können Sie in einer Viertelstunde noch einmal anrufen?«

Und Krause? Was würde er sagen? Konzentrieren Sie sich auf das, was vor Ihnen liegt. Vergessen Sie alles andere.

Sie würden miteinander reden, und Krause würde unbittlich auf den Punkt zusteuern, der da lautete: »Machen Sie eine Pause in der Ehe, nehmen Sie Abstand. Wir haben da ein preiswertes kleines Apartment ganz in der Nähe.«

Bei Svenja war das ganz genauso gelaufen.

Svenja. Niemand schien zu wissen, ob sie überhaupt noch lebte. Niemand sagte ein Wort. Sowinski hatte vor Wochen angedeutet, sie habe »möglicherweise Schwierigkeiten« in Nordkorea, und eigentlich hätte sie vor zwei Monaten zurückkehren müssen. Nichts war geschehen, als gäbe es sie nicht mehr. Svenja, die Frau mit dem stillen Gesicht, die einen so unglaublichen Mut besaß und die einmal erzählt hatte, sie fühle sich eigentlich überall im Feindesland, außer dort, wo Kinder spielten.

Und Melanie. Sie würde niemals kommen und sagen: »Wir trennen uns, wir lassen uns scheiden« oder irgendet-

was in diesem Sinn, dachte Müller verbittert. Eine Ehe war für sie so etwas wie ein verbindlicher, lebenslang verpflichtender Sparplan. Gewiss, sie war eine begehrtestenswerte schöne Frau, aber sie lebte damit, als sei es ihre alleinige Aufgabe, so zu erscheinen – eine Barbie auf Ewigkeit. Sie sprachen nicht mehr miteinander, sie schliefen nicht mehr miteinander, sie teilten das Leben nicht mehr.

Sofort musste Müller an Anna-Maria denken, zwischen ihnen mit ihrem sprudelnden Lachen, mit ihren kleinen Fingerfertigkeiten, wenn sie mühsam und hartnäckig eine neue Kette aus winzigen Plastikperlen reihte, wenn sie sagte: »Papi, das musst du tragen. Das ist eine Freundschaftskette.«

Er hielt inne, er konzentrierte sich auf seinen Atem, ließ ihn gleichmäßig strömen. Er sah auf die Dächer der Stadt, die rotgoldenen schimmerten, die schwarzen Linien dazwischen, die Straßen und Gassen waren, die hochragenden Kuppeln der Moscheen, die wie Inseln wirkten. Und überall dem der sanft rauschende Lärm der erwachenden Stadt.

Hatten sie eigentlich jemals Klartext geredet? Hatten sie gesagt, wir wollen wissen, wie es weitergeht? Hatten sie gefragt: »Wieso läuft bei uns nichts mehr?« Oh nein, sie gingen verdammt zivilisiert miteinander um. Nur einmal hatte er etwas gesagt. An einem frühen Sonntagmorgen hatte er, träge im Bett liegend, bemerkt: »Ich würde gern in eine Kirche gehen.« Sie hatte ihn sekundenlang angestarrt, als sei er ein Fremder. »Wieso Kirche? Du gehst doch nie in Gottesdienste.« – »Ich gehe häufig in Kirchen«, hatte er gesagt und gleichzeitig den heißen Strahl eines Schuldgefühls bemerkt: Sie weiß nichts davon, sie weiß nichts von mir. »Ich bin nicht scharf auf Gottesdienste, auf die Predigten, auf die ewige Wiederholung der angeblichen Forderungen und Superangebote vom lieben Jesus. Mir reichen die Kir-

chen, die Stille in ihnen.« Dann war eine für sie klassische Frage gefallen. »Und? Was machst du mit der Stille?«

»Ich höre ihr zu und werde ruhig«, hatte er geantwortet. Er war einen Schritt weitergegangen, hatte scheinbar zusammenhanglos die Frage gestellt: »Was ist zum Beispiel mit uns? Warum schlafen wir nicht mehr miteinander? Du greifst nicht mehr nach mir.« Da war sie zusammengezuckt, hatte sich abgewendet, war im Bad verschwunden. Ende der Vorstellung.

Und er? Er war ins Kinderzimmer gegangen, auf Zehenspitzen, hatte Anna-Maria in ihrem zerwühlten Bettchen betrachtet, hatte an den deutschen Liedtext gedacht: Sie sieht so süß aus, wenn sie schläft ...

Jetzt stand er auf dem kleinen Balkon vor seinem Zimmer und fragte sich, ob das heutige Treffen mit Achmed eine vollkommen neue Phase einleiten könnte. Was würde er zu erzählen haben? Eine dieser Katastrophenketten? Wir haben die Rakete der Nordkoreaner, wir können Scud-C-Raketen alleine bauen, wir kriegen iranische Hilfe, wir feigen Israel vom Erdball.

Er trat in das Zimmer zurück und legte sich auf das Bett, um an die Decke zu starren.

Er mochte sich nicht in diesem wilden, wütenden Zustand, er fühlte dann Hass in sich aufsteigen. Wie hatte Krause formuliert? »Steigen Sie aus, wenn Sie wütend sind, Wut macht Sie angreifbar. Versuchen Sie, wieder sachlich zu werden, das nächste Ziel ganz kühl anzupeilen.« Du lieber Himmel, der Mann hatte gut reden.

Er ging um acht Uhr ins Restaurant, um zu frühstücken, er aß wie immer Joghurt mit Früchten, und er hörte wie immer mit dem Essen auf, ehe er satt war. Das war der erste kleine Sieg des Tages.

Um Viertel vor neun stieg er mit den zwei schweren Vertreterkoffern in ein Taxi und ließ sich an den Südrand des Bazaar fahren, ungefähr einen Fußweg von zehn Minuten von Achmeds Geschäft entfernt.

Er fühlte sich wohl in diesem Gedränge, in dem einer auf den anderen nicht zu achten schien, ausgenommen die Diebe. Er winkte einem Jungen, der mit einem kleinen Karren auf Kunden wartete. Er sagte: »Die beiden Koffer hier!«

»Natürlich, Sir«, sagte der Junge und lud die Koffer auf den Karren. Dann piffte er laut und falsch einen US-Schlager.

Müller ging langsam, schaute hier und da in Auslagen, prüfte ein Gewürz, besah sich eine Wurst und blieb dann länger bei einem Devotionalienhändler stehen, der Heiligenbildchen der kitschigen Sorte für Griechisch-Orthodoxe anbot, aber auch holzgerahmte Farbdrucke von zahllosen Rechtsgelehrten und Mächtigen des sunnitischen Islam.

Von diesem letzten Standpunkt aus konnte er den Laden von Achmed sehen, und Achmed sah ihn.

Dann bedeutete Müller dem Jungen, ihm weiter zu folgen, umkreiste die nächsten Verkaufsstände, kam auf der Rückseite von Achmeds Laden an, sah schließlich Achmed die schmale Straße queren und im Obstgeschäft gegenüber verschwinden.

Er sah, wie Achmed das Obstgeschäft verließ, eine Orange spielerisch hochwarf und wieder auffing.

Müller schlenderte noch ein wenig weiter und kehrte exakt zehn Minuten später zu Achmeds Laden zurück, ließ den Jungen die Koffer hineintragen und bezahlte ihn dann.

»Mein deutscher Hammer«, strahlte Achmed, was so viel hieß wie: Alles klar!

Sie umarmten sich.

»Wie geht es Nour und den Kindern?«, fragte Müller.

»Fantastisch!«, antwortete Achmed. »Sie fragen, ob du

heute Abend kommst. Auf einen Wein. Vielleicht ein wenig Spaß haben.«

»Mal sehen«, sagte Müller leichthin. »Schließlich gibt es noch Konkurrenten von dir, die auch beliefert sein wollen. Mal sehen.« Jetzt die ganz unverfängliche Feststellung: »Ich kann keine Schrauben mehr sehen, können wir einen Kaffee trinken oder irgendetwas in der Art?«

»Aber ja!«

Achmed war ein schmaler Mann in Jeans und einem schneeweißen Hemd, einen Kopf kleiner als Müller. Er wirkte flatterig, was noch niemals vorgekommen war. Aber diese Nervosität, so schien es Müller, barg keine Furcht. Groteskerweise hatte Müller sekundenlang das Gefühl, dass er störte.

Achmed griff nach Müllers rechtem Ellenbogen und drehte ihn zu einem Tischchen.

Diese Griffe erlaubte er sich oft, er brauchte körperliche Berührung, und Müller hatte anfangs Schwierigkeiten damit gehabt, weil er genau das scheute.

»Da kannst du deine Sachen ausbreiten, dann gehen wir.«

Müller öffnete beide Musterkoffer und legte bedachtsam sein Angebot aus, lauter neu entwickelte Dinge: harte Bohreinsätze, Nägel aus noch unbekannten Legierungen, Hämmer aus Kunststoff mit runden und eckigen Köpfen. Ein paar hochmoderne kleine Maschinen, eine ganze Garnitur teurer, verschnörkelter Schrankbeschläge, wie die Syrer sie liebten.

»Es sind gute Sachen, weißt du. Dann habe ich noch Schrauben mit Linksgewinde und rechtsdrehenden Sicherungseinsätzen. Du musst nur aussuchen, und du hast wie immer viel Zeit dazu. Hier sind deutsche Pflaumen für dich.« Er drückte ihm die Papiertüte mit dem Geld, die er in einem der Koffer verstaut hatte, in die Hand.

Achmed sagte artig Danke, verzichtete auf jede Clownerie, packte die Papiertüte beinahe achtlos in eine Schublade, die er abschloss. Dann piff er grell, und ein junger Mann in einem blauen Arbeitskittel kam aus der Tiefe des Ladens herbeigelaufen.

»Pass auf die Dinge hier auf«, sagte Achmed, »sonst reißt dir mein Freund den Kopf ab.«

Jetzt war Müller-Zeit, jetzt musste Müller bestimmen, wo sie miteinander sprechen würden. Bei den normalen, routinemäßigen Treffs, bei denen wenig auszutauschen war, reichte ein ausgiebiges Schlendern durch die Gassen um den Basar und scheinbar harmloses Plaudern in einer Sprache, die sich an lange vereinbarten Codewörtern orientierte. Bei diesem Treff musste es ein kleines Lokal sein, von denen es hier viele gab und die Müller alle ganz genau kannte.

Er dachte an ein Café, in dem vorwiegend junge Leute verkehrten, in dem immer ein Fernseher lief, in dem man widerliche Brotfladen mit fettigem Hammelfleisch essen konnte und in dem jeder über vierzig auffiel. Es hieß Chez Gilbert und war angeblich die matte Erinnerung an einen verrückten Franzosen, der einmal versucht hatte, in Damaskus elegante Damen in elegante Roben zu hüllen. Immer, wenn das nicht funktioniert hatte, war Gilbert hier aufgetaucht und hatte sich bis zur Bewusstlosigkeit betrunken und dazu unaufhörlich geweint.

Es bestand durchaus die Gefahr, dass Achmed auf beiden Seiten des Zauns spielte, und so fragte Müller kühl: »Irgendetwas, was ich wissen sollte? Irgendein Sender an dir, ein Mikro, irgendein faules, mistiges Stück Elektronik?«

»Ich bin clean«, antwortete Achmed grinsend.

Noch eine ganze Zeit lang, nachdem Müller Achmed angeworben hatte, hatte er ihn jedes Mal in einem Neben-

raum gründlich abgeklopft. Unweigerlich hatte Achmed dabei in den höchsten Tönen gewimmert: »Gott, meine Eier!« Seit vier Treffen hatte Müller auf die Untersuchung verzichtet, hatte Achmed dadurch mehr Bedeutung gegeben, mehr Gleichheit, durchaus mehr Freundschaft.

»Lass uns gehen«, sagte er, und sie begannen, durch den Basar zu schlendern. »Was treiben deine Söhne?«

»Das meiste erfahre ich nie«, sagte Achmed. »Aber sie sind gut, gute Typen, weißt du.«

»Und wollen sie nach wie vor Medizin studieren?«

»Na ja, der Ältere schon. Der Jüngere will mehr Richtung Jura. Soll mir recht sein. Und wie geht es deiner Anna-Maria?«

»Gut, sehr gut. Sie hat mir eine Freundschaftskette mitgegeben aus roten und blauen Perlen. Ich muss sie tragen, sonst kriege ich Prügel.« Er streifte den Ärmel seines Jacketts zurück. »Melanie arbeitet weiter in der Bank, verdient gute Kohle.«

»Und die Eltern?«

»Mein Vater liegt im Krankenhaus. Schlaganfall. Das ist nicht gut, das ist beschissen. Sie können nicht sagen, ob er überlebt.«

Achmed tänzelte einen Schritt zur Seite und sah ihn an. »Du bist stinksauer auf den Vater, nicht wahr?«

»Ja, bin ich irgendwie. Wir haben über so viele Sachen nicht gesprochen. Es passiert plötzlich, weißt du, und du denkst, das kann er doch nicht bringen, nicht jetzt und von heute auf morgen. Aber so läuft das.« Er dachte zufrieden: Achmed ist hochkonzentriert, er riecht so was, Achmeds Einfühlungsvermögen ist grandios.

Sie schlenderten am Chez Gilbert vorbei, und Müller sah aus den Augenwinkeln, dass der Tisch, an den er gedacht hatte, frei war. Es war ein Tisch für zwei Personen unmit-

telbar an der schaufenstergroßen Scheibe zur Straße hin. Das war gut.

Dann entdeckte er an der Scheibe ein schwarzes, kreisförmiges Gerät, nicht größer als fünf Zentimeter im Durchmesser. Ein dünner Draht führte hinaus, lief unten an der Scheibe entlang und verschwand im Raum. Einbruchsicherung, dachte er automatisch, zu riskant. Kann auch etwas anderes sein. Also nicht hier.

Sie schlenderten weiter, hatten nicht mehr als zehn Schritte gemacht, als Achmed mit einem heiteren Unterton bemerkte: »Die neue Einbruchsicherung stört dich, nicht wahr?«

»Natürlich.« Müller nickte. »Komm, gehen wir zu Atta und essen einen Salat oder so was.« Achmed war tatsächlich ein idealer Spion.

Das Atta war nur hundert Meter weiter, und sie fanden einen kleinen Tisch an der Hauswand im Schatten, weit genug von anderen Tischen entfernt, sodass sie gedämpft reden konnten.

Sie setzten sich, ein junger Mann erschien und fragte nach ihren Wünschen. Sie bestellten Wasser und Tee und einen scharfen Salat mit einer Pfefferwurst und warteten, bis alles auf ihrem Tisch stand.

»Wie geht es Onkel Hussein?«, fragte Müller.

»An sich sehr gut, denke ich. Ich habe ihn vor drei Tagen getroffen. Aber er ist sehr aufgeregt, er kann keine Sekunde still sitzen. Und er redet über Sachen, über die er normalerweise niemals redet.« Dann starrte er unvermittelt in eine Ferne, von der Müller nichts wusste.

»Heißt das, die Amerikaner, mit denen er zusammenarbeitet, haben etwas gefunden?«

Ein ruckhaftes Bewegen des Kopfes, wieder auf der Erde.

Achmeds Lächeln war geradezu strahlend. »Sie haben etwas gefunden.«

»Reden wir von Erdöl?«

»Aber ja!«, strahlte Achmed. Im gleichen Moment erlosch dann der Glanz in seinen Augen, sein Gesicht wurde wieder starr. Aber diesmal stand eine unruhige Frage darin.

»Das freut mich aber«, sagte Müller. Er drehte sich nicht um, aber hinter ihm musste irgendetwas sein, was Achmed beunruhigte. Müller konnte drei besetzte kleine Tischchen sehen und den Eingang zu Attas Lokal. In seiner Erinnerung war hinter seinem Rücken nichts, kein Tisch, kein Stuhl, nur das alte Pflaster etwa eine Häuserbreite lang. Da war aber auch eine Haustür, in Braun oder Dunkelgrün. Dann hörte er das Knarren.

»Lass uns bezahlen, wir gehen«, entschied er.

Achmed nickte nur und ging zu Atta rein, um zu bezahlen. Dann schlenderten sie weiter.

»Da war jemand an der Tür«, sagte Achmed. »Oder nein, jemand war hinter der Tür.«

»Du hast alles gecheckt? Alles sauber? Weiß jemand von dem Treff?«

»Niemand.«

»Aber deine Frau?«

»Sie weiß, dass du hier bist, aber nicht, wann wir uns treffen. Und sie weiß immer noch nichts von deinem Beruf.«

»Wenn es uns betraf, wer könnte es sein? Was sagt man so?«

»Na ja, die Israelis sind stark vertreten, aber das waren sie bekanntlich immer schon. Der neue Mann der Israelis heißt angeblich Zvi. Er baut ein neues Netz, heißt es. Ich weiß noch nicht, wie er aussieht und welchen Arbeitsnamen er führt, aber ich weiß sicher, dass sie drei Männer abgezogen und sechs dafür geschickt haben.«

»Woher weißt du das?«

»Von meinen kleinen U-Booten. Sie sagen, dass eine Computerfirma in Latakia gegründet wurde. Von einem Mann, der aus Zypern kam und der Mustafa heißt. Die Firma heißt Compudicta. Und sie machten einen gewaltigen Fehler. Sie stellten einen Mitarbeiter ein, der vor vier Jahren in Kairo aufgefliegen ist. Für die Israelis. Also einen Bekannten. So etwas ist immer dumm.«

»Heißt das, dass die Israelis hier aufrüsten?«

»Frag mich etwas Leichteres. Könnte sein, dass sie für die Amis hier Rückendeckung aufbauen. Und die werden immer nervöser, und sie werden hier die nächste Sauerei anrichten. Und Onkel Hussein hat über all das geredet wie ein Springbrunnen. Onkel Hussein ist sauer auf die Scheißamerikaner.« Er lachte leise. »Das kannst du dir nicht vorstellen: Normalerweise muss ich so etwas immer mühsam aus ihm rauskitzeln, aber diesmal habe ich keine einzige Frage stellen müssen, er redet plötzlich wie ein Buch.«

Dann wurde sein Blick unvermittelt wieder starr, und er war in einer Welt, die Müller verborgen blieb.

»Du willst sagen, die Amis wollen in den Iran?«

»Sie gehen rein, heißt das.« Achmed hatte Mühe, wieder auf den Teppich zu kommen, seine Lider flatterten.

»Jetzt mal langsam. Sie sind im Irak, nicht im Iran.« Müller wurde konkreter. Er durfte Achmed nicht herumtänzeln lassen, und Achmed liebte das Herumtänzeln in vagen Andeutungen. Achmed war von irgendetwas erfüllt, über das er nicht sprechen wollte.

»Ich würde lieber einen Tee trinken«, murmelte Achmed. Das war der Code, nichts mehr von Bedeutung zu sagen, sich irgendwo niederzulassen, wo die Welt vollkommen übersichtlich war.

Schließlich gingen sie in eine Teestube, die gähmend leer war. Sie setzten sich an einen kleinen Tisch im Eck, sodass sie beide eine Wand im Rücken hatten. Eine Frau kam, sie bestellten Tee und süßes Gebäck.

»Also gehen Amerikaner in den Iran?«

»Langsam, langsam. Unsere Grenzschutz-Wüstenbrigade hat normalerweise etwa zweitausend Mann. Das weißt du. Es ist sicher, dass die Einheit fast verdoppelt wurde. Und es ist auch sicher, dass sie Leute in der nordwestlichsten Ecke konzentriert haben, also um Kamishli herum.«

»Moment, Moment, hast du einen glaubwürdigen Informanten?«

»Onkel Hussein, falls dir das reicht. Ich sagte doch, dass er plötzlich redet wie ein Buch. Sie bringen Amis oder Leute, die für die Amis arbeiten, erst in den Norden des Irak, wo die CIA schon seit dem zweiten Golfkrieg ein kleines Kommando unterhält. Und von da aus, immer dicht an der türkischen Südgrenze entlang, werden jetzt die Gruppen in den Iran gebracht.«

»Herrgott!«, fluchte Müller. »Du kannst mir doch nichts vom Pferd erzählen. Die Amis sitzen schon im Irak. Sie müssen nicht durch den nördlichen Irak in den Iran geschleust werden.«

»Aber genau das passiert«, widersprach Achmed, und er lachte. »Mein Onkel Hussein sagt, die Amis haben fünfzehn Geheimdienste, und einer traut dem anderen nicht. Und er ist stinksauer, weil das Ganze auf Kosten Syriens gehen kann. Und da hat Onkel Hussein Recht. Aber du willst was vom Erdöl wissen.«

»Ja, will ich.«

»Sie haben also insgesamt sechs Bohrungen entlang der jordanischen und irakischen Wüste niedergebracht. Und sie sind fündig geworden. Es ist fantastisches Öl, schwefel-

arm.« Er hob die Arme hinter den Kopf. »Mein Land wird blühen, deutscher Freund.«

»Wer ist jetzt an den Quellen?«

»Die Amis natürlich. Das heißt, es sind Leute, die bei den Saudis viele Freunde haben, und die Saudis haben viele Freunde bei den Amerikanern. Es ist wie immer: Das Erdöl der Region gehört der Region, sagen die Politiker. Aber die Anteile am Erlös liegen irgendwo in texanischen Safes. Und die Russen wollen auch ihren Teil, weil wir ja bei den Russen Schulden haben, wie du sicher weißt. Unser gesamtes Militär ist russisch ausgerüstet. Leider. Jedenfalls jubelt Onkel Hussein, weil er hofft, dass wir jetzt unser eigenes Raketenprogramm finanzieren können. Ohne Hilfe von irgendwelchen westlichen oder östlichen Teufeln.«

»Ihr habt jede Menge östliche Teufel an der Festtafel«, sagte Müller bissig.

»Weißt du etwas über Ölmengen?«

»Sie schätzen, es reicht für dreißig Jahre bei rund sechshundertfünzigtausend Barrel pro Tag.« Dann begann er leise zu lachen und fragte: »Was wird dein Außenminister dazu sagen? Und was erst der Wirtschaftsminister! Sie werden dich küssen und knutschen, und sie werden todsicher ihre tief empfundene Freundschaft zu meinem Land entdecken.«

»Kannst du mir den Standort der Ölquellen nennen?«

»Aber ja. Bei einem kleinen Berg namens al Tanf und südwestlich der Ortschaft Abu Kamal, Hochebene. Aber ich warne dich, weil da eine Menge Geheimdienst herumswirrt.«

»Oh, ich will keine Landpartie machen, ich will nur Schraubenzieher verkaufen. Sag mal, was verschweigst du mir eigentlich?«

Achmed bekam vor Empörung runde Augen. »Warum soll ich dir etwas verschweigen?«

»Ich habe den Eindruck«, stellte Müller ruhig fest.

»Hör mal, ich finde meine Ernte verdammt gut. Neues Öl im Land und Amis, die im Iran einsickern. Das ist doch keine Kleinigkeit.« Das kam vorwurfsvoll daher wie bei einem ertappten Kind.

»Es ist gut«, nickte Müller, »aber es ist nicht alles. Können wir über Zielsetzungen reden?« Er wartete eine Antwort nicht ab. »Ich brauche die Firmennamen, unter denen die Amerikaner bei den Ölquellen operieren werden. Das müssen andere Firmen sein als die der Versuchsbohrungen. Am besten noch die Aktiengesellschaften dahinter. Und ich brauche die Anzahl der Gruppen und die Gesamtzahl der Männer, die in den Iran gegangen sind oder noch gehen werden. Und von welchem amerikanischen Geheimdienst. Und das Ganze so schnell wie möglich, bitte. Per Telefon über Bestellcode Eisenwaren. Das ist verdammt dringend. Und jetzt sag mir, was du auf dem Herzen hast.«

Achmeds Hände flatterten wie Vögel. »Ich habe nichts auf dem Herzen, verdammt noch mal. Ich weiß nicht, wovon du sprichst.«

»Ich kenne dich gut, du kennst mich gut. Ich sage dir, du kochst irgendetwas aus.«

»Hey, wir sind Freunde, oder? Ich würde dir sagen, wenn irgendetwas ist. Es ist nichts, es ist alles beim Alten. Verdammt noch mal, was soll schon sein?«

»Achmed, du hast das Geld nicht nachgezählt.«

»Du bist ein Freund, ich brauche nicht nachzuzählen.« Aber jetzt war er getroffen, und er sah Müller nicht an.

»Hat Onkel Hussein etwas gemerkt?«

»Hat er nicht.«

»Hat irgendjemand dich kontaktiert? Könntest du doppelt kassieren?«

»Nein, sicher nicht.«

»Weißt du eigentlich, welche Ölfördergesellschaften bei Onkel Hussein vor der Tür stehen?«

»Nein, weiß ich nicht. Vermutlich die halbe Welt. Wahrscheinlich kaufen wir die Technik und fördern das Öl selbst. Da ist zu viel Geld im Spiel, zu viel Einflussnahme, zu viele Arschlöcher, die auf Vorteile lauern.«

»Wo du Recht hast, hast du Recht. Hat Onkel Hussein eigentlich gesagt, seit wann die amerikanischen Brüder in den Iran geschleust werden?«

»Er sagte seit vier Wochen. Und er sagte auch – verdammt, das habe ich vergessen, zu sagen – er sagte auch, dass die ersten drei Gruppen angekommen sind. Also ...«

»Also sind es mehr als drei Gruppen.«

»Ja, hört sich so an. Aber ich finde es heraus.« Er sah Müller an, als wolle er noch etwas sagen, schwieg aber.

Nach einer Weile murmelte Müller: »Ich dachte, wir sind Freunde.«

Achmed starrte auf den Tisch. »Sind wir auch. Mach es mir nicht so schwer, Kumpel. Ich kann doch nicht beichten, wenn ich nichts zu beichten habe.« Seine Stimme war flach, monoton, ohne jeden Ausdruck. »Du wirst bis morgen bleiben?«

»Ja, vermutlich. Soll ich morgen noch einmal kommen? Willst du bis morgen Zeit haben, es dir zu überlegen?«

»Nein, verdammt noch mal.«

Sie zahlten und gingen langsam zurück. Sie sprachen Belangloses, und sie waren um Normalität bemüht. Zum ersten Mal war der Wurm drin in ihrer Beziehung, und sie empfanden das beide als einen Verlust. Müller erinnerte sich schmerzlich an seine Mission Grippe, die so deutlich offenbart hatte, wer Achmed war, was ihn ausmachte und was ihre Freundschaft ausmachte. Müller war in Damaskus krank geworden, eine ganz gewöhnliche Grippe. Er hatte

sich im Hotel aufs Bett gelegt und Achmed informiert. Mir ist richtig elend, hatte er gesagt. Keine halbe Stunde später war Achmed erschienen, mit der ganzen Familie. Sie hatten in feierlicher Prozession eine Schachtel Aspirin in sein Zimmer getragen und dazu »Charlie Brown« gesungen. War das jetzt aus, vorbei, Schnee von gestern?

Als Müller seine Koffer wieder eingepackt hatte, sich verabschiedete und dafür die reiche arabische Sprache bemühte, nickte Achmed nur und sagte beiläufig: »Bis zum nächsten Mal, mein Freund.«

»Kann es sein«, fragte Müller leise auf Englisch, »dass dein geliebter Onkel Hussein dir alle diese wunderbaren Nachrichten zugeflüstert hat, weil er weiß, dass du sie mir sagen wirst, und weil er möchte, dass wir annehmen, wir stehen dicht vor großen Schweinereien in Nahost?«

Achmed zeigte sein Pokergesicht, also fuhr Müller fort: »Natürlich betonen die Amis: Jetzt muss die Diplomatie ran! Aber eigentlich ist es schon längst zu spät, eigentlich sind sie schon da. Möglicherweise käme dann mein Außenminister zu spät, möglicherweise würde mein Außenminister sogar auf jede Art zu vermitteln verzichten. Will dein teurer Onkel das?«

Achmed blinzelte, öffnete die Augen dann weit, blickte angeekelt zum nicht sichtbaren Himmel. Er umarmte Müller nicht, er sah ihn nicht an, er bellte nach hinten in seinen Laden: »Wer, zum Teufel, hat hier nicht aufgeräumt?«

Müller nahm die Vertreterkoffer auf und ging langsam zu einem Taxistand um die Ecke.

Er war in einem fieberhaften Zustand, und er war zugleich wütend. Achmed war über die Jahre hinweg ein verlässlicher Partner gewesen, jetzt schien das alles infrage gestellt, und Müller wusste, dass er eine schnelle Lösung nicht kriegen würde. Achmed war hochintelligent, Achmed

war ein blendender Spion, aber er war auch ein harter Brocken. Ende der Gemütlichkeit. Was, um Gottes willen, war da geschehen?

Er hatte jetzt eine schnelle Entscheidung zu treffen, und er entschied sich augenblicklich. Er ließ sich zurück zum Hotel fahren, schleppte die Vertreterkoffer mit höchstmöglicher Geschwindigkeit sechs Stockwerke hoch und registrierte dankbar, dass sich durch die Anstrengung Gelassenheit einstellte.

Er rief mit einem besonderen Handy eine sichere Leitung an und verlangte Krause, indem er sagte: »Sechsviereins-sechs.« Dann wartete er etwa dreißig Sekunden, während die Leitung komplett verwürfelt wurde.

»Ich höre.«

»Ich brauche Hilfe. Unser Mann schert aus.«

»Was sagte er?«

»Zwei Dinge. Amerikaner sickern in den Iran ein, und es ist Öl gefunden worden.«

»Aber Sie denken, er schert aus. Kann es sein, dass Sie irgendwie verspannt waren?«

»Negativ.«

»Wollen Sie warten und erneut nachfragen?«

»Negativ.«

»Beurteilung der Informationen?«

»Sehr dringend.«

»Kommen Sie nach Hause.«

Müller war erleichtert, er empfand diese Stadt zum ersten Mal als Bedrohung. Er wollte heim zu seinem Vater, und er fummelte an seinem Armkettchen herum und dachte an seine Tochter.

Er bekam einen Flug nach Zürich, konnte in einen Flieger nach Berlin umsteigen und landete dort um 21.35 Uhr. Vom Flughafen fuhr er direkt ins Amt, ging in sein Büro und setzte sich an den Computer. Er schrieb seinen Treffbericht mit einer ausführlichen Schilderung der Unwägbarkeiten, die Achmeds Benehmen in ihm ausgelöst hatte, und druckte ihn aus.

Dann brachte er ihn in Krauses Büro und war nicht sonderlich überrascht, dass Krause gedankenvoll hinter dem Schreibtisch hockte.

»Hier ist der Bericht. Ich fahre jetzt ins Krankenhaus zu meinem Vater.«

»Ja, tun Sie das«, murmelte Krause. »Haben Sie irgendeine Vorstellung, warum Achmed so war?«

»Habe ich nicht. Ich war erstaunt, dass er plötzlich über Militärisches berichtete. Gewöhnlich stelle ich immer die Frage nach Hamah, weil die Syrer dort ihre Raketenwaffen entwickeln. Diesmal kam ich nicht dazu, zu fragen, diesmal kam er sofort auf Onkel Husseins Schilderungen von den Gruppen, die in den Iran sickern.«

»Gut. Geht eine Kopie an Operative Sicherheit?«

»Morgen früh.«

»Machen Sie es jetzt. Sowinski ist noch am Tisch.«

»Geht klar. Ich möchte eine Frage stellen. Haben wir eine Nachricht von Svenja aus Nordkorea?«

Krause hob erst jetzt den Kopf und sah ihn an.

»Sie mögen sie, nicht wahr?«

»Ja.«

»Es gibt, sagen wir mal, eine halbe Nachricht. Eine befreundete Station in Südkorea hat einen Funkspruch aufgefangen, wonach sich zwei Leute an die Ostküste durchzuschlagen versuchen. Wir nehmen an, das ist Svenja mit einem Mann, den sie treffen und herausholen sollte. Wahr-

scheinlich sind sie abgetaucht und stellen sich tot. Wenn sie es schaffen, sage ich es Ihnen sofort.«

»Danke. Bis morgen also.« Müller hatte immer wieder von Svenja geträumt und davon, dass er sie vielleicht lieben könnte. Sie schien so etwas wie ein Ziel, das man nie erreichte. Er ging hinaus, druckte den Bericht ein zweites Mal aus und brachte ihn zu Sowinski, der genauso versunken und nachdenklich an seinem Schreibtisch hockte wie Krause. Aber Sowinski nickte nur und sagte kein einziges Wort.

Müller brauchte gut dreißig Minuten bis zum Krankenhaus und wurde dort trotz der späten Zeit anstandslos zum Krankenzimmer seines Vaters gelotst. Erleichtert stellte er dort fest, dass seine Mutter schon nach Hause gegangen war. Er hätte nicht gewusst, wie er ihr hätte Trost und Mut spenden sollen. Stattdessen war gerade eine Krankenschwester im Zimmer.

»Ich komme aus dem Ausland«, erklärte er. »Wie geht es meinem Vater? Und wie stehen seine Chancen?«

Das Gesicht der Schwester wirkte erschöpft. Sie war um die fünfzig, dünn, hager fast, mit einem kantigen Kopf, auf dem das kurze, silbrige Haar wie aus Protest in alle Richtungen stand.

»Wir liefern keine Wunder«, sagte sie. »Wir können nur sagen, dass sein Zustand stabil ist. Aber das heißt noch nicht, dass er überleben wird.« Sie sah ihn an und lächelte mitfühlend. »Kann ja auch sein, dass er nicht mehr will. Gehen Sie zu ihm, und halten Sie seine Hand. Wahrscheinlich spürt er das.«

»Ja, danke«, murmelte Müller und schob den Vorhang vor dem Bett seines Vaters zur Seite.

Da stand ein Stuhl, wahrscheinlich hatte seine Mutter darauf gegessen, Stunde um Stunde. Irgendwelche Skalen

zeichneten Leben, Lichter blinkten in Grün, Rot und Gelb. Der Inhalt einer Infusionsflasche wurde Tropfen um Tropfen in den Kranken entleert. Er lag mit geschlossenen Augen da, das linke Augenlid flatterte heftig.

»Ich bin es, der Karl«, sagte Müller und setzte sich. Er griff nach der linken Hand des Vaters, die ohne Infusionsnadel war. Am Zeigefinger ein Pulstastgerät. Aus dem linken Mundwinkel lief ein Speichelfaden, der Atem war kaum zu hören. Die Hand war warm.

»Ich bin es, Karl«, wiederholte Müller. »Ich komme gerade vom Flughafen von einer Dienstreise und bin ziemlich kaputt. Sie sagen hier, du hast die besten Chancen. Bald wirst du aufwachen, und dann kriegst du Sauerkraut und Eisbein und Kartoffelpüree. Blaue Trauben natürlich auch. Alles, was du gern isst. Von Mama soll ich grüßen. Sie ist zu Hause und versucht, ein wenig zu schlafen. Auch von Melanie soll ich grüßen, und Anna-Maria schickt dir einen dicken Kuss.« Er tätschelte die Hand unbeholfen, er hatte seinen Vater ein Leben lang immer nur sehr vorsichtig berührt, und er konnte sich nicht daran erinnern, jemals mit diesem Vater über den Rasen getollt zu sein.

»Wenn du gesund wirst, fahren wir alle zum Titisee oder nach Amrum, egal, wo du hin willst. Und ich nehme mir vierzehn Tage Ferien, und wir gehen zusammen durch die Wälder oder am Strand lang.«

Sein Vater stieß ein Krächzen aus, wahrscheinlich war es ein Husten. Das rechte Augenlid flatterte jetzt auch, und es kam ihm so vor, als versuche sein Vater die Augen zu öffnen.

»Ich bin es, Karl«, sagte er wieder. »Mach die Augen einfach auf, kann doch nicht so schwer sein. Aber wahrscheinlich habe ich gar keine Ahnung, und es ist schwer, und du lächelst über meine blöde Bemerkung.«

Wieder dieses Krächzen, und diesmal zuckte auch die Hand mit der Infusionsnadel.

»Soll ich die Schwester rufen, willst du irgendetwas?«

Das Atmen wurde ein wenig lauter.

»Kann es sein, dass du mich hörst? Kann das sein?«

Das Flattern des rechten Lids hörte auf.

Der Atem wurde wieder leise.

»Ich gehe jetzt und komme morgen wieder. Und ich denke, dir geht es dann besser und du kannst mich erkennen.«

Müller konnte das Elend, dieses schwache Stück Leben nicht mehr ertragen. Er ging und spürte das Sterben seiner Hoffnung wie einen dumpfen Schmerz im Bauch. Als er die Station verließ, als die Milchglastür sich hinter ihm mit einem Seufzen schloss, weinte er.

Er fuhr langsam durch die Nacht nach Hause und öffnete die Haustür vorsichtig, um nicht zu stören. Er stellte den Koffer wie immer in die Küche, damit er nicht auf der dröhnenden Holzterasse irgendwo aneckte. Dann setzte er sich ins Wohnzimmer und starrte hinaus in den Garten, den er verächtlich Ödland nannte, weil nichts darin seinem Bild von einem Garten entsprach. Kurzer, ungesund grüner Rasen, keine Wildblumen, die Tulpen eingezwängt in Erdvierecke, ein so genannter Teich von zwei Quadratmetern Größe, in dem irgendeine Pflanze einem mickrigen Goldfisch Deckung bot. Es war der sechste Goldfisch, die fünf vorher waren wahrscheinlich wegen drückender Einsamkeit eingegangen.

Er wünschte sich, sein Vater möge wieder gesund werden. Vielleicht war es möglich, mit ihm über das Leben zu sprechen und über das, was er sich darunter vorstellte. Vielleicht konnte er ihm dann die Jahre bei der Polizei erklären, und weshalb er jetzt beim Bundesnachrichtendienst

arbeitete. Sein Vater hatte nur abfällig geäußert: »Die Schlapphutbrigade? Die versagen doch ständig.« Müller war laut geworden: »Woher weißt du das eigentlich?«

»Von klugen Journalisten«, hatte sein Vater gebellt. »Genau, die arbeiten ihre persönlichen Defizite an uns ab!«, hatte Müller gebrüllt. Sie hatten nie wieder darüber gesprochen.

Vielleicht ist es gut, wenn er stirbt, dachte er plötzlich. Dann muss er nicht miterleben, wie diese Familie auseinander fällt. Das würde er sowieso nicht verwinden, da würde er vollends verstummen.

Auf der Treppe war ein Geräusch, dann kam Melanie in den Raum. Sie feierte ihre Schönheit in einem lang herabfließenden, halbdurchsichtigen Gewand und sagte: »Ich habe dich gar nicht gehört. Wie war die Reise?«

»Normal«, sagte er. »Nichts Besonderes. Ich war noch bei Papa im Krankenhaus.«

»Und? Wie geht es ihm?«

»Na ja, er liegt im Koma. Jedes Mal, wenn du glaubst, er schlägt die Augen auf, passiert nichts.«

»Und was sagen die Ärzte?«

»Sie können keine Wunder vollbringen, nur abwarten. Vielleicht schafft er es ja. Wie geht es Anna-Maria?«

»Klasse. Wir waren heute Nachmittag im Zirkus. Und sie hat gejubelt. Sie hat noch auf dem Weg nach Hause Beifall geklatscht.«

»Ich muss dir etwas sagen, Melanie. Ich habe gestern mit meiner Mutter gesprochen. Sie erzählte, du hättest nicht kommen können, weil du niemanden hattest für Anna-Maria. Ich würde dich bitten, auf solche Touren zu verzichten. Denn Astrid oder Eva können die Kleine immer für zwei, drei Stunden nehmen. Und dann bin ich auch der Meinung, dass Anna-Maria alt genug ist, den todkranken Opa zu besuchen, und ...«

»Auf keinen Fall!«, rief Melanie hoch und schrill.

»Du kannst sie nicht vom Leben fern halten«, wandte er ruhig ein. »Das eigentliche Problem dabei bist du. Du willst meinen Vater nicht sehen.«

»Nicht so, wie er da liegt.«

»Wie liegt er denn da?«

»Na ja, irgendwie halb tot, oder? Mit Schläuchen und so, oder? Mit all diesen tickenden Uhren und den furchtbaren Geräuschen, das kennt man doch aus dem Fernsehen. Und dieses Gurgeln. Das kann ich nicht ertragen. Ich will ihn lebend in Erinnerung behalten.«

»Er stirbt aber vielleicht.«

»Das kann ich nicht.«

Er nickte.

Es hatte nicht den geringsten Sinn, weiterzusprechen. Was immer er sagte, sie würde es abblocken.

»Ich bin todmüde«, murmelte er. »Ich möchte schlafen.«

DRITTER TAG

Müller schrieb ein PS zu seinem Treffbericht Damaskus. Er führte aus: »Ich will noch einmal zurückkommen auf die Unwägbarkeiten bei der Einschätzung Achmeds. Er zählte, wie bereits erwähnt, die ihm übergebenen fünftausend US-Dollar nicht, was noch niemals vorgekommen ist. Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, dass ich störe. Er machte während unseres Gesprächs immer wieder einen unkonzentrierten Eindruck, seine Gedanken glitten ab. Einmal erwähnte er sogar hastig, er habe vergessen, mir mitzuteilen, dass bereits drei Gruppen der US-Amerikaner in den Nordiran eingesickert seien. Auch so etwas ist noch nie passiert. Was mir jedoch besonders auffiel, war, dass er kein einziges Mal seinen Laptop erwähnte, kein neues Programm haben wollte, nicht von seinen neuesten Entdeckungen berichtete, die er im Internet gemacht hat. Das ist noch nie vorgekommen, seit dieses Amt ihm den Laptop übergab. Meiner Einschätzung nach war er hellwach, aber dauernd abgelenkt durch irgendetwas, an dem ich nicht teilhaben sollte oder teilhaben durfte. Es spielte sich in seinem Kopf ab. Gez. Müller.«

Es war 8.16 Uhr, Müller hatte schlecht geschlafen und saß seit sieben Uhr hinter seinem Schreibtisch. Er hatte die Hamburger Leitung überprüft, ob sich Achmed möglicherweise gemeldet hatte. Aber da war nichts.

Er rief die Intensivstation an und bat, seine Mutter an den Apparat zu holen.

Er sagte: »Ich war gestern Abend noch bei ihm, aber er war nicht ansprechbar. Wie geht es ihm jetzt?«

»Sie sagen, er hatte eine gute Nacht. Sonst ist alles unverändert. Wo bist du denn jetzt?« Ihre Stimme klang erstaunlich sachlich.

»Ich bin hier im Amt, ich sitze am Schreibtisch. Gehen wir heute zusammen zur Bank, dass du an das Geld kommst?«

»Ja, das wäre gut.«

»Dann bin ich gegen elf Uhr bei dir.«

Er stand auf und ging hinüber zu Krause, aber der hatte offensichtlich eine Konferenz oder wichtige Telefonate. An der Türklinke hing der rote Punkt. Müller erinnerte sich, dass er dieses Warnzeichen einmal übersehen hatte und trotzdem hineingestürmt war. Krause in wütendem Zustand zu erleben, war etwas, auf das er seither gut verzichten konnte.

Er nahm seine zweite Tagesaufgabe in Angriff. Er hatte zu jedem einzelnen Punkt, über den ihm Achmed berichtet hatte, eine eigene Meldung zu machen. Diese Meldungen liefen in dem Fall über Krauses Tisch und von dort zur AuMe, zur Auftragssteuerung und Meldungsbearbeitung, die dafür zu sorgen hatte, dass in den Texten mögliche operative Details nicht erkennbar waren. Gleichzeitig gingen die Meldungen an die Auswertung III. Die Auswertung wiederum erarbeitete aus diesen Meldungen und allen parallel gewonnenen Erkenntnissen zur gleichen Sache die Berichte, die an das Kanzleramt und an das jeweils betroffene Ressort gingen. Und Krause schließlich würde als Führungsstelle irgendwann die Echos dieser Berichte erleben. Es würde nicht erkennbar sein, wer die Meldung geschrieben hatte und aus welcher Quelle sie kam.

Vornehmlich den jungen Mitarbeitern erschien dieses sich selbst am Leben erhaltende System ein Unikum zu

sein, auch etwas, das enorm störte. Aber einen besseren Vorschlag schien niemand zu haben. Müller nannte es für sich das Seufzer-System. Müller schrieb die Meldungen konzentriert und schnell und versuchte dann herauszufinden, inwieweit Achmeds Mitteilungen andere Quellen in Nahost betreffen könnten. Er fand fünf Fragen und entwickelte Vorschläge für Krause, der dann die Verbindung zu Partnerdiensten und eigenen menschlichen Quellen suchen musste.

Frage: Ist die neue israelische Firma Compudicta in Latakia bekannt? Firma anschauen. Kontakt in Latakia möglich über G.G. wie gehabt. Konzentration auf Mustafa aus Zypern, angeblich der Chef. Frage: Ist ein Israeli namens Zvi bekannt, der angeblich ein neues Netz in Damaskus baut? Wichtige Frage: Sind Ölfunde der Amerikaner an der südlichen Grenze Syriens bekannt? Frage: Ist bekannt, dass Agenten der US-Amerikaner durch Syrien entlang der Südgrenze der Türkei über den Irak in den Iran geleitet werden? Frage: Ist bekannt, dass die syrische Grenzschutzbrigade auf viertausend Mann hochgerüstet wurde? Einstufung: Dringend.

Er überdachte die Fragen auf ihre Logik, fand keinen Fehler und konnte sich vorstellen, dass ab sofort Mustafa aus Zypern im syrischen Latakia ebenso eingekreist sein würde wie die amerikanischen Ölsucher und die amerikanischen Gruppen auf dem Weg in den Iran. Er nannte das für sich eine Treibjagd, und er hatte noch niemals eine Treibjagd ohne Ergebnisse erlebt.

Er ging erneut zu Krauses Büro, es war nicht mehr blockiert.

Er legte die Unterlagen vor ihn hin und sagte: »Ich habe ein PS an den Treffbericht gehängt und die nächsten möglichen Fragen entworfen.«

Krause nickte nur und fragte: »Wie geht es Ihrem Vater?«

»Nicht gut. Ich möchte um elf Uhr meine Mutter treffen. Sie hat keine Ahnung von der finanziellen Seite, und sie braucht meine Hilfe. Es wird nicht lange dauern.«

»Selbstverständlich. Und können wir dann einen Spaziergang machen?«

»Ja.« Müller dachte mit Unbehagen: Ausweichen geht ohnehin nicht, ich brauche eine schnelle Klärung, und vielleicht hat er eine Idee.

»Dann noch etwas. Ich habe eben Ihr PS im Computer gesehen. Kann es nicht sein, dass Achmed eine neue Geliebte hat, die ihn mächtig aufregt, die gewissermaßen sein ganzes Denken erfüllt?«

»Ja, das kann sein. Aber ich würde sagen: Nein. Es muss irgendetwas anderes sein. Es ist eben etwas nicht Beweisbares, es ist ein Gefühl. Er wollte mich aus irgendetwas heraushalten.«

»Kann es sein, dass er in eine seiner Nachrichten stark verwickelt ist? Beispielsweise in die Nachricht von der Tarnfirma der Israelis in Latakia?«

»Natürlich.«

»Und dann die Geschichte mit dem Laptop, den er gar nicht erwähnte. Ist das so gravierend?«

»Ja, das ist es.«

»Ein Beispiel?«

»Das habe ich. Wie Sie wissen, gehen wir freundschaftlich miteinander um. Eines Tages, es war beim vorletzten Treff, kamen wir am Rande von Damaskus in einem Industriegebiet an einer Tankstelle vorbei. Wir waren im Wagen von Achmed unterwegs. Achmed tankte, dann gingen wir in eine Bude, in der es Kaffee gab. Da war ein französischer Truckfahrer, der angab wie ein Sack Seife. Sein Truck wäre absolut einbruchsicher, GPS-gesteuert. Und falls jemand

versuchen würde, ihn aufzubrechen, würde die Karre ein solches Geheul machen, dass es noch in Bagdad zu hören sei. Na ja, Achmed hörte sich das an, nahm seine Leinentasche mit dem Laptop und verschwand. Ich habe nicht weiter auf ihn geachtet. Nach vier oder fünf Minuten kommt er zurück und sagt zu dem Franzosen: ›Mein Freund, ich bin an deinem Truck vorbeigekommen. Und der steht sperrangelweit auf!‹ Dem Kerl quollen die Augen aus dem Kopf. Er rannte zu seinem Lkw, und der stand tatsächlich offen. Ich habe das auch im Treffbericht damals erwähnt. Ein zweites Beispiel: Ich war abends in Achmeds Haus zu Gast. Ganz ungezwungen auf einen Schwatz. Und plötzlich erzählt sein ältester Sohn, Papa habe bei einem vorbeifahrenden Linienbus während der Fahrt die Türen aufgehen lassen. Das stimmte wirklich. Achmeds Leben ist voll von derartigen Geschichten. Tatsächlich ist er auch schon in den Daten vom Pentagon spazieren gegangen, und um mir eine Freude zu machen, hat er die Gliederung der Bundeswehr im Falle einer Krisensituation an den östlichen deutschen Grenzen ausgedruckt. Auch das habe ich unter den Anmerkungen in einem Treffbericht erwähnt. Was Computer anlangt, ist er eines dieser Genies, einer dieser Alleskönner. Und niemals hat er mich gehen lassen, ohne irgendetwas für seinen Computer zu bestellen, und sei es auch nur ein Spiel für seine Söhne. Kein Wort diesmal, nicht ein einziges. Es war so, als sei er nicht mehr Teil seiner Welt.«

»Das wäre aber auch erklärbar aus irgendwelchen privaten Umständen, die wir nicht kennen?«

»Selbstverständlich«, nickte Müller.

»Gut, bis später. Ihre Folgefragen schaue ich mir an.«

Müller trabte in sein Büro zurück, schlüpfte in seine leichte Jacke und verließ das Amt.

Er war kurz nach elf in der Klinik und fand seine Mutter neben dem Bett seines Vaters, wie sie ihm aus der Tageszeitung Meldungen vorlas. Sie sah ihren Sohn an, und eine leichte Verlegenheitsröte stieg in ihre Wangen.

»Eine Schwester meinte, er könnte das vielleicht hören.«

»Ja«, meinte Müller und gab ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Ich habe ihm auch etwas erzählt, vielleicht kriegt er es wirklich mit.«

Das Gesicht des Vaters war bleich bis grau, und das rechte Augenlid flatterte. Wieder tropfte irgendeine Flüssigkeit in seine Adern.

Müller drückte seine Hand und sagte: »Ich bin auch wieder hier, Papa. Wir müssen nur kurz auf die Bank.«

Dann gingen sie.

»Hat du deinen Pass bei dir?«

»Ja. Ich bin so hilflos, weißt du.«

»Ja, natürlich. Das bin ich auch.«

Die Erledigung der Bankgeschichte dauerte nur zwanzig Minuten, weil der Filialleiter Müllers Mutter kannte und erklärte, er habe seine Tochter in einer Klasse bei dem »Herrn Schuldirektor« gehabt, und der sei einer der besten Lehrer gewesen, wie seine Tochter ihm immer wieder über die Jahre versichert habe.

Dann standen sie draußen in der Sonne und kamen sich verloren vor. Sie wandten sich einander zu und waren verlegen.

Müller sagte: »Er wird es schaffen, weißt du.«

»Dann bist du optimistischer als ich. Wie wäre es mit einem Kaffee bei Grüns?«

»Gut«, sagte er. »Die Zeit habe ich noch.«

Ein Kaffee bei Grüns, das war ein Schlüsselwort seiner Jugend. Alle Welt nahm dort einen Kaffee und fühlte sich offensichtlich in der angestaubten Konditorei wohl. Er er-

innerte sich, dass er sogar seine erste große Liebe dorthin zu einem Eis eingeladen hatte und dass er mit ihr eine geschlagene Stunde lang an einem kleinen, runden Tisch auf hohen, unbequemen Stühlen gesessen hatte – vollkommen wortlos, vollkommen hilflos. Dann hatte die erste große Liebe verächtlich gemeint, es gebe bessere Orte, und war verschwunden.

Grüns war für ihn immer noch eine seltsam anmutende Gastronomie im Stil der späten Sechziger, und vor allem ein Wald aus grünen Topfpflanzen, die aus irgendeinem Grund niemals einzugehen schienen, obwohl der Gastraum reichlich düster war. Er hatte es verächtlich Grüns Regenwald genannt, als er unbedingt sein Elternhaus verlassen wollte, um endlich auf eigenen Füßen zu stehen.

Maja, die erste Liebe, hatte unendlich langes, dunkelbraunes Haar und war der felsenfesten Überzeugung, auf sie warte ein Märchenprinz. Einmal hatte sie ihm erlaubt, eine Hand auf ihren Busen zu legen, nur um dann zusammenzuzucken und die Augen tellergroß aufzureißen wegen der Ungeheuerlichkeit dieses Vorfalls.

»Ich dachte eben an Maja«, erklärte er seiner Mutter auf dem Weg zu Grüns.

»Das arme Ding«, sagte sie schnell. »Sie hatte mit achtzehn ihr erstes Baby, aber keinen Mann. Und mit zweiundzwanzig hatte sie drei Kinder und noch immer keinen Mann. So kann es gehen. Ihre arme Mutter ist ganz neurotisch gestorben.« Dann kam die Frage, die er eigentlich seit einer Stunde erwartete. »Sag mal, mein Lieber, wie geht es eigentlich deiner Ehe?«

Weil er über die Antwort schon lange nachgedacht hatte, sagte er knapp: »Es steht nicht gut. Mein Beruf ist im Grunde nicht ehetauglich. Wir haben keinen Zoff, falls du das meinst. Aber wir leben irgendwie nebeneinander her.

Sie in der Bank und ich im BND. Und es gibt kaum Verbindungswege.«

»Kannst du dich denn nicht versetzen lassen?«

»Kann ich nicht«, antwortete er. »Will ich auch nicht. Als Sesselfurzer würde ich depressiv.«

Sie schwieg eine Weile, um schließlich zu fragen: »Und? Was soll jetzt werden?«

»Ich weiß es nicht, Mama, ich weiß es wirklich nicht.«

»Kannst du denn nicht zurück auf irgendeinen angenehmen Posten bei der Polizei?«

»Das geht nicht, Mama. Die Polizei ist dicht, es gibt keine offenen Stellen, ich würde also nur als Arbeitsloser enden oder bestenfalls Taxi fahren oder Pizzas an die Haustür bringen.«

»Aber du hast studiert, dich wird doch jeder nehmen.«

»Das war einmal, Mama. Und das ist verdammt lange her.« Er dachte flüchtig, dass sie jetzt vierundsiebzig Jahre alt war und in ihrem Häuschen wie in einem Wolkenkuckucksheim gelebt hatte – abseits jeder neuen Realität. Und er dachte auch, dass er sie liebte und eigentlich immer geliebt hatte.

Er sagte behutsam: »Weißt du, mir fällt auf, dass ich über viele Dinge mit Papa nicht geredet habe. Und weil ich dringend mit ihm reden muss, sollten wir dafür sorgen, dass er am Leben bleibt.«

»Ja, das wollen wir tun«, sagte sie nach einer langen Pause. »Er ist wirklich ein guter Mann gewesen, immer sehr sachte und beschützend.« Ein kleines Lachen kam. »Und wir zwei haben auch über viele Dinge nicht geredet. Er war nie redselig, weißt du.«

»Ja. Er war immer ein sturer, alter, schweigsamer Bock. Und er hat immer gewonnen. Wenn ich eine Klassenarbeit versaute, war er still wie eine Auster. Nur einmal, als er nicht

wissen konnte, dass ich ihn ansah, lächelte er. Der Kerl lächelte über eine versaute Mathematikarbeit, das muss man sich mal vorstellen! Du lieber Gott, er darf nicht sterben.«

»Wir müssen viel beten«, fügte sie sachlich hinzu.

»Aber noch lebt er«, sagte Müller in reinem Trotz, und es kam ihm selbst wie ein Gebet vor.

Sie tranken ihren Kaffee schnell, weil das Café plötzlich von einer großen Trauergemeinde besetzt wurde, die vom nahen Friedhof kam.

Seine Mutter wollte, dass er sie wieder in die Klinik fuhr, nicht in ihr Häuschen. »Da bin ich so schrecklich einsam«, sagte sie, und er widersprach ihr nicht.

Bevor sie ausstieg, nahm sie seinen Kopf in beide Hände, drehte ihn zu sich und küsste ihn leicht auf die Stirn. Sie sagte: »Ich werde dich dringend brauchen.«

»Ja«, antwortete er verwirrt. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass sie ihn jemals so geküsst hätte. Er sah ihr nach, wie sie die breite Treppe hinaufstieg und dann hinter den gläsernen Türen der Klinik verschwand.

Dann fuhr er zu einem kleinen türkischen Dönerrestaurant und ließ sich einen Teller voll Geflügelfleisch mit einer Scheibe Brot geben, dazu ein Wasser. Von seinem Platz aus sah er hinaus auf die Straße und dachte daran, dass er hier schon als Oberschüler seinen Döner gekauft hatte und dass es gut war, in dieser Stadt zu leben.

Der Anruf kam um dreizehn Minuten nach eins.

Krause sagte ohne Umschweife: »Sofort kommen, wir haben ein Dringend.«

Müller konnte sich nicht daran erinnern, dass so etwas jemals vorher geschehen wäre. Er ließ das Essen stehen, winkte dem verdutzten Türken hinterm Tresen zu und rannte zu seinem Auto.

Es dauerte unendlich lange achtzehn Minuten, weil irgend-
ein kleiner Unfall die Straße blockierte.

Er rannte aus der Tiefgarage das Treppenhaus hoch und
in Krauses Büro. Krause saß rechts an seinem Schreibtisch,
ihm gegenüber der Leiter Operative Sicherheit Willi So-
winski. Sie sahen ihn beide an, bewegten sich nicht, nickten
nicht, wirkten wie Wachspuppen, und ihr Blick war sehr
intensiv.

»Nehmen Sie den Stuhl da«, murmelte Krause. »Ich er-
zähle Ihnen jetzt mal, was vor rund fünfundzwanzig Minu-
ten hier passiert ist, damit Sie verstehen, weshalb ich Sie ge-
rufen habe. Irgendetwas Besonderes mit Ihrem Vater?«

»Nein, leider alles wie gehabt.«

»Gut. Dann ist da noch ein wenig Hoffnung. Also, ich le-
se mir Ihre Fragen an die Kollegen rund um Syrien durch
und will mich noch einmal vergewissern, dass ich nichts
übersehe. Washington sollten wir übrigens dazunehmen.
Und ich studiere unser Fotoalbum Achmed. Da kommt
plötzlich mein Freund Sowinski rein, deutet auf ein schö-
nes, klares Farbfoto von Achmed und sagt: ›Den Knaben
habe ich eben am Flughafen Tegel gesehen.« Er machte ei-
ne Pause. »Was können Sie mir dazu sagen?«

»Wie bitte?«, fragte Müller verblüfft. »Das muss ein Irr-
tum sein.«

»Ist aber kein Irrtum«, sagte Sowinski ohne jede beson-
dere Betonung. »Ich kenne die Akte Achmed genau, habe
sie nach Ihrem Bericht extra noch mal studiert, inklusive
Fotoalbum. Ich habe jeden Treffbericht gelesen, und ich
habe Achmed definitiv wiedererkannt. Ich dachte, mich
laust der Affe. Es war exakt zwölf Uhr siebzehn. Wir haben
jetzt ein Problem, und zwar ein ziemlich großes.«

»Die Kameras«, sagte Müller sofort. »Die Kameras auf
dem Flughafen zeichnen doch auf ...«

»Die Filme sind angefordert«, unterbrach ihn Sowinski und setzte nach: »Was fällt Ihnen dazu ein?«

»Ich nehme zunächst an, dass es stimmt. Aber dann tauchen Fragen auf. Zum Beispiel die, welche Flugverbindungen er benutzte. Er musste unter diesen Umständen damit rechnen, dass er mit mir in einem Flieger sitzt. Das kann er unmöglich riskiert haben. Er hat mich noch gefragt, ob ich eine weitere Nacht bleibe, und ich habe geantwortet, dass ich es noch nicht weiß. Wo sind die Passagierlisten?«

»Kommen gleich«, antwortete Sowinski.

»Ich muss mit seiner Frau reden«, stellte Müller fest. »Unbedingt.«

»Noch zu früh«, entschied Krause. Er sah Sowinski an: »Erinnerst du dich an sein Gepäck? Hatte er irgendwelche Taschen oder so was?«

»Ich erinnere mich nur an die klassische Laptop-Tasche. Flach, schwarz, Leder oder lederartig, mit einem breiten Trageband. Muss aber kein Laptop gewesen sein.« Dann sah er Müller an, und die Finger seiner rechten Hand spielten auf der Schreibtischplatte ein Stakkato. »War Achmed Ihres Wissens jemals im Ausland?«

»Nein, nie.« Müller schüttelte den Kopf. »Er träumte von einer Öffnung Syriens, die es ihm gestatten würde zu reisen. Aber unter der jetzigen präsidentiellen Diktatur ist das nicht möglich. Also frage ich mich: Woher, zum Henker, hat er das Visum?«

»Jedenfalls nicht von der Botschaft in Damaskus«, antwortete Krause. »Anfrage gelaufen, Auskunft eindeutig negativ. Kein Visum für Achmed. Aber vielleicht hat er ja einen Aliasnamen verwendet, wie es viele in Nahost machen. Wir hatten es schon mit Sympathisanten der Mullah-Szene zu tun, die unter zwanzig verschiedenen Namen auftraten und für zehn davon einen gültigen Pass hatten. Was läuft da?«

»Wir wissen es nicht«, seufzte Sowinski nach einer Weile, »wir können nur daran arbeiten.«

Krause sagte nicht ohne Stolz: »Sie hatten jedenfalls mal wieder Recht. Achmed ist aus dem Ruder gelaufen. Hat er jemals gesagt, er wolle mal gern nach Berlin fliegen?«

»Ja, natürlich. Aber das sagen sie alle, das ist nichts Besonderes.«

»Richtig. Hat er sich Berlin jemals von Ihnen beschreiben lassen?«

»Er hat gefragt, was wir so am Abend machen, wo wir hingehen, um ein Bier zu trinken. Solche Sachen. Und die frühere Berliner Mauer musste ich ihm schildern, die interessierte ihn brennend.«

»Und Sie mussten ihm auch beschreiben, wie Sie wohnen, wie das Häuschen aussieht.« Krause wurde immer schneller.

»Ja, selbstverständlich.«

»Und dass Ihre Frau in der Bank arbeitet und die Tochter Anna-Maria fünf Jahre alt ist.«

»Aber natürlich. Wir waren ... wir sind gute Kumpel, Freunde fast.«

»Dann hat er also auch Ihre Adresse, Ihren Klarnamen?«

»Hat er. Für den äußersten Notfall.«

»Was ist denn der äußerste Notfall?«

Es herrschte jetzt eine dröhnende Stille.

»Der äußerste Notfall ist seine schnelle Flucht aus Damaskus im Falle einer Identifizierung.« Müller spürte, wie ihm der Schweiß auf die Stirne trat.

»Seine schnelle Flucht aus Damaskus sieht im Normalfall doch so aus, dass er versucht, auf felsigen Trampelpfaden in den Libanon überzuwechseln oder von mir aus nach Jordanien oder in die Türkei. Aber doch nicht so, dass er einen Flieger besteigt und hier fröhlich pfeifend ankommt

– und das alles, ohne Ihnen ein Wort zu sagen.« Sowinski war eindeutig ärgerlich, seine Wangenknochen mahlten.

»Er hat Ihnen gestern kein Wort gesagt, dass er heute in Berlin auftauchen würde. Aber er ist hier, und es sieht nicht so aus, als sei er auf der Flucht. Dann säße er nämlich wahrscheinlich längst auf Ihrer Wohnzimmercouch.« Krause sprach ganz ruhig und gelassen. Es war wie immer: Je größer das Problem, umso ruhiger wurde er.

Müller wedelte mit beiden Händen. »Ich kann mir nicht vorstellen, was er hier sucht oder will.«

»Dass er Ihre Adresse hat, ist gegen die Regel«, stellte Sowinski wütend fest.

»Und sollte er hier in eine Ladung geballter Kacke geraten, wird er vor Ihrer Tür stehen.«

»Er ist schließlich so etwas wie ein Freund, seine Arbeit vor Ort war bisher sehr gut«, verteidigte sich Müller schwach. Es herrschte Schweigen. »Wir müssen uns was überlegen«, sagte Krause.

Wenig später kamen die Aufzeichnungen der Überwachungskameras vom Flughafen Tegel. Eine lange Aufzeichnung von etwa fünfzehn Sekunden zeigte Achmed, wie er aus dem Gate kam und zum Gepäckband hinüberging. Er trug seine schwarze Laptop-Tasche über der Schulter. Dann zeigte eine andere Kamera, wie er eine große, schwarz-weiße Sporttasche aufnahm und sich abwandte, um irgendwohin zu gehen.

Sein Gesicht verriet keine Spur von Aufregung, eher die Neugier, die ihm eigen war, das ständige Drehen des Kopfes, um keine Nuance dieser neuen Welt zu verpassen.

»Eindeutig?«, fragte Krause.

»Eindeutig«, nickte Müller. »Haben wir jetzt die Passagierlisten?«

»Haben wir. Er kam mit einer Direktmaschine aus Kairo. Er hatte ein Visum auf den dämlichen Namen Ali Akbar, ausgestellt heute von der Botschaft in Kairo. Die Botschaft sagt, sie haben noch keine Ahnung, wie er an das Visum gekommen ist. Sie haben keine Unterlagen über ihn. Sie prüfen das, bla, bla, bla.«

»Wie ist er denn nach Kairo gekommen?«, fragte Müller.

»Wissen wir nicht«, sagte Sowinski abwehrend.

»Ich muss mit seiner Frau reden«, sagte Müller.

»Tun Sie das«, sagte Krause. »Aber keine Einzelheiten, auf keinen Fall! Scheuchen Sie nichts auf.«

»Ja«, sagte Müller und ging in sein Büro.

Er rief Nour zu Hause an und schnitt das Gespräch auf Tonband mit. Fröhlich sagte er: »Hi, alte Ehefrau, wie geht es dir?«

»Hallo, Karl! Sehr gut«, antwortete sie. »Und was treibst du?«

»Ich hatte deinem Mann eine kleine Spezialmaschine versprochen. Im Geschäft erreiche ich ihn nicht. Ist er bei dir?«

»Nein«, sagte sie, scheinbar ohne Argwohn. »Hier ist er nicht. Er musste für ein paar Tage verreisen.«

»Ach, das ist ja mal was anderes. Wohin denn?«

»Er sagte Kairo, aber er wusste nicht genau, wann er wieder zurückkommt.« Sie lachte. »Er hat mir jedenfalls versprochen, ein paar Seidenkleider mitzubringen. Stell dir vor, ich in Seide.«

»Das wird wunderbar aussehen. Hat er sich noch nicht gemeldet?«

»Noch nicht. Aber das wird bald kommen. Soll ich ihm etwas ausrichten?«

»Ja, sag ihm bitte, er kann die Maschine haben. Dein Achmed macht doch nicht etwa in Kairo eine Filiale auf?«, fragte er.

»Nein, nein. Die Reise ist für einen Freund.« Da wurde ihre Stimme zum ersten Mal zögerlich.

»Wie ist der Halunke denn an ein Visum gekommen? Und warum hat er mir gestern nichts davon gesagt?«

»Es ... es kam sehr plötzlich, weißt du?«

»Na ja, bis demnächst. Und grüß die Kinder.«

Er ging in Krauses Zimmer. Sie saßen noch zusammen und starrten ihn wortlos an, als sei er ein Aussätziger.

»Die Ehefrau weiß nur, dass er ein paar Tage nach Kairo wollte. Für einen Freund. Sie sagt, die Reise ist plötzlich gekommen. Und sie lügt.«

»Gehen Sie sämtliche Treffberichte durch, suchen Sie nach einem Hinweis. Und in einer Stunde gehen wir beide ein Stück spazieren.«

Müller dachte wütend: Auch das noch!, und machte sich an die ermüdende Lektüre seiner eigenen Berichte, von denen er ganz sicher war, dass sie keinen verdeckten Hinweis enthielten.

Er erinnerte sich, wie die Verbindung mit Achmed zustande gekommen war. Im Grunde eine kleine Geschichte ohne jeden Schönheitsfehler. Sie hatten herausgefunden, dass Syrien still und leise amerikanische Ölsuchfirmen eingeladen hatte, und sie suchten nach einer direkten Verbindung zu diesen Firmen. Dann war am Horizont Hussein aufgetaucht, von dem nur bekannt war, dass er im Hintergrund, aber immer mit Wissen seiner Regierung an vielen Strippen zog. Und Müller hatte Achmed entdeckt, den Nefen dieses einflussreichen Strippenziehers. Nach seiner Klaransprache an Achmed war der auch sofort bereit gewesen, ein bisschen zu spionieren. Er fand es spannend und natürlich auch vom Finanziellen her interessant.

Ach, Achmed, dachte Müller, mach jetzt bloß nicht unsere schöne kleine Spionagefirma kaputt. Aber gleichzeitig

wusste er, dass die kleine Firma schon vor ein paar Stunden in Konkurs gegangen war.

Kurz darauf stand Krause in der Tür und fragte: »Können wir?«

Über den Himmel zogen Schäfchenwolken, junge Mütter schoben ihre Kinderwagen, auf einer Bank saßen Penner und handelten lauthals die Probleme dieser Welt ab.

Sie trabten eine Weile schweigend nebeneinander her, bis Krause sagte: »Ich nehme einmal an, dass Sie den Kopf mit allen möglichen Dingen voll haben. Der Vater, die häuslichen Verhältnisse, jetzt Achmed, der Beruf allgemein. Das sind alles Gründe, möglichst schnell Klarheit zu bekommen. Und das umso mehr, als Sie durch Achmed heute in eine Schräglage geraten sind. Das wissen Sie, nicht wahr?«

»Ja.« Müller nickte.

»Gibt es zwischen Ihnen und Achmed noch irgendetwas, was ich nicht weiß? Irgendwelche Absprachen? Irgendwelche zusätzlichen Abmachungen für den Fall, dass er unter die Räder kommt?«

»Nein. Das ist alles«, sagte Müller.

»Gut. Dann kommen wir zu Ihren persönlichen Verhältnissen. Sie wissen, dass ich mich nicht gerade darum reiße, im Privatleben meiner Leute herumzufuhrwerken. Aber ich muss wissen, wie Sie Ihre private Situation zu bereinigen gedenken. Ihnen ist bekannt, dass häuslicher Dauerstress in unserem Beruf tödlich sein kann.«

»Ja.« Müller dachte: Nun mach schon!

»Wollen Sie erzählen? Oder soll ich fragen?«

»Ich erzähle.«

Vor ihren Füßen landeten zwei Tauben und flogen wieder davon.

»Meine Frau trifft keine Schuld. Sie hat keine heimliche Liebschaft, ich auch nicht. Aber die Ehe ist in die Jahre gekommen. Wir haben uns nichts zu sagen, wir haben nichts mehr miteinander, seit langem schon. Ich gehe davon aus, dass mein Beruf an der Misere schuld ist. Ich lebe ständig im Nebel, kann ihr nichts sagen. Ich lebe in einer Welt, die für meine Frau nicht existiert. Und ich habe den entmutigenden Eindruck, sie weiß nichts von mir.«

»Weil sie nichts wissen will?«, fragte Krause aggressiv.

»Weil ich den Mund halten muss. Sie fragt nicht.«

»Und war dadurch immer eine bequeme Gefährtin!«, sagte Krause. »Sie kannten sie schon, als Sie noch bei der Polizei, beim Sondereinsatzkommando waren, nicht wahr?«

»Ja. Wir haben uns so gegen Ende meiner Zeit im Polizeidienst kennen gelernt.«

»Weiß sie, dass Sie einen Menschen im Einsatz erschossen haben?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil sie damit nicht umgehen könnte.«

»Das denken Sie. Haben Sie es zu erklären versucht?«

»Nein.«

»Da stellt sich doch die Frage, wer der große Schweiger ist, Ihre Frau oder Sie selbst.«

Müller spürte plötzlich einen heftigen Zorn. »Darüber zu reden bringt doch nichts!«

»Sie brauchen Ruhe daheim«, beharrte Krause. »Wie ist das eigentlich mit Ihrer kleinen Tochter?«

»Sie wird bei meiner Frau bleiben«, äußerte Müller. »In gewisser Weise werde ich sie verlieren. Mein Leben ist viel zu unruhig, das Leben meiner Frau verläuft dagegen vorhersehbar, in beschissen ruhigem Takt.«

»Ja, ja.« Krause nickte. »Das komplett berechenbare Leben ...«

Müller spürte die leise Verachtung in den Worten. Er blies zum Gegenangriff. »Ich wollte schon immer wissen, wieso Sie das Theologiestudium abgebrochen haben.«

»Ich konnte nicht unredlich leben, ich konnte mich nicht in eine Hierarchie einfügen, in der bestimmte grobe Lügen zum Alltag gehören. Wieso interessiert Sie das jetzt?«

»Ich will erfahren, wie andere mit den Brüchen ihres Lebens umgehen. Wie leben Sie mit den groben Lügen unseres Berufes?«

Eine Weile schwieg Krause, dann lachte er leise. »Das mag ich so an Ihnen. Man muss sich warm anziehen. Tatsächlich habe ich meiner Frau sehr viel gesagt, aber niemals Einzelheiten. Ich glaube, sie weiß sehr gut, was ich tue. Manchmal spüre ich das, wenn sie nach meiner Hand greift.«

»Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll.«

»Es gibt keine Rezepte«, sagte Krause behutsam. »Sehen Sie mal, da gibt es Eis in Tüten. Was wollen Sie?«

»Zwei Kugeln Zitrone«, antwortete Müller und musste lächeln.

Eis schleckend wanderten sie dahin, bis ein kleines Mädchen direkt vor Krause hinfiel und heftig zu schreien begann. Krause hob sie hoch und murmelte: »Ist ja schon gut, ist ja schon gut.« Dann kam die Mutter und giftete heftig: »Wie oft habe ich dir verboten zu rennen?«

Nach einer Weile fragte Krause: »Wie kann man einem Kind das Rennen verbieten? Wollen Sie jetzt hören, was ich zu sagen habe?«

»Ja.«

»Dann muss ich zuerst fragen, ob Sie überlegt haben, in

einen anderen Beruf zu gehen oder auf einen ruhigen Schreibtischposten bei uns im Amt zu wechseln.«

»Das habe ich oft überlegt. Kommt aber nicht infrage.«

»Ich würde sagen: Gehen Sie zu Ihrer Frau, und reden Sie mit ihr. Vorsichtig. Sagen Sie ihr, dass Sie eine Weile allein sein wollen. Sie können ein kleines Apartment des Amtes haben, wenn Sie mögen. Es ist möbliert und angenehm billig. Es war in grauen Vorzeiten mal eine konspirative Wohnung. Dann sehen wir weiter. Und ich würde darum bitten, dass Sie so viel Zeit wie möglich im Amt verbringen. Nicht zur Ablenkung, sondern um Achmed zu suchen.«

»Wie kann ich ihn unter vier Millionen Menschen suchen?«

»Das weiß ich noch nicht. Es muss einen triftigen Grund geben, warum er in Berlin ist und Ihnen die Reise verschwiegen hat. Hat ihn jemand hergeholt? Und wenn ja, warum?«

»Hat es jemals einen derartigen Vorfall mit einer menschlichen Quelle gegeben?«, fragte Müller.

»Wir haben jeden Tag eine Premiere mit irgendetwas. Aber es ist trotzdem beunruhigend.«

»Dann möchte ich noch etwas zu Achmed sagen. Es war gegen die Regel, ihm meine private Adresse zu geben. Aber ich denke, wir hätten keine Neuigkeiten aus Syrien bekommen, wenn ich ihm dieses Vertrauen nicht geschenkt hätte.«

»Sie bereuen es also nicht?«

»Nein«, sagte Müller. »Und es ist mir scheißegal, wenn es als Tadel in meiner Führungsakte auftaucht.«

»Aufmüpfig ist er auch noch«, murmelte Krause erheitert. Dann kam eine Melodie hoch, er griff nach seinem Handy und hörte nur zu. »Ich muss an den Schreibtisch«, sagte er dann knapp. »Sie sollten diese Sache mit Ihrer Frau erledigen. Jetzt, bitte.«

»Ja« Müller nickte.

Es war 15 Uhr, als er vor sein Reihenhäuschen rollte. Er hatte schon oft von einer Trennungsszene geträumt, in unendlichen Varianten. Aber merkwürdigerweise war es niemals früher Nachmittag gewesen, niemals hatte die Sonne geschienen, immer nur Nacht geherrscht.

Er schloss die Haustür auf und rief: »Ich bin es. Seid ihr da?«

»Hallo, Schatz«, sagte Melanie aus der Küche. »Anna-Maria ist bei einem Freund. Wieso kommst du so früh?«

»Nichts los«, antwortete er. »Ich muss mit dir sprechen.«

»Das geht jetzt nicht. Ich muss kochen. Später.«

»Das musst du nicht«, widersprach er. »Wir müssen reden.«

»Aber das kann doch bis heute Abend warten.«

»Jetzt«, beharrte er und hatte Mühe, nicht heftig zu werden. »Jetzt sofort.«

Er ging in das Wohnzimmer und setzte sich in einen Sessel. Sie kam hinter ihm her und sagte aufgebracht: »Also, ich weiß nicht, was so wichtig ist, dass ...«

»Hör mir, bitte, zu«, sagte er und faltete die Hände. »Und setz dich, bitte, hin.« Sie setzte sich.

»Das, was ich zu sagen habe, schleppe ich schon lange mit mir herum. Unsere Ehe ist keine Ehe mehr. Also werde ich eine Weile fortgehen und versuchen herauszufinden, ob wir weiter zusammenleben können oder nicht. Und vielleicht solltest du das Gleiche überlegen.«

Ihr Gesicht erstarrte augenblicklich zur Maske.

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Doch, es ist mir ernst.«

»Du hast eine andere kennen gelernt.« Das kam sehr schnell.

»Nein, da ist keine andere. Unsere Ehe ist tot.«

»Aber Anna-Maria bleibt hier bei mir.«

»Selbstverständlich.«

Sie hob den Kopf, und sie war eine schöne, wütende Frau, die nach einem Ausweg suchte.

»Du wirst in eine andere Stadt versetzt.«

»Nein, ich bleibe hier in Berlin.«

»Aber manchmal läuft das eben so in einer Ehe. Ich meine, so irgendwie langweilig. Das kann man reparieren, das braucht Zeit.«

»Das kann man nicht reparieren. Das fängt entweder neu an, oder es ist aus.«

»Du bist ja auch selten hier.« Dann sah sie plötzlich auf ihre Uhr. »Oh, ich muss Anna-Maria abholen.«

»Bitte, unterbrich das jetzt nicht. Dann kommst du eben etwas später.«

»Ich bin immer pünktlich«, sagte sie verbissen.

»Ja, das bist du. Ruf dort an und sag, es dauert noch etwas.«

Sie bewegte sich nicht. Sie sah ihn an, und sie sah ihn doch nicht.

»Es ist ziemlich schlecht in der Bank, wenn die Ehe kaputt geht.«

»Möglich«, sagte er. »Ich packe ein paar Sachen ein, ich bin ständig erreichbar, und ich sage dir morgen, wo ich wohne.«

»So schnell findest du doch keine Wohnung.«

»Ich habe schon eine, ich weiß nur noch nicht, wo sie ist. Und lass uns nicht streiten. Du kannst Anna-Maria sagen, dass ich ein paar Tage verreisen muss. Du kannst aber auch sagen, dass wir uns trennen.«

»Und wie lange soll das ... dieser Zustand dauern?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und was sagst du deinem Vater?«

»Die Wahrheit. Dass ich gehe, weil die Ehe keine mehr ist. Aber er kann mich eh nicht hören.«

»Und deiner Mutter sagst du, dass ich schuld bin.« Plötzlich weinte sie lautlos und schlug beide Hände vor das Gesicht.

»Aber du bist nicht schuld«, versicherte er. »Niemand ist schuld.«

»Und was sage ich allen anderen? Und meinen Eltern?«

»Die Wahrheit«, gab er zurück. »Wir trennen uns auf Probe, wir werden sehen, was aus uns wird.«

»Gerade heute hieß es, dass ich einen besseren Job kriegen soll.«

»Das ist doch gut. Wir leben nicht in Scheidung. Und jetzt packe ich ein paar Sachen.«

Er ging an ihr vorbei, sie blieb in dem Sessel hocken, und wahrscheinlich dachte sie, dass ihre Taktik falsch gewesen war, überlegte Müller verbittert.

Er packte zwei Koffer voll mit seiner Kleidung, dann die Toilettentasche im Bad. Er ging noch einmal durch das Haus und hörte sie im Wohnzimmer weinen.

Als er im Auto saß und startete, meldete sich sein Handy, und Krause bellte übergangslos: »Wir haben ein Dringend.«

Im Amt rannte er die Treppen hoch und direkt zu Krauses Zimmer. »Es ging nicht schneller«, sagte er hastig atmend.

Krause saß in aller Bierruhe in seinem Sessel, hatte die Hände über dem Bauch gefaltet und starrte in den Fernseher.

Neben ihm stand Goldhändchen.

»Schauen Sie sich das an«, murmelte Krause. »Noch mal zurück, und dann mit Genuss von vorn.«

Goldhändchen drückte Knöpfe an der Fernbedienung und strahlte dann Müller an.

Es war eine Videoaufzeichnung, und sie zeigte Fußgänger an einer Kreuzung, die über den Zebrastreifen gingen. Dann war plötzlich Achmed im Vordergrund. Achmed oh-

ne Laptopkoffer und ohne große Sporttasche, ganz lässig, ohne jede Hast, die Hände in den Jeanstaschen. Achmed der Tourist.

Goldhändchen drückte den Fernseher aus.

»Wo stammt das her?«, fragte Müller.

»Wedding«, sagte Goldhändchen. »Verkehrsüberwachungskamera. Müllerstraße. Vor zwei Stunden.«

»Wie bist du darauf gekommen?«, fragte Müller. »Gratulation.«

»Mir fällt eben immer was ein«, sagte Goldhändchen geziert. Seine Karriere hatte Goldhändchen, dessen bürgerlichen Namen Müller gar nicht kannte, mit sechzehn Jahren begonnen. Da war er aus reiner Hackerlust in die Dateien des Pentagon eingebrochen, um sich an den streng geheimen Daten des Irakkrieges zu ergötzen. Jetzt ging er auf die Dreißig zu und hatte seine Neugier mit Genehmigung des Ordens von allen Zwängen befreit, was auf gut Deutsch hieß, dass er unermüdlich alles beobachtete und recherchierte, was ihn im Grunde nichts anging.

»Achmed ist also im Wedding«, sagte Krause. »Haben Sie jemals mit ihm über den Wedding geredet?«

»Nie«, sagte Müller mit Nachdruck. »Ist auf dem Film zu sehen, ob er mit irgendwem neben sich redet, ob irgendetwas auf Begleiter hindeutet?«

»Negativ«, sagte Goldhändchen. »Er geht vor zwei dicken, verschleierten Frauen her, links neben ihm mehrere Jugendliche, rechts neben ihm eine Frau mit Kinderwagen. Kein Kontakt, kein Gespräch. Auch nach hinten kein Kontakt. Achmed geht solo.«

»Vielleicht will er nur ein paar Kleinigkeiten einkaufen«, murmelte Krause. »Vielleicht steckt hinter dem allem etwas ganz Banales. Vielleicht ruft er wirklich bei Ihnen an und sagt: Ich komme gleich vorbei!«

»Dann sollte ich meine Frau für den Fall vorwarnen«, sagte Müller.

Krause lächelte ihn an. »Nicht nötig, mein Junge. Wir haben Ihren privaten Anschluss auf einer Alarmleitung, uns entgeht nichts.«

»Aha.« Müller fühlte sich unbehaglich. »Und wie ist Achmed nach Kairo gekommen?«

»Rätselhaft. Die Botschaft in Kairo sagt, sie habe das Visum nicht erteilt. Das ist verbindlich. Das bedeutet, sein Visum ist gefälscht. Aber da wir rund um das Mittelmeer etwa fünfhundert fantastische Fälscher haben, hilft uns das auch nicht weiter.« Krause wirkte erstaunlich gelassen.

»Kannst du ständig in diese Verkehrsüberwachung hinein?«, fragte Müller.

»Kein Problem«, sagte Goldhändchen. »Die Kollegen mögen so etwas zwar nicht, aber sie merken es ja gar nicht. Hast du irgendeine Vorstellung, wo Achmed sich verkriechen könnte?«

»Nicht die geringste. Der Wedding hat einen sehr hohen Ausländeranteil. Achmed fällt dort absolut nicht auf, auch sprachlich nicht. Mit Arabisch, bisschen Englisch und Französisch kommt er überall durch. Wenn er sich vier Tage seinen Bart stehen lässt und dazu eine Glatze rasiert, kriegen wir keine Identifikation mehr. Was ist mit seinem Handy?«

Krause nickte. »Das haben wir geortet – leider in seinem Geschäft zu Hause in Damaskus. Und auch das ist für diesen Knaben doch mehr als merkwürdig. Was sagen Sie dazu?«

»Jemand muss ihm befohlen haben: Lass dein Handy zu Hause! Achmed steckt das Ding sogar ein, wenn er auf den Lokus geht. Und daraus muss man folgern, dass er mit einem Auftrag nach Berlin gekommen ist, bei dem er auf keinen Fall über sein Handy geortet werden darf.«

»So ist es«, sagte Krause. »Und dieser Auftrag läuft verdeckt.«

»Aufbau einer Mullah-Zelle?«, fragte Müller.

»Könnte sein, passt aber nicht zu Achmed. Passt überhaupt nicht. Frage an Sie: Wie verliebt ist er in Bares?«

»Schon ziemlich. Er will seine Kinder studieren lassen. Und insgeheim hat er die Sehnsucht, irgendwann in der wunderschönen westlichen Freiheit zu leben. Gerade auch wegen der Söhne. Wissen wir jetzt, wie er von Damaskus nach Kairo gekommen ist?«

»Wissen wir nicht. Jedenfalls nicht unter seinem falschen Namen Ali Akbar mit einem der Linienflüge. Aber es sitzen drei Leute dran, um mehr herauszufinden.«

»Ich gehe mal und mache meine Jungs scharf auf Achmed«, murmelte Goldhändchen.

»Ich habe mit meiner Frau geredet«, sagte Müller, sobald die Tür hinter Goldhändchen zugefallen war. »Ich brauche die Adresse von dem Apartment.«

»Heulen und Zähneknirschen?«, fragte Krause.

»Nein. Nur große Traurigkeit.«

»So ist das Leben.« Er reichte Müller einen Zettel. »Das ist Ihr Palast. Hier sind die Schlüssel. Und seien Sie, bitte, ständig erreichbar. Ihre Fragen an unsere Quellen sind raus. Und jetzt muss ich mich um QABR kümmern.« Was immer die Buchstaben bedeuten mochten. Krause wollte damit sagen, dass er noch mehr zu tun hatte und dass Achmed eine verschwindend kleine Nummer für ihn war.

Das Apartment lag zwölf Fahrminuten vom Amt entfernt in einer ruhigen Wohnstraße. Es gab einen Innenhof mit Stellplätzen. Das Haus selbst war siebenstöckig, Beton,

grau in grau, mit zweckmäßig geschnittenen Zellen: ein kleines Bad, ein winziger Flur, eine Kochnische, ein Wohn/Schlafrum. Vor diesem Raum ein sehr schmaler Außengang, der im Mietvertrag todsicher Balkon genannt wurde und auf den kein Liegestuhl passte. Es gab in Vierer-reihen zweiundsiebzig Klingeln, und Müller würde die Nummer vierundzwanzig sein. Die meisten Namen waren türkisch, arabisch und russisch.

Die Möbel, die irgendwelche Vormieter ihm dagelassen hatten, waren alt und zweckdienlich, vorher schon erprobt in zehn bis fünfzehn Wohnungen, alle in einem diffusen Dunkelbraun. Sie bestanden aus Pressholzplatten mit einem Furnier, das die Natur niemals vorgesehen hatte. Müller erinnerte sich, in diesem Haus schon einmal Männer getroffen zu haben, die man auf der Straße nicht sehen sollte. Er öffnete den Kleiderschrank und befreite damit einen ungeheuer muffigen Luftschwall.

Er warf die Koffer auf das Doppelbett und setzte sich seufzend in einen alten, rosafarbenen Sessel, der aufdringlich nach scharfen Desinfektionsmitteln roch. Der Teppichboden war irgendetwas in Lichtblau, fleckenübersät, abgestumpft und steinhart. Konspirative Wohnungen, hatte er erfahren, waren etwas, wo man sich aufhalten, aber nicht wohnen konnte.

»Heilige Scheiße!«, sagte er laut.

Dann entdeckte er das Telefon. Es war ein ganz normaler kleiner, handlicher Apparat in Grün, dessen Schnur in eine Buchse an der Wand führte. Ich wette, es ist angeschlossen, dachte Müller. Es war angeschlossen.

Schließlich murmelte er: »Der Superspion dieses aufstrebenden Landes geht erst mal einkaufen.«

Nach einer Stunde leerte er in drei Durchgängen seinen Golf. Er hatte alles gekauft, was ihm nötig schien, von

Bettwäsche bis Toilettenreiniger, von einem brauchbaren Rotwein bis zu einem billigen Radio und einfachen Haushaltskerzen. Er benötigte zwei Stunden, um alles zu verstauen und das Bett zu machen. Anschließend ging er mit einem billigen Rasierwasser heftig sprühend durch seine neue Pracht und hoffte, dass es nach seiner Rückkehr ein wenig anders riechen würde. Dann duschte er und verließ das Haus. Er setzte sich in den Golf und fuhr in den Wedding.

Im Grunde hatte er keine Hoffnung, Achmed irgendwo zu sehen. Aber er wollte wissen, wie die Gegend aussah, in der Achmed gesehen worden war.

Er aß einen kleinen Döner und rief das Krankenhaus an. Man sagte, seine Mutter sei noch da.

»Ja, mein Junge?«

»Wie geht es dir? Wie geht es Papa?«

»Stell dir vor: etwas besser. Also, ich war gerade rausgegangen, um einen Kaffee zu trinken, da kam eine Schwester angelaufen und sagte ganz aufgeregt: Er hat die Augen geöffnet! Das stimmte wirklich. Aber ich weiß nicht, ob er irgendetwas sieht.« Sie weinte. »Manchmal meine ich, er hat mich erkannt, und sie sagen, mit so etwas fängt es meistens an, wenn es ihnen besser geht. Kannst du kommen, Junge?«

»Nein, Mama, das geht jetzt nicht. Ich bin auf Bereitschaft. Wenn du übrigens bei mir zu Hause anrufst, musst du dich nicht wundern, ich bin vorübergehend in ein Apartment ausgewichen. Ich habe Melanie gesagt, dass wir eine Weile getrennt leben sollen.«

»Und das Kind? Das Kind?« Das kam ganz hoch und sehr heftig.

»Anna-Maria bleibt mein Kind. Das ist nicht der Punkt. Wir wollen herausfinden, ob wir noch eine Ehe haben können oder nicht«

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Nur gut, dass Papa das nicht mitkriegt.«

»Ja. Aber das gehört auch zu den Dingen, die ich mit ihm besprechen will, wenn es ihm wieder besser geht.«

»Kannst du denn morgen mal kommen?«

»O ja«, versicherte er. »Morgen sehen wir uns und ...«

»Wie ist denn deine Adresse jetzt?«

»Ach so. Hast du was zu schreiben?«

Er diktierte ihr die Adresse. »Es ist eine kleine Einraumwohnung«, sagte er.

»Eine Einraumwohnung? Ach, Gottchen, Junge.« Aber dann lachte sie plötzlich, und das erschien ihm wie ein kleines Wunder.

Papa macht die Augen auf, dachte er.

Er setzte sich wieder in den Golf und fuhr gemächlich durch die Straßen, stieg ab und zu aus, lief durch Toreinfahrten in Hinterhöfe, sah nach den Namen auf den Klingelschildern, als habe er eine Chance, dort Achmed zu entdecken.

Einer seiner Ausbilder beim SEK der Polizei, ein Mann, den sie Herbie nannten, hatte das als Witterung aufnehmen bezeichnet. Er hatte gesagt: Wenn du einen Mann in einer Stadt suchst, dann musst du wissen, wie die Stadt aussieht. Es gibt Strukturen. Da sind Gärten, Höfe, Garagen, kleine Werkstätten, Hintereingänge. Du musst kapieren, wie das alles gebaut ist, wie es zusammenpasst, wie die Kneipen aussehen und wo die Einheimischen sich treffen, wie die Schleichwege verlaufen. Du bist fremd, aber wenn du das alles gesehen hast, bekommst du eine Ahnung davon, wo sich jemand verstecken könnte.

Du lieber Gott, Herbie. Wie lange war das her? Zehn Jahre? Zwölf?

Er suchte nach dem Namen, und er ärgerte sich, als er

ihm nicht sofort einfiel. Dann hatte er ihn: Brettschneider, Herbert Brettschneider.

Er fuhr zu einer Telefonzelle und blätterte im Telefonbuch. Dann hatte er die Nummer, notierte sie, saß in seinem Golf und rief an.

»Brettschneider hier.«

»Der Polizist Brettschneider?«

»Der Polizist. Ja, bitte?«

»Ich bin der Müller, der einmal in deinem Verein war.«

»Mich laust der Affe.« Dann lachte er. »Du sollst eine große Nummer beim BND sein.«

»Bin ich nicht«, sagte Müller schnell. »Ich habe ein Problem, und das Problem heißt Wedding. Mir ist im Ausland eine menschliche Quelle durch die Lappen gegangen. Jetzt ist sie hier im Wedding. Und ich stehe dumm rum.«

»Kannst du mir sagen, welche Nationalität die Quelle hat?«

»Syrer.«

»Und hat er im Wedding Freunde?«

»Weiß ich nicht. Könnte aber sein.«

»Ist er auf der Flucht?«

»Eigentlich nicht. Streng genommen kann ich ihm nichts Illegales vorwerfen. Er ist hier und untergetaucht.«

Eine Weile schwieg Herbie, dann murmelte er: »Wenn ich dich recht verstehe, ist er kein Krimineller.«

»Exakt.«

»Und du willst ihn nur finden, um ihn zu fragen, was er hier so treibt?«

»Genau das.«

Langes Schweigen.

»Du musst wissen, dass Russen die Russen unterstützen, Türken die Türken, Tschetschenen die Tschetschenen und so weiter und so fort. Ich würde sagen, Syrer sind seltener.

Du müsstest also syrische Gruppen suchen. Und da gibt es Spezialisten, die so etwas wissen.«

»Wo?«

Herbie lachte laut. »Bei den Bullen, Junge, bei den Bullen. Gibt es ein Foto von dem Mann?«

»Ja.«

»Ihr habt doch genügend Einfluss und Verbindung. Ihr braucht Zielfahnder. Gar nicht viele, drei, vier vielleicht. Sie müssen ja auch nicht sagen, dass sie euch helfen. Sie suchen eben, das ist ihr Job.«

»Das könnte eine Idee sein«, nickte Müller. »Und, wie geht es so? Wie geht es der Frau und den Kindern?«

»Hör auf mit dem Scheiß. Die Frau gibt es nicht mehr, und die Kinder sehe ich alle zwei Monate, wenn ich Schwein habe.«

»Das tut mir Leid.«

»Schon gut, Kleiner, das konntest du nicht wissen. Man hört voneinander.«

»Mach es gut, bis demnächst.«

Müller erinnerte sich daran, dass Herbie ihn immer schon Kleiner genannt hatte, was einfach daran lag, dass er in seiner Gruppe des SEK von dreißig Männern mit Abstand der kleinste gewesen war. Konnte es sein, dass dieser Herbie, den er als einen ewig gut gelaunten Schinder in Erinnerung gehabt hatte, jetzt auch in einer Einraumwohnung hockte und in Melancholie schwelgte? Müller fand die Vorstellung grotesk.

Er rief Krause auf einer besonderen Nummer an und sagte: »Es könnte eine Lösung sein, sofort Zielfahnder des Bundeskriminalamtes oder Landeskriminalamtes auf den Wedding anzusetzen. Ein Bekannter sagt, die wissen, wo mögliche Syrerkreise zu finden sind. Müller hier, um dreißig Uhr fünfzehn.«

Er verließ den Wedding und fuhr über Berlin-Mitte in Richtung Regierungsviertel. Er kannte dort eine gemütliche Hotelbar mit einem guten Pianisten. Er wollte ein wenig Ruhe und einen teuren Whisky, und er wusste, dass er ihn dort bekam. Die neue, sterile Behausung jagte ihm ein wenig Angst ein.

Die Bar war mäßig besetzt, drei Männergruppen an Tischen, drei Männer auf Barhockern am rechten Rand des Thekenovals, links außen eine Frau mit einem dunkelroten Oberteil, allein.

Der Pianist am Flügel schwelgte gerade in alten Sinatra-Titeln. Er machte es so gut, dass er kaum auffiel. Nur gelegentlich setzte er einen schnellen Lauf, betonte die Übergänge in den Septimen und rutschte wieder in seine Vorstellung einer gepflegten, heimeligen Nachtmusik, sang und summt eine Strophe, grinste jedermann zu.

Für Sekunden verharrte Müller neben dem Musiker und erinnerte sich liebevoll an seine Mutter, die einmal verlegen gewispert hatte: »Weißt du, Papa liebt diesen gewissen Trompetenspieler ja sehr, aber ich glaube, in der Schule darf das keiner wissen.« Die Rede war von Louis Armstrong gewesen, und tatsächlich hatte sein Vater diese stille Liebe immer strikt verborgen, als handele es sich um ein Sakrileg.

»Hallo«, sagte er und setzte sich auf einen Hocker. »Ich hätte gern einen blauen Johnnie Walker, doppelt, mit stillem Wasser und ohne Eis.«

Der Barmann nickte.

Müller versuchte sich zu entspannen. Seine Gedanken rasten durcheinander. Hoffentlich stirbt mein Vater nicht. Wie bringe ich Anna-Maria diese schäbige neue Wohnung bei? Wie soll meine Mutter das alles schaffen, ohne durchzudrehen? Wo steckt Achmed? Kommt Melanie klar? Hat sie überhaupt verstanden, was ich meine? Sollte ich nicht we-

nigstens einen neuen Teppichboden haben? Und was kostet das? Was passiert, wenn Achmed sich auf etwas eingelassen hat, was er nicht steuern kann? Wie bewertet Krause eigentlich das Verschwinden Achmeds? In den Ecken im Bad habe ich leichten Pilzbefall, das sieht ekelhaft aus. Obst habe ich vergessen, Kerzenhalter auch. Ich werde dort nicht schlafen können. Warum hat Achmed mir sein Vertrauen verweigert?

Der Barmann stellte den Whisky vor ihn hin, zusammen mit einem kleinen Schälchen Nüsse.

Rechts von ihm bemühte sich ein betrunkenener Krawatten-träger, seinem Begleiter einen Witz zu erzählen. Es war ein Witz der Gattung: Kommt eine Frau zum Frauenarzt ... , und der Mann lallte.

Der Pianist erging sich elegisch in »Somewhere over the Rainbow ...«.

Die rot gekleidete Frau links fragte ihn plötzlich ganz direkt: »Spielen Sie mit mir Siebzehnundvier? Um einen Drink?«

»Gern!«, sagte Müller überrascht. Das wird mich ablenken, dachte er.

Die Frau mochte Mitte dreißig sein und hatte ihr langes, volles Haar in der Farbe reifer Kastanien gefärbt, mit zwei hellen Strähnen auf der linken Kopfseite. Sie trug eine einfache Bluse mit einem gleichfarbigen Seidenschal, keinen Schmuck, keinen Lack, kein Make-up.

»Wie sieht der Einsatz aus?«, fragte Müller. Er dachte: Es wird ihre Art sein, die Nacht zu verkürzen.

Sie sah ihn mit großen, klaren grauen Augen an. Sie wirkte gut gelaunt. »Sagen wir, einen Fünfer die Runde?«

Müller nickte.

»Gut«, sagte sie. »Ich gebe, wenn Sie nichts dagegen haben. Dann kann ich besser mogeln.« Sie hatte ein Kartenspiel auf der Theke liegen und mischte sehr gekonnt.

Der Pianist spielte »Misty«.

Sie gab eine Karte an Müller, deckte sich selbst eine auf. Müller hatte eine Vier, sie eine Dame.

»Noch eine«, sagte Müller. Die Karte kam angesegelt, er nahm sie auf. Es war eine zweite Vier. Da er kein Spieler war, ihn Spiele gleich welcher Art im Grunde nicht interessierten, meinte er: »Es reicht mir.«

Zu ihrer Dame kam eine Sieben, dann eine Fünf, dann überlegte sie kurz und zog eine Zehn.

»Pech«, sagte sie und verzog den Mund.

Müller deckte seine mickrigen zwei Vieren auf.

»Ein Profi«, rief sie heiter.

»So spielt das Leben«, sagte Müller.

Sie war eine schöne Frau mit einem schmalen, fast asketischen Gesicht und einem vollen Mund. Um die Augen herum strahlten eine Menge kleiner Lachfältchen. Sie hatte lange, elegante Hände mit sehr gepflegten Nägeln.

Sie war offensichtlich die Sorte Frau, vor der er sich sein Leben lang in Acht genommen hatte: selbstsicher, anscheinend schrecklich selbstständig und wahrscheinlich auch ziemlich klug.

Er verirrte sich wieder in seinen Gedanken. Melanie hat mich sicher nicht verstanden. Sie denkt, ich allein sei das Problem, sie wird nicht verstanden haben, dass *wir* das Problem sind. Sie wird es bald abhaken und später seufzen: »Mein Mann hat uns verlassen, und ich weiß bis heute nicht, warum.«

»Es geht weiter«, sagte die Frau neben ihm, offensichtlich machte es ihr Spaß. Ihre Stimme war ein angenehmer Alt.

»Ich werde Sie in die Pleite treiben«, versprach sie und lächelte Müller an. »Wie heißen Sie eigentlich?«

»Karl«, antwortete er, und er hatte jetzt ein hohles Gefühl im Bauch. Ihre Augen waren sehr eindringlich.

»Und wahrscheinlich nennen alle Sie Kalle, oder?«, sagte sie lächelnd.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Sie nennen mich, wenn überhaupt, bestenfalls Karl. Wahrscheinlich fällt ihnen zu mir nichts ein.«

In ihren Augen schimmerte Heiterkeit. »Darüber würde ich mir Sorgen machen. Ich heiße Karen, wie das amerikanische Karen. Mit Ä und doppeltem R.« Sie ließ eine Karte zu ihm gleiten und dabei berührte sie seine linke Hand.

»Erfreut, Karen«, sagte Müller. Er zuckte nicht zurück, aber er war verwirrt. »Ich muss noch sechsmal gewinnen, um meinen ersten Whisky zu finanzieren. Also, los. Wieso dieser amerikanische Frauenname?«

»Weiß der Geier«, antwortete sie. »Ich habe meinen Vater nie kennen gelernt. Er kam vorbei, aber nicht mehr wieder.« Sie deckte eine Karte für sich auf. Es war ein Ass.

»Ein Rabenvater«, stellte Müller fest.

Er sah seine Karte an, es war eine Vier. Er hatte jetzt sieben, verlangte noch eine Karte und bekam eine Zwei. Karen hatte einen König, eine Sieben, eine Sechs. Sie riskierte es wieder und landete eine Fünf.

»Es ist nicht mein Tag«, murmelte sie.

Dann lächelte sie ihn unvermittelt strahlend an. »Ich nehme also an, lieber Karl, dass du berufsmäßig nächtelang in Bars herumhängst.«

»So kann man das durchaus formulieren«, sagte Müller grinsend. »So, wie du mit deinen Spielkarten im Dunkel der Nacht auf Opfer wartest.«

Sie ist nicht die Spur betrunken, dachte er verwundert. Er hörte, wie der Pianist in seinem Rücken mit der alten Cole-Porter-Nummer »Love for Sale« begann.

Wahrscheinlich kann sie einfach nicht schlafen und will

irgendwie die Nacht totschiagen. Er atmete ihren sanften Duft, er wirkte betörend.

»Ich warte eigentlich niemals«, sagte sie tonlos, und es klang so, als sage sie das nur zu sich selbst.

Der Whisky schmeckte ausgezeichnet. Müller dachte: Du passt mir gut in den Kram, meine Liebe, du und dieses Klavierspiel und dieses gedämpfte Licht.

Anna-Maria wird mich natürlich fragen: Wohnst du jetzt immer hier, Papa? Und wenn ich viel Glück habe, stirbt mein Vater nicht. Um das Glück voll zu machen, taucht Melanie in meiner Einraumwohnung auf und erklärt, sie wolle nicht ohne mich leben. Und Achmed ruft mich auf der sicheren Leitung an und sagt: Hey, ich bin mit ein paar Kumpels auf einem Kurztrip in deiner Stadt, und ich finde es großartig hier. Müller riss sich wieder aus seinen Gedanken.

»Ich möchte noch einen blauen Johnnie Walker«, sagte er zum Barmann gewendet. »Und was treibst du, um dein Frühstück zu verdienen, Karen?«

»Ich bin eine Werbefrau«, sagte sie leichthin. »Ich mache Kataloge und so was.«

»Und was ist ›und so was‹?«

»Na ja, schillernde, witzige Texte, bunte, hübsche, aussagekräftige Fotos. Liebe Hausfrau, ergänzen Sie: Ohne Flei... kein Prei...«

Müller dachte: Wir zwei sind im Ozean der Möglichkeiten jetzt auf einer Insel, niemand kommt an uns heran. Er spürte, dass er zitterte.

Der Betrunkene mit dem Frauenarzt-Witz rechts neben Müller wurde aus irgendeinem Grund laut und wütend, rutschte von seinem Hocker und versuchte den Mann neben sich zu schlagen.

»Hey!«, sagte der Barmann schnell, seine Hand schoss

nach vorn, und er zog den Betrunkenen am Hemd ganz dicht an sich heran, sodass der wie ein Bogen über der Theke in der Luft hing.

»Schon gut!«, rief der Betrunkene und hob beide Arme, als sei der Barmann bewaffnet.

»Ich habe einundzwanzig, ich gewinne!«, sagte Karen tonlos.

»So ein Mist«, lächelte Müller.

Der Pianist begann mit dem Knef-Titel »Ich zieh mich an und langsam aus«.

»Ich muss mal wohin«, murmelte Karen.

Sie ist fantastisch, dachte Müller aufgeregt und sah hinter ihr her. Sie war eine schmale Person, und sie ging sehr selbstbewusst und zugleich sehr weiblich mit weichen Bewegungen.

Ich bin ganz locker, erstaunlich, dachte er. Am erstaunlichsten ist, dass ich sie berühren will, unbedingt berühren will.

Karen kam nach ein paar Minuten zurück und wirkte angriffslustig.

»Ich muss jetzt dringend noch mal gewinnen.«

»Gut«, nickte Müller. »Ich spiele blind, damit du glücklich wirst.«

Sie lächelte schnell, gab ihm eine Sieben, sich selbst eine Zehn. Dann bekam er eine nächste Sieben, dann eine dritte.

»Schon passiert.« Er lachte.

Dann griff sie nach seiner linken Hand und hielt sie einen Augenblick lang fest. »Wir können die blöde Spielerei auch lassen.«

»Dann lassen wir es«, sagte er mit einem Kloß in der Kehle.

Sie ließ seine Hand los und warf einen Stapel Spielkarten scheinbar angewidert über die Theke.

»Also gut, du hockst also berufsmäßig in Bars. Und was machst du tagsüber?«

»Tagsüber bin ich ein Behördenhengst und räume acht Stunden lang Bleistifte von rechts nach links und umgekehrt. Mittags esse ich in der Kantine, und abends hole ich mir Softpornos aus dem Videoverleih, schließe mich in meiner Einraumwohnung ein und fresse kiloweise Kartoffelchips.«

»Niemals«, sagte sie heftig. »Das ist gelogen.«

»Die Nacht ist die Stunde der Lügner«, sagte er theatralisch.

»Kannst du nicht sagen, was für einen Beruf du hast?«

»Klar kann ich das. Ich arbeite im Innenministerium.«

»Und was, bitte?«

»Ich räume die Bleistifte von rechts nach links. Ich bin ein Schreibtischhengst.«

»Das ist unfair«, sagte sie seufzend. »Niemand mit diesen Augen räumt Bleistifte von links nach rechts.« Dann lächelte sie schnell und flüchtig.

»Du bist ein Oberstudienrat, der in ein paar Stunden vor seiner Klasse steht und sich beschimpfen lassen muss.«

Der Pianist spielte die alte Marika-Rökk-Melodie »In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine«.

»Ist doch egal«, sagte Müller.

»Ja, ist egal«, sagte Karen. Sie sah ihn an, und es war plötzlich eilig und ernst. »Ich würde gern mit dir reden.«

»Aber das kannst du doch«, antwortete er mit trockenem Mund.

»Im Ernst«, sagte Karen eindringlich. »Einfach reden.«

»Ja«, nickte er nervös.

»Nicht hier«, flüsterte sie.

»Das ist verblüffend«, erklärte Müller leicht erregt und deutete Richtung Klavierspieler. »Hör mal genau zu. Weißt du, was er spielt?«

»Drück dich nicht«, sagte sie atemlos und ein wenig wütend. »Was spielt er denn?«

»Das Thema von Mahlers Erster Symphonie.«

»Du willst mir ausweichen.«

»Gut, du willst reden«, sagte er dann. »Ich will auch reden, glaube ich. Ich will auf jeden Fall allein mit dir sein.«

»Dann fahr in den dritten Stock, Zimmer Nummer dreihundertzwanzig. Vergisst du das auch nicht?«

»Nein. Bis gleich.«

Karen bezahlte, gab ein großzügiges Trinkgeld, und Müller sah, dass sie etwas nervös mit ihrem Geldbeutel hantierte. Dann nickte sie ihm zu und ging langsam davon.

Müller legte dem Barmann einen kleinen Schein hin und sagte: »Es war schön hier in deinem Laden.«

Er schlenderte langsam in die Lobby, schielte nach den Aufzügen. Und er hörte in plötzlich aufflammender Verlegenheit, wie der Pianist einen halben Zentner Schmalz nachlieferte – »Strangers in the Night«. Müller dachte: Das kann nicht sein, das ist einfach zu trivial.

Sie hatte die Tür ihres Zimmers nur angelehnt.

Er sagte Hallo und ging hinein. Er hörte Geräusche im Bad und schloss die Tür hinter sich. Er setzte sich in einen gelben Sessel und dachte flüchtig an den unbeschreiblich rosafarbenen in seiner Einraumwohnung.

Sie wird wahrscheinlich nicht nur reden wollen, ihre Augen waren so hungrig, dachte Müller. Na, sicher, ich bin auch hungrig. Über was wird sie reden wollen? Über ihr Leben, von dem ich keine Ahnung habe? Über irgendeinen Mann, den sie mal hatte oder den sie haben möchte oder der irgendwo auf sie wartet? Oder zerrt sie mich gleich ins Bett? Ich bin auch schon total meschugge. Dann lächelte er.

Karen kam aus dem Bad und trug einen beigefarbenen,

glänzenden Morgenmantel, der ihr bis knapp über die Knie reichte.

Sie fragte: »Willst du etwas essen? Soll ich etwas kommen lassen?«

»Nein, danke«, sagte er.

Sie baute sich vor ihm auf, als wolle sie ein für alle Mal etwas klarstellen, und erklärte: »Ich bin völlig übermüdet. Hast du etwas dagegen, wenn ich mich auf das Bett lege?« Sie lachte leise. »Hübsch zurückhaltend, natürlich.«

»Ich habe nichts dagegen«, erwiderte er. »Hast du etwas dagegen, wenn ich das Jackett ausziehe?«

»Es steht Sekt im Eisschrank.«

»Kein Alkohol mehr. Ich trinke selten.«

Sie legte sich auf das Bett, kramte die Kopfkissen zusammen und stopfte sie sich hinter den Rücken.

»Du bist schon ein seltsamer Heiliger. Du gibst nicht gern etwas preis, nicht wahr?«

»Nein«, sagte er.

»Wenn du jetzt hier rausmarschierst, hätte ich Schwierigkeiten, dich zu beschreiben.«

Er lachte unterdrückt und konnte sich nicht enthalten zu sagen: »Das ist durchaus beabsichtigt.«

»Ja, das denke ich mir. Ich will mit dir über diese Stadt reden. Ich habe hier dauernd zu arbeiten, ich rede mit wichtigen Leuten. Und wenn ich abends in dieses Hotel komme und genau überlege, haben sie alle so gut wie nichts gesagt. Vor allem niemals klar ja oder nein.«

»Mit wem redest du denn?«

»Im Moment mit den Liberalen. Ich soll ihnen ein klareres Profil verschaffen.«

»Aha. Dahinter steckt viel Geld, oder?«

»Sehr viel Geld sogar, wenn es klappt. Aber es ist nicht das Geld, es ist die ständige Nervosität der Leute, die mich

fertig macht. Vor ein paar Tagen hat mir jemand gesagt: Wissen Sie, wir wissen eben mittags noch nicht, was wir abends dementieren müssen. Und das macht uns so anfällig.« Sie lachte.

Wieso hocke ich hier?, dachte er fiebrig. Ich könnte jetzt bei meinem Vater sein und seine Hand halten. Oder ich könnte im Haus meiner Eltern in meinem alten Zimmer sitzen, damit meine Mutter nicht so allein ist und sich nicht so fürchten muss. Diese Frau hier ist wahrscheinlich unerreichbar weit entfernt, und sie würde sich wohl totlachen, wenn sie wüsste, dass ich seit zwei Jahren mit keiner Frau mehr geschlafen habe.

»Hallo!«, sagte sie übertrieben laut. »Wo bist du denn?«

»Ich ... ich war weit weg. Mein Vater ist schwer krank.«

»Das tut mir Leid. Was hat er denn?«

»Schlaganfall. Er liegt im Koma, was immer das bedeuten mag.«

Jetzt meldete sich sein Handy, es war wenige Minuten vor zwei. Er sagte: »Entschuldigung«, und nahm es aus der Hosentasche.

»Ich komme vom Band«, hörte er Krause sagen. »Danke für Ihre Anregung wegen der Fahnder. Wir hatten unseren Bruderstamm sofort darum gebeten. Sie haben Achmed nicht ausfindig gemacht. Ende.«

»Irgendetwas wegen deines Vaters?«, fragte sie.

»Nein«, sagte er. »Nur Routine. Nichts Besonderes.«

»Manchmal sage ich mir, dass es das Beste wäre, hier die Zelte abzubrechen und einfach abzuhaufen, statt solche Nullachtfuffzehn-Aufträge abzuspuhlen.«

»Wenn diese Stadt dich fertig macht, solltest du das wirklich tun. Wo bist du denn zu Hause?«

»In Frankfurt.«

»Und du hast eine richtige, lebendige Firma?«

»Habe ich. Karen Swoboda GmbH und Co. KG.«

»Wie, um Gottes willen, kann man Swoboda heißen?«

»Wenn du einen Wiener geheiratet hast und aus dem Wahn erwachst. Komm her und leg dich neben mich.«

Er sah sie an und fragte: »Fördert das nicht den Geschlechtsverkehr?«

»Manchmal tut es das«, sagte sie leise. »Verdammt, ich bin eben zurzeit einsam, und bei dir habe ich das Gefühl, ich kann das sagen.«

»Das kannst du auch«, sagte Müller. Er stand aus seinem Sessel auf, löste den Gürtel seiner Hose und legte sich neben sie, stocksteif wie ein Stück Holz. Plötzlich musste er darüber kichern.

»Gib mir deine Hand. Du bist auch einsam. Und erschöpft.«

»Du hast Recht.«

Ihre Hand war warm und trocken.

»Ich habe meine Schuhe noch an«, sagte er. Er fühlte sich auf einmal nur noch gut.

»Das macht nichts. Moderne junge Menschen latschen erst stundenlang durch Hundekacke und legen sich anschließend in ihre Seidenkissen. Um zu demonstrieren, dass sie diese junge, aufregende Welt total kapiert haben.«

Er lachte, beugte sich nach vorn, zog sich die Schuhe aus und warf sie auf den Fußboden.

»Hast du Geschwister?«, fragte er schließlich.

»Nein.« Sie wälzte sich zu ihm hin auf den Bauch, und ihr Gesicht war jetzt dicht über seinem. »Kannst du mal den Mund halten, während ich dein Gesicht betrachte?«

Er schloss die Augen.

»Lass die Augen offen. Irgendetwas ist mit deinem linken Auge.«

Er lachte. »Es ist gelb.«

»Es ist was?«

»Es ist gelb.«

»Das ist nicht wahr. Doch, warte mal, es könnte sein.«

Er drehte sich unter ihr weg und nahm vorsichtig die Linse von seinem linken Auge. Er legte sie auf den Nachttisch, drehte sich zurück und sagte: »Jetzt guck mal.«

»Das ist aber was Seltenes, oder? Und wieso versteckst du das?« Sie lächelte ihn an, und dann küsste sie ihn flüchtig auf die Lippen, dann auf die Augen, dann auf die Stirn. »Ich will es gar nicht wissen, sonst löst du dich in Luft auf. Nimm mich in die Arme.«

Er nahm sie in die Arme, sie legte den Kopf neben seinen, der Morgenmantel hatte sich verschoben, er dachte ein wenig zittrig: Ich nehme es an, verdammt, ich nehme es einfach an.

»Du hast mir gut getan.«

»Du mir auch.«

»Wann musst du gehen?«

»Eigentlich muss ich gar nicht gehen. Eigentlich würde ich gern hier bleiben und mit dir frühstücken.«

»Das ist schön. Wie viel Uhr ist es?«

»Zwanzig nach drei.«

»Gute Zeit«, murmelte sie und gähnte.

Irgendwann zog sie eine der Bettdecken vom Fußboden hoch und legte sie über sich. Dann schlief sie, und Müller dachte: Sie sieht so aus, als vertraue sie der Welt wie ein Kind, das sein Zuhause fühlt.

VIERTER TAG

Er starrte an die Decke und sah das erste Licht des Tages schimmern. Er dachte an Anna-Maria, an seine Frau, seinen Vater, seine Mutter. Achmed stahl sich in seine Ruhe und ließ ihn nicht mehr los. Er zog sich leise an, schrieb auf einen Zettel: »Bin bei meinem Vater. Ich melde mich.«

Er verließ das Zimmer und fuhr im Aufzug nach unten.

In der Bar war noch Betrieb, er hob die Hand, als der Barmann ihn lächelnd bemerkte. Er dachte: Er hat es sowieso gewusst.

Es war kühl, Nebel lag in der Luft. Es musste geregnet haben, überall standen seichte Pfützen.

Er fragte sich, was Anna-Maria wohl zu jemandem wie Karen sagen würde, und er wusste es nicht.

Schnell fuhr er zu seiner neuen Wohnung. Von seinem Stellplatz aus starrte er an der tristen Fassade hoch.

»Ich kann das jetzt nicht!«, sagte er laut.

Während er sein Auto hinausrangierte, kam ihm die Idee, zwei große Ficusbäume zu kaufen, vielleicht würde das die Tristesse vertreiben. Und Teppichboden, es gab Sonderangebote. Und ein paar große Plüschtiere für Anna-Maria. Das war eine gute Idee.

Er fuhr schnell und hellwach. Er liebte Städte am frühen Morgen, er sah gern Menschen zu, die gerade auf die Straße traten und sich umschaute, als ob die Nacht etwas verändert hätte. Schon bald erreichte er die Klinik, konnte aber

nicht hinein. Der Frau an der Pforte erzählte er, er sei Schichtarbeiter und habe nicht viel Zeit. Sie hatte ein Einsehen und ließ ihn durch.

Die Station war in vollem Betrieb, ein junger Mann schob ein Bett vorbei, in dem ein Mensch lag, dem man die Decke über den Kopf gezogen hatte. Ein Mann im weißen Kittel, vielleicht vierzig Jahre alt, ging vorbei und sagte zu einer neben ihm trippelnden Schwester: »Die schafft das nicht, die schafft das keine dreißig Minuten.«

Dann sah er Müller, seine Augen wurden zu Schlitzen, und er sagte laut: »Hören Sie mal, das geht aber nicht. Wir müssen hier arbeiten. Wir sind doch kein Hotel hier.«

»Mein Vater liegt hier«, sagte Müller. »Oderstudiendirektor Müller. Ich habe sonst keine Zeit für einen Besuch.«

»So geht das aber nicht, junger Mann.« Der Mann war blass und aggressiv, unter seinen Augen lagen schwarze Ringe.

»Aber ich störe doch nicht«, entgegnete Müller. »Ich bin ganz still und trete beiseite, wenn es sein muss.«

»So? Na ja.« Der Mann wurde unsicher. Dann ging er weiter, als habe es Müller nie gegeben, die Schwester neben ihm grinste.

Die hagere Schwester mit dem Protesthaar tauchte vor ihm auf und lächelte, als sie ihn sah.

»Wie geht es ihm?«

»Er hat die Augen geöffnet. Es ist nicht klar, ob er etwas sieht. Aber er ist stabil.«

Das Bild war unverändert.

Sein Vater lag auf dem Rücken, in die linke Hand führte eine Infusion, die rechte war frei und bewegte sich zuckend. Aber das konnte auch einfach nur ein Zittern sein. Und er hatte tatsächlich die Augen geöffnet. Es roch nach einer leicht parfümierten Seife. Seine Mutter hatte ein Paket Papiertaschentücher auf seinen kleinen Schrank gelegt.

»Ich bin hier, Papa, grüß dich.« Müller beugte sich dicht über das Gesicht seines Vaters. »Es geht dir wesentlich besser, sagen sie. Und ich weiß nicht, ob du mich siehst oder nicht. Kannst du nicht mal die Augen schließen, wenn du mich siehst? Als Zeichen?«

Die Augen blieben offen und bewegten sich nicht. Müller dachte flüchtig, dass diese Augen wie ein unendlicher Abgrund waren, tote Seen.

Er setzte sich auf den Stuhl und hielt die freie Hand seines Vaters.

»Es ist viel passiert«, sagte er leise. »Eine ganze Menge. Bitte, werde schnell gesund und rede mit mir. Ich wohne nicht mehr zu Hause.«

In dem Gesicht veränderte sich nichts, die Hand, die er hielt, zuckte nicht, die Finger drückten nicht. Die Augen blieben starr, nur das linke Lid flatterte manchmal. Das Licht im Raum wirkte elend matt und diffus, kein Licht, um irgendetwas deutlich zu erkennen, kein Licht, um sich aufzuhalten.

»Es ist so, dass wir nichts mehr miteinander hatten, Melanie und ich. Mehr als zwei Jahre lang, glaube ich. Vielleicht hätte ich mit dir darüber reden sollen. Es war so ein schreckliches Nebeneinander, weißt du. Und Melanie hat wohl geglaubt, das müsse so sein und das könne irgendwann repariert werden. Aber dann bin ich gestern hingegangen und habe ihr gesagt, dass ich für eine Weile ausziehe. Und mein Chef hat mir ein kleines Apartment besorgt, eine widerliche Bleibe, sage ich dir. Ganz schrecklich. Mit einem Teppichboden, der so aussieht, als hätten die Leute darauf gekocht. In den Badecken blüht der Schimmel. Anna-Maria weiß das alles noch nicht, klar, aber ich werde es ihr sagen, sobald die Zeit gekommen ist ...«

Das Gesicht bewegte sich nicht, die ganze Szenerie kam

ihm plötzlich wie ein Foto vor, wie etwas, was sich niemals bewegen wird.

»Und dann ist mir heute Nacht etwas passiert, was mich ganz unruhig macht, aber ehrlich gestanden auch glücklich. Das Verrückte ist, dass es mich nicht einmal stört. Na ja, ich bin auch deshalb gekommen, weil ich mit dir darüber reden will. Also, ich fahre manchmal in eine Hotelbar, um einen Whisky zu trinken. Da war gestern Abend eine Frau, Karen heißt sie. Sie ist schön und intelligent, und wir wollten miteinander reden, wie Fremde eben so reden. Und wir sind in ihr Zimmer gegangen. Seitdem bin ich unruhig, weil ich nicht weiß, was ich zum Beispiel Anna-Maria sagen soll, obwohl ich genau weiß, dass ich Anna-Maria gar nichts sagen werde, sie ist ja erst fünf.«

Das Gesicht seines Vaters zeigte nicht die geringste Veränderung, die Augen sahen nichts, wanderten nicht, kein Muskel zuckte.

»Also, es ist so: Ich habe mir vorgestellt, dass ich ein schlechtes Gewissen haben müsste wegen Melanie. Schließlich ist sie meine Ehefrau. Aber jetzt tut mir gar nichts Leid, und ich denke, das Ganze geht Melanie überhaupt nichts an, weil es allein mein Leben ist und nicht mehr auch ihr Leben und ...«

»Das kenne ich«, sagte sein Vater ziemlich deutlich.

Müller ließ die Hand los und beugte sich weit vor. »Du sprichst ja, Mensch, du sprichst ja.« Vor Aufregung war seine Stimme ganz hoch.

Das Gesicht des Vaters wirkte gänzlich unbewegt, die Augen standen weit offen, kein Schimmer des Erkennens darin.

Müller schob den Stuhl zurück und sprang auf den Flur. Er suchte nach der Schwester, fand sie schließlich, wie sie in einer Kammer eine Spritze aufzog.

»Kann es sein, dass mein Vater plötzlich einen kompletten Satz sagt? Und zwar einen, aus dem hervorgeht, dass er mir zugehört hat?«

»Das kommt vor«, nickte sie. »Aber machen Sie sich nicht zu viel Hoffnung. Dieses partielle Bewusstsein kommt sogar häufig vor. Bedeutet aber nicht unbedingt Besserung.«

»Ja«, hauchte Müller mutlos.

Er ging zurück an das Bett seines Vaters, legte wieder die Hand auf die seine und fragte: »Was daran kennst du denn? Gab es eine Frau in deinem Leben? Eine andere Frau als Mama?«

Der Vater reagierte nicht.

Müller sagte leise und bitter: »Verdammt noch mal«, setzte dann »Ich liebe dich doch« hinzu und ging fort.

Er konnte es nicht aushalten. Als dann im Autoradio John Lennons »Woman« kam, fuhr er rechts an den Straßenrand und brauchte Minuten, um sich in dieser Welt wieder zurechtzufinden.

Zwischenspiel

Benno Bohnen verließ um sechs Uhr früh seine Wohnung, ging durch die Toreinfahrt zur Garage und ließ den Mercedes-Sprinter ungefähr zehn Meter nach vorn in den Hof rollen. Er war früh dran, und das war gut so, denn möglicherweise würde sein Partner Stahlmann noch in der Falle liegen und schnarchen. Weil er mal wieder die ganze Nacht in einem Buch gelesen hatte. Stahlmann machte so etwas dauernd.

Er stieg aus und schloss das Tor der Garage mit dem Schlüssel zu. Das hatten sie als Bedingung genannt: Kein automatisches Tor! Ist zu anfällig! Sie machen aus jedem Furz einen Blizzard, dachte er gut gelaunt.

Er rief mit dem Handy in der Zentrale an und flötete: »Hier ist der heiße Benno mit einer Nachricht für euch Schnarchnasen. Es ist sechs Uhr null fünf. Ihr könnt meine Ladefläche schließen, ich melde mich, wenn ich in Hamburg bin.«

Ein Mann erwiderte nicht sonderlich interessiert: »Gut, Benno. Ich nehme an, du bist gegen neun in Hamburg. Du meldest dich vom Kai. Polizei und Zoll sind verständigt. Ich schließe jetzt.«

Es klackte neben Bohnen, dann gab es ein schleifendes Geräusch, die schweren Stahlriegel schoben sich vor. Niemand, auch nicht Benno Bohnen selbst, würde jetzt in den Laderaum kommen. Obwohl noch gar keine Ladung an Bord war.

Bohnen setzte sich hinter das Steuer und piff »Amazing Grace«.

Er dachte an Paula, die gestern Abend endlich lächelnd zugestimmt hatte. Sie würde es sich überlegen, das mit der

Hochzeit. Wäre vielleicht angebracht. Aber ihren Bratwurststand wollte sie unbedingt behalten. Weshalb auch nicht? Sie hatte gesagt: »Ich weiß ja nicht, ob ich nicht kurz nach der Hochzeit irgendwann allein herumstehe.« Mit ihrem voll ausgebauten Häuschen in der Schrebergartenanlage und mit seiner Wohnung in der Stadt wären sie so etwas wie ein komplettes Paar. Sie machte rund zweieinhalbtausend netto, er genauso viel. Da konnte doch gar nichts mehr schief gehen.

Er fühlte sie noch, wie sie vor wenigen Minuten warm und verschlafen neben ihm gelegen und sich genussvoll geräkelt hatte. Mann, konnte die sich räkeln – wie ein Kind ohne Ahnung von der Welt.

Dann geschah das Wunder des Tages: Stahlmann stand fix und fertig vor seiner Haustür und brummte vorwurfsvoll: »Du bist schon wieder vier Minuten drüber!«

»Wir sind doch kein Linienbus«, antwortete Bohnen grinsend. »Jetzt steig ein, Alter, steck uns eine Zigarette an und halt den Mund.«

Sie waren ein eingespieltes Team, fuhren seit fünfzehn Jahren zusammen Gefahrgut. Sie hatten noch nie einen Unfall gebaut und waren so etwas wie das heißeste Duo der Branche. Ihr Chef, der Inhaber einer Berliner Firma für Spezialtransporte, pflegte zu betonen: »Die haben die schärfsten Chemiebomben durch Europa gekarrt, die fahren mit zehn Gramm radioaktivem Plutonium am Arsch genauso ruhig durch die Gegend wie unsereiner mit einem alten Mercedes. Bohnen und Stahlmann sind einfach Spitze. Nerven wie Stahlseile.«

»Ruf die Zentrale, dass du drauf bist. Der Laderaum ist gesichert«, sagte Bohnen. »Ach, übrigens, ehe ich es vergesse: Kann sein, dass ich die Paula heirate. Dieses Jahr noch.«

Stahlmann sah ihn von der Seite an. »Und? Was soll ich

da sagen? Herzlichen Glückwunsch? Oder: Mein Beileid? Wird Zeit, dass deine Liebeskrankheit sich legt, das ist die Hauptsache.« Schließlich grinste er und wünschte ihm: »Alles Gute, Junge.«

Dann erledigte er den Anruf. »Stahlmann. Ich bin drauf.«

»Steck uns endlich eine Zigarette an«, sagte Bohnen.

Die erste Stunde regnete es.

Bohnen nahm die A 10 im Norden Berlins und ging dann auf die A 24 direkt nach Hamburg. Er fuhr wie immer um die hundert Stundenkilometer, und inklusive einer Pinkelpause erledigten sie die rund zweihundertachtzig Kilometer in drei Stunden. Der Himmel war grau, die Fahrbahn trocken, es war angenehm zu fahren.

Außer einem normalen Fahrtenschreiber war ein zweites, für den Fahrer nicht zugängliches Aufzeichnungssystem eingebaut, das sogar Bremswege exakt aufzeichnete und das Stehen im Stau auf die Sekunde genau registrierte. Falls einer der Fahrer unterwegs eine schwere Tasche aufnahm und sich dadurch das Gewicht des Fahrzeugs veränderte, wurde auch das auf das Gramm genau aufgezeichnet.

Um 9.17 Uhr erreichten sie den Hamburger Freihafen, durften passieren und fuhren an den Kai, an dem die »Sagossa« festgemacht hatte. Das Schiff kam direkt aus Kanada, sie kannten es, weil es seit Jahren ihre Fracht transportierte. Niemals war etwas passiert, was Unruhe verbreitet hätte.

Da Bohnen und Stahlmann ein wenig zu früh dran waren, gingen sie in die Heringsbude, tranken einen Kaffee, aßen ein Fischbrötchen und sprachen gut gelaunt mit den Arbeitern, die dort Pause machten.

Um 9.45 Uhr schlenderten sie an den Kai.

Die übliche Funkstreifenbesatzung war neben ihnen auf-

gefahren, zwei Zollbeamte warteten schon, man kannte sich, die Szenerie war vollkommen entspannt.

Einer der Polizeibeamten fragte höflich: »Und was laden wir heute?«

Bohnen antwortete: »Vier Tennisbälle radioaktives Kobalt 60 für die Bestrahlung Krebskranker in der Hauptstadt.«

Sowohl die Polizisten als auch die Zollbeamten verlangten eine Unmenge Unterschriften und mussten selbst all die Vordrucke unterschreiben, die Stahlmann ihnen in einer Din-A4 Mappe vorlegte.

Bohnen rief die Zentrale und bat knapp: »Öffnet mir die Ladefläche.«

Es gab ein paar schabende und klickende Geräusche, dann konnte er die Hecktür öffnen.

Nach wenigen Augenblicken fuhr ein rot lackierter Gabelstapler aus der riesigen Seitenluke des Schiffes heraus, auf einer Palette vier schwere Kisten, jede einen Meter hoch und etwa achtzig Zentimeter breit mal tief.

Der Fahrer hatte wiederum eine Mappe mit Papieren bei sich, die sie alle abzeichnen mussten, die Fahrer, die Polizei, der Zoll. Dann fuhr er an das Heck des Kleinlasters, ließ die Last weit nach vorn herausragen und setzte sie behutsam mitsamt der Palette ab.

Stahlmann und Bohnen kletterten auf die Ladefläche und untersuchten jede der hölzernen Kisten, ob nicht irgendein Brett eingedrückt war oder ein Spalt klaffte. Die Kisten zeigten keinerlei äußere Beschädigung.

Dann kam einer der Zollbeamten mit dem »Piepser«, um zu kontrollieren, wie viel Strahlung austrat. Das Gerät jaulte laut auf, zeigte jedoch einen akzeptablen Wert.

Bei Einrichtung der Sicherheitsvorschriften für den Transport radioaktiven Materials hatte die Bundesrepublik

Deutschland alle Handelspartner an den Rand des Wahnsinns getrieben, weil ihre Forderungen nach aktiver wie passiver Sicherheit dieser Kisten an behördliche Hysterie grenzten.

Die Kisten enthielten einen starkwandigen Bleikern, in dem das tennisballgroße, tödlich strahlende Metall-Ei auf einer weichen Polsterung ruhte. Um diesen Bleikern war eine massive Blechkanne geformt, deren Öffnung sicherheitshalber verlötet war. Die Blechkanne wurde dann in genau passende Styroporformen gezwängt, die dreifach gelegt waren. Um diesen Kunststoff herum war eine Holzkiste von millimetergenau vorgeschriebener Größe gebaut. Um sicherzugehen, dass eine solche Ladung auch bei schwersten Unfällen dicht blieb, wurde die Kiste von einem Kran auf achtzehn Meter Höhe gehievt und dann auf Beton, auf Wasser, auf Erdreich fallen gelassen, bis Beschädigungen nicht einmal mehr dann auftraten, wenn die immer gleiche Kiste zwanzigmal aus achtzehn Metern Höhe gefallen war.

»Kann los!«, entschied der Zollbeamte. »Bis zum nächsten Mal, Jungs.«

Stahlmann nickte. Er würde den Rückweg fahren.

Sie waren so aufeinander eingespielt, dass sie sogar die gleiche Pinkelpause benötigten. Als einmal Bohnen einen wässrigen Durchfall hatte und häufiger eine Toilette in Anspruch nehmen musste, waren sie ganz aus dem Konzept geraten und hatten sich noch wochenlang über die »Tour de la Kack« erheitert.

Auf Hamburger Gebiet ging es langsam, aber stetig voran, und Bohnen ließ sich genussvoll darüber aus, dass er in Zukunft eine Sommer- und eine Winterwohnung haben würde.

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schön Sex ist, wenn draußen der Wind durch die Pfirsichbäume weht.«

»Gott steh mir bei!«, kommentierte Stahlmann. »So ein Schweinkram!«

Der Himmel war hellgrau, die Fahrbahn trocken, sie rollten dahin.

»Und was ist mit deiner Trude?«, fragte Bohnen.

»Sie heißt nicht mehr Trude«, entgegnete Stahlmann. »Die Gegenwärtige heißt Swetlana und ist so feurig, wie man es nach der Lektüre russischer Romane erwartet.«

Zuweilen machte Stahlmann so geschraubte Bemerkungen, und Bohnen nahm es nicht übel, weil er wusste, dass Stahlmann vor vielen Jahren begonnen hatte, Germanistik zu studieren. Bis sein Vater plötzlich gestorben war, was alle Hoffnungen zunichte machte. Jetzt pflegte er seine bettlägerige Mutter und hatte einmal kommentiert: »Ich lass die alte Dame nicht im Stich. Und so lange will ich keine feste Frau.«

Anfangs war Bohnen verwirrt gewesen über die hohen, prall gefüllten Bücherregale in Stahlmanns Wohnung, und der schweigsame Stahlmann war anfangs auch nicht bereit gewesen, irgendetwas zu erklären. Ganz langsam, tropfenweise hatte er dann von seinem Lebensweg berichtet. Jetzt hatte Bohnen dem Freund sogar eine komplette Lichtenberg-Ausgabe zum letzten Geburtstag geschenkt, mit der seiner Meinung nach witzigen Bemerkung, er habe vorher nie gewusst, was Bildung wirklich wert ist.

Es passierte südöstlich von Parchim, zwei Kilometer von der Ausfahrt Suckow entfernt, und alles verlief zunächst ganz unscheinbar.

Ein alter, an den Kanten verrosteter Nissan-Pkw, besetzt mit drei Männern, quetschte sich zwischen den vorausfahrenden Lastzug und Stahlmann. Das Manöver war ein wenig riskant, und Stahlmann reagierte wütend: »Dieser Blödmann!« Er bremste ab.

Auf der Rückbank des Nissan saß ein Mann, der dauernd seinen Kopf hin und her drehte. Der Kopf war vollkommen bedeckt. Dann hob der Mann seine rechte Hand, in der irgendetwas stumpf Blaues schimmerte.

»Wieso trägt der eine Skimaske?«, fragte Bohnen verwundert.

Stahlmanns Stimme war plötzlich hoch. »Und er hat eine Waffe. Guck mal.«

Bohnen rief: »Waffe? Das ist keine Waffe, das ist irgendwas anderes.«

»Aber es sieht aus wie eine. Und er zielt auf uns«, sagte Stahlmann entgeistert.

»Da ist doch das Glas zwischen«, sagte Stahlmann etwas ruhiger. »Aber das stimmt, er zielt auf uns.«

Der Mann auf dem Rücksitz des Nissan drehte jetzt den Kopf in Fahrtrichtung, und das waffenähnliche Instrument verschwand.

»Und er trug so etwas wie einen Riesenhandschuh«, sagte Stahlmann.

Als das Tausend-Meter-Schild der Ausfahrt kam, wurde der Nissan langsamer.

Stahlmann fluchte und wollte auf die linke Fahrbahn. Das ging aber nicht, weil dort mit gleicher Geschwindigkeit ein Kleinlaster neben ihnen herfuhr. Weiß lackiert, ohne jede Aufschrift, ein Ford Transit.

Das war vor allem deshalb merkwürdig, weil der Kleinlaster links von ihnen ebenso kontinuierlich langsamer wurde wie der Nissan vor ihnen.

In dem Kleinlaster saßen drei Männer, die neugierig zu ihnen hinüber starrten. Und auch diese Männer trugen Sturmhauben, ihre Gesichter waren unkenntlich.

»Scheiße!«, sagte Bohnen nervös, weil er etwas ahnte. Hinter ihnen hupte ein Lkw-Fahrer wild.

»Was soll das?«, fragte Stahlmann verwirrt.

Dann blinkte der Nissan nach rechts in die Ausfahrt, und der Kleinlaster blinkte ebenfalls und drängte Stahlmann rüde nach rechts.

Atemlose Sekunden folgten.

»Mach keinen Scheiß, geh mit!« forderte Bohnen. »Sie kommen sowieso nicht rein.«

»Hinter uns ist noch so ein Arsch, so ein Transporter«, sagte Stahlmann nervös. »Ich bin mir sicher, der gehört auch dazu.« Er zog nach rechts in die Ausfahrt hinter dem Nissan her.

»Jetzt Gas und geradeaus wieder drauf!«, schrie Bohnen.

Stahlmann wollte genau das tun, aber der Kleinlaster links von ihnen schob sich unter grellem Schleifen der Bordwände an ihnen vorbei und stellte sich quer, sodass sie die Ausfahrt nehmen mussten und nicht erneut die Autobahn erreichen konnten.

»Das ist die B 321«, stellte Stahlmann fest. »Was wollen die denn?«

»Wir rufen jetzt«, bestimmte Bohnen.

Er nahm sein Handy, drückte zwei Knöpfe und sagte ohne Übergang: »Wir werden überfallen. A 24 Richtung Berlin auf der Höhe Suckow, wiederhole Ausfahrt Suckow, an der Ausfahrt zur B 321.«

Keine Antwort.

»Junge, tu was!«, schrie Bohnen. »Mayday, Mayday!«

Die Verbindung riss ab, Bohnen hörte nur noch ein Rauschen.

Der Nissan fuhr betulich langsam nach links in Richtung Parchim, Stahlmann musste folgen, denn einer der Kleinlaster hinter ihnen zog rechts vorbei und blockierte die Bundesstraße in diese Richtung.

Stahlmann spürte sekundenlang den Wunsch, der auf der

Bundesstraße herrschende Verkehr könnte den Kontakt zu dem Nissan vor ihnen unterbrechen. Aber auf der Bundesstraße gab es keinen Verkehr, nicht ein einziges Fahrzeug.

»Diese Sauhunde!«, rief Stahlmann. »Und jetzt?«

»Ich weiß nicht. Sie kommen ja nicht rein«, sagte Bohnen. Er wusste, dass er hilflos klang, und schon das machte ihn wütend.

»Hau das Blaulicht raus!«, befahl Stahlmann. »Raus damit!«

Bohnen ließ das Fenster hinuntergleiten und setzte das Blaulicht schräg auf das Dach. Dann schloss er die Scheibe wieder.

Sie rollten jetzt hinter dem Nissan her, das Blaulicht warf Blitze.

Dann peitschte von hinten eine Serie von Schüssen, es knallte mörderisch auf dem Blech, das Flackern des Blaulichts erlosch.

Der Nissan vor ihnen zog nicht mehr als dreihundert oder vierhundert Meter die Bundesstraße in Richtung Parchim entlang, dann setzte er die Warnblinkleuchte, glitt rechts an den Straßenrand.

»Gib Vollgas!«, forderte Bohnen.

Aber genau das konnte Stahlmann nicht mehr tun.

Der erste Transporter hinter ihnen verhinderte das. Er schoss so schnell und eng vor sie, dass er ihren linken Rückspiegel abbriss. Es gab einen hell explodierenden Laut wie einen Schuss. Dann standen sie.

Stahlmann sah nach links. Er war von dem Beifahrer im Kleinlaster nicht weiter als fünfzig Zentimeter entfernt.

»Du Blödhammel!«, schrie Stahlmann entnervt.

Aber der Mann war verummmt, blickte nur nichts sagend und rutschte dann nach links, um aus dem Wagen herauszukommen.

Drei Männer kamen die wenigen Schritte bis vor den Wagen und hatten Waffen in den Händen. Das waren die Männer aus dem Nissan. Drei weitere waren aus dem Kleinlaster links von ihnen gestiegen. Sie alle trugen schwere dunkelgraue Waffen quer vor dem Bauch.

Stahlmann dachte: Es sind UZIs oder Kalaschnikows, ich weiß es nicht. Wieso ist hier kein Verkehr, wieso kommt denn keiner vorbei?

Dann knallte es über ihnen, ihr Auto wirkte wie das Innere einer großen Trommel. Es knackte vernehmlich, darauf folgten erneut dröhnende Schritte. Jemand ging auf ihrem Fahrzeugdach herum.

»Schick den automatischen Notruf!«, sagte Bohnen heiser. »Sie orton uns über GPS.«

»Wieso kommt hier keiner?«, fragte Stahlmann verwirrt. »Kein Mensch fährt hier.« Er drückte einen Knopf am Armaturenbrett.

Eigentlich hätte eine grüne Lampe aufblinken müssen.

»Das funktioniert nicht.« Bohnen war fassungslos. »Das kann nicht sein.«

Stahlmann knurrte: »Die werden sich wundern. So einfach läuft das nicht.«

Die sechs Männer vor ihnen führten einen seltsamen Tanz auf. Sie waren alle verumumt, trugen alle Jeans und dunkelblaue Sweatshirts. Alle sechs schauten sich an, glitten ein wenig auseinander, als wollten sie dem Nachbarn artig »Bitte, nach Ihnen!« sagen. Dann bauten sie sich auf wie ein Erschießungskommando und begannen übergangslos zu feuern.

Selbstverständlich war der Kleinlaster gepanzert, selbstverständlich hielten auch die Scheiben stand. Aber die Scheiben sprangen und waren in Sekunden vollkommen blind, zerrissen von irrlichternden Sprüngen.

»Heilige Scheiße!«, hauchte Bohnen.

»Sie kommen nicht rein«, sagte Stahlmann atemlos, als sei er Kilometer gelaufen. Es klang wie ein Gebet.

Dann war es sehr still, nur der eigene Motor war zu hören.

»Wieso kommt die Zentrale nicht über Funk?«, fragte Stahlmann. Er starrte auf das Funkgerät. Das kleine grüne Licht rechts zeigte an, dass das Gerät eingeschaltet war. Aber niemand sagte etwas.

Schemen huschten draußen vorbei, vollkommen verzerrt durch die gesprungenen Scheiben.

Wieder war jemand auf dem Dach. Es gab Schritte, hin und her, es dröhnte.

Stahlmann schaltete den Motor aus.

Keiner der Männer draußen sagte irgendetwas. Sie waren vollkommen still, was immer sie taten, sie taten es lautlos.

Bohnen griff erneut nach seinem Handy. Er drückte irgendeine Taste, er sagte verblüfft: »Da tut sich überhaupt nichts.«

Stahlmann kommentierte wütend: »Das kann gar nicht sein«, griff nach seinem Handy, drückte Tasten, murmelte: »Das geht auch nicht.«

Dann hörten sie, wie die Stahlriegel der Ladefläche zurückglitten.

Stahlmann hauchte ungläubig: »Die sind drin.«

Bohnen antwortete: »Red jetzt keinen Scheiß.«

Stahlmann wiederholte: »Die sind drin.« Dann beugte er sich weit nach vorn, als habe er rasende Kopfschmerzen. Er legte die Stirn auf das Lenkrad, er murmelte zitterig: »Ich mach jetzt die Verriegelung auf. Ich will die sehen.«

Bohnen schwieg.

Stahlmann drückte auf den Knopf der Zentralverriegelung und sagte verblüfft: »Wir sind schon offen.«

Bohnen murmelte: »Na, denn.«

Er öffnete langsam die Tür und blickte nach rechts.

Da stand ein Mann in der Sturmhaube, und er hielt eine Kalaschnikow im Anschlag.

Bohnen hob die Hände und sagte zittrig: »Ich steige aus.«

Der Mann bewegte sich kaum, machte nur eine knappe, wischende Geste mit der Waffe.

Bohnen nahm das als Aufforderung und tastete mit dem rechten Schuh nach der Stufe im Ausstieg. Er fand sie, drehte sich leicht nach rechts und stieg aus. Er sah im äußersten Winkel seines Blickfeldes, dass auch Stahlmann ausstieg. Er drehte den Körper nach rechts, um nach hinten zum Heck des Wagens zu gehen, aber der Vermummte machte eine unwillige Geste mit der Maschinenpistole, und Bohnen blieb einfach stehen und bewegte sich nicht mehr.

Er hörte, wie Stahlmann brüllte: »Was soll der Scheiß hier?«, und dann gab es ein scharfes, klatschendes Geräusch. Irgendetwas schlug dumpf gegen das Blech der Ladefläche.

Bohnen riskierte einen Blick, indem er den Kopf nach links drehte, um durch das Fahrerhaus etwas von Stahlmann zu sehen. Aber der Vermummte ihm gegenüber war nicht damit einverstanden. Er schoss sofort. Er schoss irgendwohin, und Bohnen dachte fassungslos eine halbe Sekunde lang: Ich kriege keine Luft mehr. Er fühlte in seinem Körper nach, ob er getroffen sein könnte. Aber da war nichts. Eine panische Angst stieg in ihm auf, seine Beine könnten unter ihm einknicken. Er schien zu wackeln, aber nichts passierte, er blieb stehen.

Dann sah er den Rückspiegel unmittelbar vor seinem Gesicht. Der Spiegel war stark abgeknickt, er war von den Schüssen getroffen worden. Er zeigte auf der halben Breite etwas vom Dach des Wagens. Sie hatten zuerst die Funkantenne abgebrochen, erkannte Bohnen. Aber wieso hat-

ten die Handys nicht funktioniert? So etwas gab es doch gar nicht.

Dann löste Bohnen sich quälend von diesen sinnlosen Überlegungen, machte einen Schritt nach vorn, um aus der Enge neben der Tür herauszukommen, und fragte laut: »Stahlmann?«

Der Vermummte schoss erneut sofort. Er schoss in den Boden zu Bohnens Füßen.

Das ist gar nicht so laut wie in den Filmen, dachte Bohnen. Er fragte noch einmal: »Stahlmann?«

Der Vermummte vor ihm machte einen schnellen Schritt nach vorn, hob die Waffe, legte sie sich quer vor den Bauch, und dann kam der eiserne Kolben hoch und traf ihn im Gesicht.

Bohnen war sofort bewusstlos.

Stahlmann lag neben dem Wagen mit dem Gesicht nach unten auf dem Asphalt und kam ganz langsam wieder zu sich. Er spürte Blut im Gesicht, es war warm und schmeckte süßlich.

»Bohnen!«, nuschelte er.

Dann hob er den Kopf und sah die Autos und die Bundesstraße entlang. Wieso fährt hier niemand?

Anfangs konnte er einige Sekunden lang nicht genau sehen, die Bilder zeigten sich doppelt. Das machte ihm Angst. Aber er konnte erkennen, dass jeweils zwei der vermummten Männer eine Kiste trugen und sie hinten auf den zweiten Kleinlaster luden.

Und einer der Vermummten stand abseits auf der Fahrbahn der Bundesstraße, weniger als fünf Meter von Stahlmann entfernt, und hielt einen Laptop auf den weit gespreizten Fingern der linken Hand. Er wirkte grotesk wie ein Kellner mit einem Tablett, und er erweckte den Eindruck, als mache er so etwas öfter, als sei er das gewohnt.

»Scheiße!«, sagte Stahlmann heftig, obwohl er normalerweise nicht zu Kraftausdrücken neigte.

Dann musste er sich quälend und schmerzhaft übergeben und legte den Kopf zur Seite, weil das so peinlich und ekelhaft war.

Aus dieser Position sah er unter dem Fahrzeug hindurch Bohnen. Und neben Bohnen zwei Beine in Jeans und Sportschuhen.

Bohnens Gesicht war in ein erschreckendes Farbengemisch getaucht.

»Mein Gott!«, stöhnte Stahlmann. Er dachte: Das ist ein Horrorgesicht! Das sieht so aus wie tot.

Dann schlug Bohnen die Augen auf.

»Bohnen«, fragte Stahlmann krächzend. »Was ist?«

Bohnen wirkte erstaunlicherweise klar. »Das sind doch Selbstmörder«, sagte er unter dem Fahrzeug hindurch. »Die krepieren doch.«

Sein Gesicht hatte in einer schlammigen Pfütze gelegen. Zusammen mit dem Blut gab das einen scheußlichen Anblick.

»Beweg dich nicht«, murmelte Stahlmann. Dann hob er unter Schmerzen den Kopf ein wenig hoch. »Die sind fertig, die haben abgeladen«, sagte er. »Kannst du aufstehen?«

»Vielleicht«, sagte Bohnen undeutlich.

Aber sie konnten sich nicht aufrichten, sie kamen zu keiner Bewegung mehr.

Der Mann neben Bohnen schoss vollkommen ungerührt erst Bohnen durch die rechte Kniekehle, kam dann mit wenigen, schnellen Schritten um das Fahrzeug herum und machte dasselbe bei Stahlmann.

Es war genau 11.38 Uhr, wie wenig später aus dem internen zweiten Überwachungssystem des Transporters hervorging.

Karl Müller machte sich eine Liste mit den Dingen, die er einkaufen wollte. Da stand: für Karen Blumen ins Hotel, nach Teppichboden gucken, Spray gegen Pilzbefall, möglicherweise auch Teppichschaum, blühende Blumen! Zwei, drei Bäume Grünzeug, möglichst groß, oder Ähnliches. Nach einem billigen, kleinen Fernseher schauen. Ein paar Konserven wie Erbsen- und Linsensuppe, ein paar Sachen zum Spielen für A. M.

Dann starrte er seine Gardinen vor dem Fenster an. Es war weitmaschiger, netzartiger, ehemals weißer Stoff, nun vergilbt, der sich fettig anfühlte. Also schrieb er: Vorhänge! Und machte sich daran, die Größe auszumessen.

Um 8.16 Uhr meldete sich sein Handy.

Melanie sagte atemlos: »Guten Morgen. Ich habe nachgedacht, ich gehe heute nicht arbeiten. Ich kann das einfach nicht. Und ich muss mit dir reden.«

Plötzlich fühlte Müller eine wilde, überbordende Freude.

»Das können wir doch«, sagte er mit einem Kloß im Hals. »Ich muss nur abwarten, was heute im Büro anliegt. Das weiß ich erst in einer Stunde. Ich rufe dich an.«

»Das ... das passt mir«, entgegnete sie knapp und unterbrach die Verbindung.

Drei Minuten später kam ein Anruf seiner Mutter.

Sie sagte tonlos und hohl: »Papa ist nicht mehr.«

Er wusste nichts zu antworten, er hatte keine Sprache mehr.

»Junge? Junge, bist du noch da?«

»Ja, ich bin da. Bist du im Krankenhaus?«

»Ja.«

»Ich komme hin.«

Er rief das Geschäftszimmer im Amt an und bat, Krause vom Tod seines Vaters zu unterrichten. Routinemäßig setzte er hinzu: »Ich bin ständig erreichbar.«

Dann überfiel ihn ein jähes Zittern, und er setzte sich auf den scheußlichen rosafarbenen Sessel. Er war unfähig zu weinen oder seiner Trauer einen anderen Ausdruck zu geben. Er fühlte sich erstarrt.

Er fuhr wie betrunken, und er konnte sich später an keine Einzelheiten seines Weges erinnern. Zum Beispiel wusste er nicht mehr, wie er über verschiedene stark befahrene Kreuzungen gekommen war.

Auf der Intensivstation fand er ein merkwürdiges Bild vor. Seine Mutter saß auf diesem Stuhl, der immer schon wie festgenagelt neben diesem Bett gestanden hatte. Nur das Bett war nicht mehr da. Einige der Geräte blinkten noch, durchsichtige Plastikschläuche hingen nutzlos herum.

Seine Mutter schaute zu ihm auf und flüsterte: »Sie haben ihn weggebracht. Sie brauchen das Bett, verstehst du?«

»Ja, natürlich.« Müller nickte.

Hinter ihnen war die Schwester mit dem Protesthaar. Sie murmelte: »Mein Beileid. Ihr Beerdigungsunternehmer wird alles Weitere veranlassen. Sie brauchen ihn nur anzurufen. Diese Leute sind sehr professionell und erledigen auch sämtliche Papiere.«

»Wie ist er denn gestorben?«, fragte Müller.

Die Schwester antwortete schnell und ohne eine Sekunde der Überlegung: »Ihr Vater ist ganz still gegangen. Er hatte keine Schmerzen, er ist einfach entschlafen, ohne zu leiden.«

»Und die Todeszeit? Nicht, dass es wichtig wäre, aber ...«

»Die Todeszeit war sieben Uhr, die Todesursache die Folgen des Schlaganfalls. Das bekommen Sie selbstverständlich mit den Papieren.«

»Ja«, murmelte Müller. »Wir gehen dann.«

Er sah das Paket mit den Papiertaschentüchern auf dem

Beistelltisch und steckte es ein, als sei es ein bemerkenswertes Überbleibsel.

»Dann wollen wir gehen«, sagte er.

Er fuhr mit seiner Mutter in sein Elternhaus, und sie sprachen unterwegs kein Wort miteinander. Sie weinten nicht, es war, als habe die Welt einen Moment lang ihre Geschäftigkeit angehalten und als hätten sie zu warten, bis die Nachricht ihre Seelen erreicht hatte.

Dann geschah etwas, was Müller erstaunte.

Seine Mutter stieg aus, ging sehr aufrecht durch den Vorgarten, schloss die Haustür auf und sagte fast burschikos in der offenen Tür: »Ich koche uns erst einmal einen starken Kaffee, Junge.«

»Das Leben geht weiter, nicht wahr?«, fragte er.

»Ja«, sagte sie lächelnd. »Es ist ganz einfach, es geht weiter.« Mit diesen Worten verschwand sie in der Küche.

Müller ging in das Arbeitszimmer seines Vaters und sah sich aufmerksam um. In diesem Raum hatte sich seit dreißig Jahren nichts verändert, wie immer roch es muffig.

Müller rief seine Frau an.

»Mein Vater ist eben gestorben. Kannst du bitte hierher zu meiner Mutter kommen?«

»Und Anna-Maria?«

»Die bringst du selbstverständlich mit.«

Er erwartete Widerworte, Erschrecken, Widerstreben. Aber sie sagte nur: »Wir kommen.«

»Wie heißt der Beerdigungsunternehmer?«, fragte er laut. »Der in der Masurenallee.«

»Rentsch«, rief seine Mutter aus der Küche. »Rentsch heißt der. Ein sehr solider Betrieb. Wir müssen uns auch um eine Todesanzeige kümmern und so etwas.«

»Das macht dann dieser Rentsch«, sagte er. »Hast du irgendetwas zu essen? Ich habe noch nichts gegessen.«

»Ich mach dir ein Brot«, rief sie.

Müller begann zu telefonieren, und er war dankbar für diese Aufgabe, denn sie lenkte ihn ein wenig ab.

Wenig später kam die Mutter mit einem Brot und einem Becher Kaffee zu ihm und stellte beides vor ihn hin.

»Und wer redet mit seinen Brüdern?«, fragte sie fast angriffslustig.

»Das mache ich«, erwiderte Müller, der selbstverständlich aus langer Erfahrung wusste, dass seine Mutter die beiden Brüder des Vaters nie gemocht, sie manchmal sogar gehasst hatte. Er wusste nicht, warum dieser Hass aufgekomen war, er wusste nur, dass sein Vater sich darüber aufgeregt und seiner Mutter scharfe Vorwürfe gemacht hatte.

»Sag mal, hat er eigentlich ein Testament aufgesetzt?«

»Ja«, antwortete sie. »Es liegt da im Schreibtisch rechts in der dritten Schublade von oben. Und ich weiß, was drin steht. Ich erbe alles mit Ausnahme der Bücher. Die sollst du kriegen. Oder du kannst dir aussuchen, welche du haben willst. Das haben wir uns so ausgedacht.« Sie wirkte sachlich und erstaunlich heiter.

»Was soll ich mit so vielen Büchern? Du lieber Himmel, dann muss ich ein Haus um die Bücher bauen.«

»Na ja, du kannst auch dieses Haus haben.« Sie lächelte matt. »Du kannst es mir abkaufen.«

»Das ist nicht dein Ernst«, sagte Müller verblüfft.

»Doch, doch«, antwortete seine Mutter. Dann setzte sie sich in den Schaukelstuhl ihres Mannes, der dicht vor den Fenstertüren zum Garten stand, und erklärte ihrem Sohn mit weit ausholenden Handbewegungen: »Weißt du, ich habe jede Nacht, die er im Krankenhaus verbracht hat, hier in diesem Stuhl gesessen. Ich konnte nicht schlafen, in

meinem Alter braucht man das nicht mehr. Ich habe kein Licht angemacht, Licht stört dann nur. Ich habe überlegt, was ich mit meinem Leben anfangen will. Und ich habe gedacht: Ich will dieses verdammte Haus loswerden, ich will hier nur so lange bleiben, wie es unbedingt sein muss. Ich will es verkaufen, und dann will ich irgendwohin, wo ich in Ruhe überlegen kann, wo und wie ich leben will. Verstehst du?»

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »Das kommt überraschend. Das hört sich so an, als ... Na ja, hat er dich etwa eingesperrt?»

»Hat er!«, sagte sie. »Aber er hat es natürlich nicht gewusst. Er hat mich überhaupt vergessen in den letzten Jahren. Weißt du, wenn du vierzig Jahre lang deinen Urlaub entweder an der Nordsee oder im Schwarzwald zu verbringen hast, fragst du dich natürlich, was du für ihn bist. Eine Ehefrau oder ein Gegenstand der ständigen Einrichtung um ihn herum.«

Müller sagte: »Das habe ich nicht gewusst.«

»Das musst du ja auch nicht, mein Junge. Das musst du wirklich nicht.« Damit stand sie auf und ging hinaus.

Müller hätte sie gern etwas gefragt. Ob sie zum Beispiel erleichtert sei über den Tod seines Vaters. Aber da er die Antwort zu kennen glaubte, schwieg er und telefonierte stattdessen weiter, wobei es ihm schwer fiel, sich auf nüchterne Vorgänge zu konzentrieren. Flüchtig kam ihm in den Sinn, dass seine Mutter schon genug über den elenden Zustand und den Tod seines Vaters geweint hatte. Vielleicht gab es eine zuversichtliche Gelassenheit jenseits der Tränen, vielleicht hatte sie diese Gelassenheit erreicht und verdient. Aber er konnte den Gedanken nicht verdrängen, dass seine Mutter ein wenig zu triumphieren schien.

Sie hat überlebt, dachte er verblüfft, sie ist eine echte Überlebende!

Dann schellte der Beerdigungsunternehmer, und Müller hörte ihm geduldig zu, was zu tun sei. Er unterschrieb zahllose Formulare.

Als der Mann ging, gab er Melanie die Klinke in die Hand, die mit Anna-Maria ein wenig verloren vor dem Haus in der Sonne stand.

»Mein kleiner Liebling«, rief seine Mutter übertrieben und ging in die Knie, um die Kleine an ihr Herz zu drücken.

Müller verschwand schnell im Arbeitszimmer seines Vaters, um Vordrucke auszufüllen und gewisse Einzelheiten der Versicherungen seines Vaters abzuklären, mit der Bank zu sprechen, eine Liste all der Leute zusammenzustellen, die eine Todesanzeige zu bekommen hatten. Schnell saß er vor einem Wust an Unterlagen, die er im Minutentakt anders ordnete, durch Telefonate klärte, mit Fragezeichen versah.

Dann meldete sich Krause.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Schlecht«, antwortete Müller.

»Es ist schwierig, mit dem Tod des Vaters umzugehen, weil man plötzlich begreift, wie wenig man gewusst hat.«

»Ja«, sagte er.

»Ich melde mich, wenn ich Sie brauche.«

Müller fühlte sich beengt, er stieß die Türen zum Garten auf und ging auf dem Rasen hin und her.

Das Eichhörnchen, das seit drei Jahren in der hohen Weißtanne hauste, kam am Stamm herunter, lief über den Rasen, stellte sich auf und sah zu ihm hin. Sein Vater hatte es Oswald getauft.

Rechts neben ihm hatte seine Mutter ein großes Beet Kornblumen gepflanzt. Sie hatte jedes Mal darum kämpfen müssen, welche Farbe in welchem Beet vorzuherrschen hatte. Der Vater hatte lächelnd gemeint, sie habe keine Ah-

nung von Landschaftsarchitektur. Sie hatte kläglich erwidert: »Ich dachte doch nur an blühende Blumen.«

Er ging wieder hinein, setzte sich in den Bürostuhl und fand, dass seine Mutter finanziell bestens abgesichert war, dass alles, was er erledigen konnte, auf einem guten Weg war und dass sie jetzt nur zu warten hatten auf das, was man so Beerdigung nannte.

Anna-Maria öffnete die Tür mit einem Knall. Sie wollte etwas sagen, aber Melanie war plötzlich hinter ihr und zischte: »Papa macht etwas Wichtiges, Papa braucht jetzt Ruhe.« Dann schloss sie die Tür geräuschlos.

Müller begann ohne großes Interesse, den Schreibtisch seines Vaters zu durchsuchen. Er fand das Testament in einem verschlossenen Umschlag und öffnete es nicht. Er fand all den Krimskrams, der sich in einem Lehrerleben ansammelt, unendliche Mengen von Kugelschreibern, Füllfederhaltern und Bleistiften und kleine Glasgefäße mit roter Tinte. Er fand eine Menge persönlicher Briefe, Mappen mit Unterlagen über Themen, die seinen Vater gefesselt hatten. Er fand große Mengen von Dias, die der Vater in den Ferien gemacht hatte, eine Reihe von Fotoalben mit meist langweiligen Fotos, die nichts besagten, die nicht einmal irgendeine Besonderheit hatten, die immer nur die Mutter und ihn zeigten. Er fand sehr viele dünne Pappmappen in allen Farben, die irgendwelche schulischen Dokumente und Kopien irgendwelcher Vorgänge enthielten, die todsicher inzwischen ohne jede Bedeutung waren. Es war ein sehr großer Schreibtisch, und er enthielt ein ganzes Leben.

Als er ganz unten rechts im hintersten Winkel der untersten Schublade das dicke Heft mit den farbigen Pornofotos entdeckte, schloss er die Augen und dachte, dass das an Trivialität nicht zu überbieten sei. Er schlug eine Seite auf, die eine Frau zeigte, die breitbeinig zur Kamera saß

und sich mit beiden Händen genussvoll lächelnd die Vulva spreizte.

Eine Sekunde lang überfiel ihn panisch der Gedanke, dass er diese Wichsvorlage seines Vaters schleunigst vernichten sollte. Aber im gleichen Augenblick wusste er, dass seine Mutter dieses Magazin längst gefunden hatte. Er fragte sich verwirrt, weshalb sie es im Schreibtisch gelassen hatte. Damit der Sohn es fand? So viel schien ihm sicher: Er würde sie niemals fragen. Er legte das Heft an die alte Stelle.

Seine Mutter kam herein und sagte: »Wir wollen einen Happen essen.«

»Das ist gut«, antwortete er.

Melanie konnte mit der Trauer anderer Menschen nicht umgehen, weil sie selbst wohl keine empfand. Sie wies ununterbrochen die kleine Anna-Maria zurecht, die lebhaft und aufgedreht wissen wollte, wo der Opa denn jetzt wäre und ob Tod so etwas wie Verschwinden wäre oder so etwas wie weggefahren oder so etwas wie weg sein auf ewig bis nächste Woche.

»Lass sie doch«, sagte Müller. »Sie wird damit klarkommen, wenn wir ihr sagen, dass Tod zum Leben gehört.«

»Es ist so, mein Liebes«, erklärte seine Mutter. »Wir sterben alle einmal, und der Opa ist jetzt für immer fort.«

Anna-Maria weinte und stellte wütend fest: »Das will ich nicht.« Dann war sie verwirrt, stand auf und ging in das Wohnzimmer, um Bilderbücher anzuschauen.

»Sie rafft das einfach nicht«, sagte Melanie seufzend.

»Sie wird es lernen«, entgegnete Müller. »Sie muss es lernen, wir alle müssen das lernen.« Dann wandte er sich an seine Mutter. »Ich bin klar mit allen Unterlagen. Gleich werden die Drucksachen geliefert, wir können sie dann fertig machen und aufgeben.«

»Das mache ich. Ich muss bei einigen ja noch ein paar

zusätzliche Zeilen schreiben. Und du? Musst du nicht in den Dienst?»

»Ich bin in Bereitschaft, ich kann dir helfen. Aber ich möchte auch noch mit Melanie reden. Ich brauche ein paar Sachen aus unserem Haus.«

»Dann macht das jetzt, das ist doch wichtig.« Müllers Mutter lächelte flüchtig und unsicher und ging dann zu dem Kind hinüber.

Müller und Melanie gingen in den Garten auf die Bank unter der Hängebirke.

»Kommst du klar, hast du eine Bleibe?«, fragte sie und sah ihn nicht an.

»Ja, alles klar«, murmelte er. »Ich finde es gut, dass du reden willst.«

Sie sagte kühl: »Das müssen wir wohl. Ich will alles glatt ziehen, damit es keine Missverständnisse gibt. Du willst dich ja wohl schleunigst scheiden lassen.«

»Das will ich nicht«, sagte er verblüfft. »Wie kommst du darauf?«

»Bei Birte war das auch so. Ihr Mann hat gesagt, dass er sich auf Probe trennt, und dann kam nach vier Tagen ein Brief von einem Anwalt.«

»Ich bin aber nicht Birtes Mann«, fauchte er in jähem Ärger.

Sie schwieg eine Weile und stellte dann kühl fest: »So läuft das aber doch immer.«

Es ist ein geschäftlicher Vorgang, dachte er verblüfft. Es ist nichts als eine kleine Akte auf dem Schreibtisch, die man abarbeitet. Sie will nicht um uns kämpfen, sie will nur sich selbst ordnen, aufstellen für ein neues Leben.

»Was willst du?«, fragte er.

»Ich will nur sagen, dass ich alles bedacht habe. Ich habe

auch schon ausgerechnet, was du für Anna-Maria monatlich zahlen musst. Und ich habe rumtelefoniert, weil ich ausziehen will und woanders eine günstige Wohnung für uns finden muss. Das Haus ist mir zu teuer und zu groß. Ich brauche das nicht. Ich habe alles aufgeschrieben. Wo soll ich es hinschicken?»

»Schick es hierher.«

»Damit deine Mutter es liest?«

»Sie weiß es schon, also kann sie es auch lesen.«

Sie ordnet, sie zieht glatt, sie macht eine Bilanz und steigt in die neue Phase ein, dachte Müller. So einfach ist das.

»Ich habe noch jede Menge Sachen im Haus. Einiges davon brauche ich«, sagte er mit trockenem Mund.

»Ja, gut. Ich stell dir das zusammen, und dann kannst du es abholen.«

»Wie ist das mit Anna-Maria? Ich möchte sie sehen. Wenigstens einmal pro Woche.«

»Sicher kannst du sie sehen. Wenn du in der Stadt bist. Das lässt sich einfach regeln. Wir telefonieren, und dann kannst du kommen und sie sehen.« Ihr Gesicht war weiß und voller Kanten.

»Du meinst, ich komme zu dir und sehe sie? Ich darf nicht mit ihr spazieren gehen oder so?«

»Spazieren gehen ist auch möglich. Sicher.«

Er wollte nicht mehr mit ihr reden, er hielt die Kälte nicht aus. Er sagte: »Ich gebe dir meine Telefonnummer, damit du mich erreichen kannst.«

»Ja, gut.« Dann wurde Melanie plötzlich wütend. »Ich will weg von diesem Haus. Deine Mutter behandelt mich, als wäre ich eine Schlampe. Und dann wollte ich nur noch sagen, dass ich nicht frigide bin, wie du anscheinend annimmst. Also, das bin ich einfach nicht, und du solltest das auch nicht bei deinen Kolleginnen und Kollegen rumerzäh-

len, was Männer ja wohl immer tun. Ich hatte was mit Strothmann, dem vom Controlling, drei, vier Monate lang, fast jeden Donnerstagnachmittag, weil das terminlich gut hinkam. Ich bin ja schließlich nicht aus Eis. Nur, dass du das weißt. Und es hat mir nicht Leid getan.« Plötzlich weinte sie und sagte heftig: »Du bist ein unbeschreibliches Riesenarschloch, du hast mich total allein gelassen.« Sie stand auf und ging mit schnellen Schritten ins Haus.

Müller blieb lange Zeit sitzen, war wie betäubt. Endlich begann er zu lachen. Zuerst war es ein Glucksen, dann ein hohes Kichern, schließlich lachte er schallend und beugte sich dabei weit vor. Irgendwann weinte er, und er konnte gar nicht aufhören damit.

Auf einmal saß seine Mutter neben ihm auf der Bank, legte ihm einen Arm um die Schultern und sagte: »Ach, mein Junge, das wird schon wieder werden. Das Leben geht doch weiter, das Leben hört doch nicht auf. Ich glaube, es ist das Beste, ich schlage dir ein paar Eier in die Pfanne.«

Unvermittelt setzte sie wütend hinzu: »Vielleicht ist es ja besser so, wenn Melanie woanders lebt. Du weißt, dass Papa nie begeistert von ihr war. Vielleicht ist es besser. Und Anna-Maria ist ja nicht verloren.«

Sie gingen in das Haus zurück, und wenig später kam ein Bote mit den Drucksachen. Sie setzten sich an den Küchentisch und machten sich an die Arbeit.

Irgendwann schaute er auf die Uhr, es war 15.20 Uhr. Er fragte sich, was Karen tun mochte, er sehnte sich nach ihrer Stimme, ging in den Garten und rief sie an.

»Hier ist Karl«, sagte er langsam. »Ich will nur wissen, wie es dir geht.«

»Ich denke an dich. Den ganzen Tag schon. Wo steckst du?«

»Im Haus meiner Eltern. Mein Vater ist heute Morgen gestorben.« Ihre Stimme tat ihm gut, sie machte ihn ruhig.
»Oh, das ist schlimm.«

»Ja. Wie lief es bei dir?«

»Ich wollte gar nicht arbeiten, keine Leute treffen, ich war nicht richtig bei der Sache. Ich habe so gedacht ... Aber hör mal, das interessiert dich doch jetzt gar nicht. Du hast doch weiß Gott andere Sorgen.«

»Ich rufe dich an, weil ich deine Stimme brauche.«

Eine Weile schwiegen sie.

»Das ist schön«, sagte sie leise. »Du sagst schöne Sachen so behutsam. Ich kann mir aussuchen, ob ich sie mag oder nicht. Weinst du?«

»Ich habe geweint, ja. Jetzt verwalte ich seinen Tod, jetzt kann ich ausweichen. Hast du schon jemanden verloren?«

»Ja, meine Mutter. Das war ganz schlimm. Wir hatten gerade beschlossen, dass sie mit mir in Frankfurt leben sollte. Sie fiel einfach um und war tot. Wir führten oft eine Art Zickenkrieg, und der fehlt mir jetzt.« Sie lachte ganz sanft.

»Und wohin verschwand Herr Swoboda?«

»Nach Australien. Er fand eine Witwe mit viel Geld.«

»Hast du ihn ausgehalten?«

»Ja, schon. Er liebte die Börse und behauptete jeden Tag, er werde am Abend ein reicher Mann sein. Und ich verdiente die Kohle, die wir brauchten, um die Miete zu zahlen.«

Müller riskierte die Frage: »Gibt es denn einen Lebensgefährten?«

»Gibt es nicht. Spätestens nach einem Monat wollen mir alle ins Geschäft reden, wissen alles besser. Einer wollte sofort mein Geschäftsführer werden, und ein anderer sagte mir nach zweiundsiebzig Stunden, mein Wissen sei schon sehr beschränkt für eine eigene geschäftliche Existenz. Und sie alle nahmen mein Geld.«

»Sie haben dich ausgenützt, oder?«

»Allerdings.« Karen lachte. »Glaubst du, du kannst heute Abend vorbeikommen?«

»Ja, irgendwie wird das gehen. Ich rufe dich an.«

Er unterbrach die Verbindung und wollte ins Haus gehen, als Krause sich meldete.

»Ich weiß, es ist nahezu zynisch. Aber ich brauche Sie eine halbe Stunde. Wir haben etwas Merkwürdiges entdeckt.«

»Ich werde gern abgelenkt, das ist schon in Ordnung«, erwiderte er.

Es war wie eine Wiederholung. Krause, wie immer gemütlich wirkend, an seinem Schreibtisch, hinter ihm Goldhändchen mit der Fernbedienung, auf der anderen Seite des Tisches Willi Sowinski.

Sie standen alle drei auf und gaben ihm die Hand. Sie murmelten: »Mein Beileid«, und Müller wollte dem verlegen ausweichen und sagte: »Es ist schon gut.«

»Wir haben etwas, was Sie erstaunen wird«, sagte Krause. »Aber Sie müssen es wissen, damit wir möglicherweise in dieser Sache weiterkommen. Hatte Achmed jemals Verbindung zu Russen?«

»Nein«, antwortete Müller. »Klar, Russen sind in Syrien, vor allem in Verbindung mit Waffenlieferungen. Auch russische Agenten sind im Lande. Aber Achmed selbst und Russen? Nie.«

»Was ist mit diesem Onkel Hussein?«, fragte Willi Sowinski.

Müller überlegte einen Augenblick. »Onkel Hussein ist ein Strippenzieher mit dem Segen von ganz oben. Ich gehe

davon aus, dass er Russen kennt, Verbindungen zu ihnen hat. Aber Achmed hat niemals einen bestimmten Russen erwähnt. Daran würde ich mich erinnern.«

»Dann passen Sie jetzt mal gut auf«, sagte Krause. »Was Sie sehen, ist ein Fußgängerüberweg am Europacenter, an der Gedächtniskirche.«

»Polizeikamera?«, fragte Müller.

»Ja«, nickte Goldhändchen. »Aufgenommen heute Mittag, vierzehn Uhr fünfzig.«

Es war ein Schwarzweißvideo. Achmed war gut zu sehen in der ersten Reihe der Fußgänger, die auf Grün warteten. Dann gingen sie los. Nach einem Schritt schon drehte Achmed sich um und verharrte eine Sekunde. Links und rechts von ihm tauchten junge Männer auf, mit denen er lebhaft und offensichtlich freundschaftlich sprach. Dann drehte er den Kopf und redete zu zwei weiteren jungen Männern, die hinter ihm gingen.

»Stopp! Stehen lassen!«, sagte Krause.

Das Bild stand.

Offensichtlich waren die fünf jungen Leute gut gelaunt, sie lachten über irgendetwas. Achmed trug Jeans, Sportschuhe und ein einfaches weißes T-Shirt ohne Aufdruck. Die Kleidung der anderen Männer war ähnlich einfach. Allerdings fiel bei ihnen auf, dass sie schwere Halsketten trugen.

»Kenne ich nicht«, sagte Müller. »Keinen von ihnen. Nie gesehen.«

»Das glaube ich«, entgegnete Sowinski.

»Es sind Russen«, erklärte Krause. »Aber ganz besondere Russen. Es sind Mitglieder der Dolgoprudnenskaya-Gruppe. Nennen wir sie Dolgos, damit wir uns nicht die Zungen zerbrechen. Prostitution, Drogenhandel, Auftragsmorde, Raubüberfälle. Die Gruppe ist groß. Man schätzt sie insgesamt auf mehr als zweihundert Mitglieder, und sie ist be-

kannt für besonders brutales Vorgehen. Ihr Auslandssitz Nummer eins ist Berlin.«

Eine Weile sagte niemand etwas.

»Das verwirrt mich«, kommentierte Müller. »Nein, es überwältigt mich. Achmed war für mich niemals ein Gesetzesbrecher. Was er mit diesen Leuten zu tun hat, verstehe ich nicht.«

»Nehmen wir mal Bargeld an«, bemerkte Sowinski trocken.

»Also, jemand besorgt Achmed ein gefälschtes Visum und lässt ihn über Kairo nach Berlin fliegen. Und hier bringt er ihn zusammen mit einer Hand voll der schärfsten Gangster, die man sich vorstellen kann. Lieber Karl Müller, was fällt Ihnen dazu ein?« Krause drehte seinen Stuhl leicht hin und her.

»Nichts«, antwortete Müller.

Sowinski sah ihn eindringlich an, lächelte kurz und stellte fest: »Das ist unter diesen Umständen zu akzeptieren.«

»Ich habe aber Fragen«, sagte Müller. »Ich wiederhole die Frage, wie denn Achmed von Damaskus nach Kairo gekommen ist. Und ich habe die Frage, ob man über die Dolgos die Frage klären könnte, wo zum Teufel Achmed in Berlin untergekröchen ist.«

»Frage eins können wir immer noch nicht beantworten. Unserer Meinung nach muss Achmed auf privatem Weg nach Kairo gekommen sein. Sprich: mit einer privaten Maschine. Wir haben vier Leute dran, zwei in Damaskus, zwei in Kairo, und wir beten, dass sie etwas finden.« Krause gab seinem Stuhl einen kleinen Kick nach hinten und faltete die Hände über dem Bauch. »Frage zwei. Die Dolgos sind Profis. Natürlich haben sie zum Teil hier in Berlin ihre Familien, ihre Restaurants, ihre Kneipen. Aber die haben sie nur, wenn sie auf einen Einsatz warten. Sind sie auf einem Einsatz, halten sie sich komplett fern von diesen fixen Statio-

nen. Die vier Männer, die um Achmed herum zu sehen waren, sind außerdem vor drei Tagen noch in Moskau gewesen. Das hat unsere befreundete Bruderschaft eindeutig festgestellt. Das heißt: Sie sind von dort aus hierher in Marsch gesetzt worden, um irgendeine Sache zu drehen. Aber wir haben nicht die geringste Vorstellung, welche Sache das sein könnte. Und Sie, mein lieber Müller, müssen anscheinend von dem Gedanken Abstand nehmen, dass Achmed sauber spielt. Ich bin Sowinskis Ansicht: Achmed wurde gekauft. Aber: von wem und weswegen?»

Das grüne Telefon auf dem Tisch summt leise. Krause nahm ab, hörte zu und reichte dann den Hörer an Goldhändchen weiter: »Ihre Forschungsabteilung.«

»Ja«, sagte Goldhändchen. Dann bekam er kugelrunde Augen, beugte sich weit vor und sagte zischend: »Mitschneiden, mitschneiden! Und die Übersetzung, sofort!« Er reichte den Hörer zurück und erklärte: »Al-Dschasira sendet gerade ein Video. Sie behaupten, irgendwo in Deutschland wurde zugeschlagen. Ich muss das sehen.« Er drehte sich um und verschwand.

Eine Weile herrschte Schweigen, dann meinte Krause nachdenklich: »Ich habe den Eindruck, wir schliddern gerade in eine Krisensituation.« Er wandte sich an Müller: »Wenn Sie noch eine halbe Stunde erübrigen könnten, wäre das gut.«

Sowinski stand auf und bewegte sich zur Tür hin. »In Deutschland zuschlagen? Al-Dschasira? Ich kontaktiere mal die Bruderschaft der Gesetzeshüter.« Dann war auch er verschwunden.

»Ich bin in meinem Büro«, erklärte Müller. »Ich wäre nur dankbar, wenn ich so schnell wie möglich zu meiner Mutter zurückkehren dürfte. Sie ist jetzt so allein, und eigentlich kann ich das nicht verantworten.«

»Wir machen es anders«, sagte Krause. »Sie gehen heim und stehen Ihrer Mutter bei. Sie haben ja Recht, Junge. Und ich werde Sie über alles informieren, was hier aufläuft. Ist das gut so?«

»Ja, danke«, sagte Müller. In der Tür drehte er sich und fragte: »Soll das etwa heißen, dass diese Dinge zusammenhängen?«

»Lasset uns beten«, antwortete Krause und hielt den Kopf gesenkt, als bete er wirklich.

Es hatte leicht zu regnen begonnen, ein Sommerregen, der warm und sanft war.

Seine Mutter saß am Schreibtisch seines Vaters und hatte das Testament vor sich liegen.

»Schön, dass du kommst, Junge. Willst du es lesen?«

»Nein«, sagte er. »Vielleicht später einmal. Entschuldigung, dass ich manchmal ein paar Stunden in den Dienst muss, aber es geht nicht anders.«

»Das verstehe ich schon. Wir haben einen Termin für die Beerdigung. Übermorgen um elf. Was meinst du, würde er Orgelmusik wollen?«

»Das denke ich schon«, antwortete er. »Was ist mit dem Chor seiner Schule?«

»Ich weiß nicht, ob ich seine Kolleginnen und Kollegen wiedersehen will. Aber ich kann es ja nicht vermeiden, ein paar werden wohl kommen. Und dann ist da diese Trulla, diese junge Germanistin. Mit der hatte er mal was. Also, ich weiß ja nicht, wie weit das ging, aber das ist ja auch egal.«

»Hatte er was?«, fragte Müller verblüfft.

»Ja, ja, ich hab so getan, als würde ich nichts merken. Und er war dreißig Jahre älter, das muss man sich mal vorstellen. Und er rannte mit ihr durch den Park und hielt

Händchen.« Sie stand auf. »Ich glaube, ich mache uns einen Kaffee. Und? Was hat Melanie gesagt?«

»Dass wir uns erst einmal trennen und abwarten wollen«, antwortete er. »Sie hat keine feste Vorstellung, aber sie hat schon ausgerechnet, was ich monatlich bezahlen muss.«

»Ach, du lieber Gott, ein Rosenkrieg, die Frau Banker«, murmelte sie und ging hinaus. Dann sagte sie laut aus der Küche: »Ich habe dir oben das Bett gemacht. Dann brauchst du nicht in deine neue Behausung. Was ist eigentlich eine Einraumwohnung genau?«

»Etwas Praktisches«, antwortete er.

Dann meldete sich sein Handy.

Krause sagte: »Wir haben eine echte Krise. Und weil sie mit Achmed in Verbindung stehen könnte, brauche ich Sie. Darf ich mit Ihrer Mutter reden?«

»Aber ja«, sagte er hastig und reichte den Hörer weiter.

»Ja, bitte, Müller«, sagte sie förmlich. Dann hörte sie zu und nickte sehr heftig. »Natürlich, wenn es so ist, wie Sie sagen. Er will dich noch mal, Junge.«

»Kommen Sie bitte rein«, sagte Krause. »Sie sind der Einzige, der Achmed riechen kann.«

Es war 16.55 Uhr.

Krause hatte in den Konferenzraum gebeten, weil zwölf Frauen und Männer teilnehmen mussten. Müller kam zuletzt, als alle schon saßen.

»Ging nicht schneller«, erklärte er und lächelte flüchtig in die Runde.

Willi Sowinski lächelte zurück, Goldhändchen auch. Krause nickte ihm zu und presste dabei seine Lippen auf-

einander, weil es ihm sicher peinlich war, Müller zurückgeholt zu haben.

»Meine Damen und Herren«, begann Krause, »ich fürchte, wir haben eine Krisensituation, die unseren Dienst zunächst nur indirekt betrifft. Betroffen sind der Generalbundesanwalt, der Verfassungsschutz, das Bundeskriminalamt, das Landeskriminalamt Berlin und selbstverständlich das Bundesinnenministerium sowie die neue Behörde für Terrorismusbekämpfung. Ich habe Sie zusammengerufen, weil Sie auf Ihren jeweiligen Sektoren über große Erfahrung und Wissen verfügen. Ich denke, wir leben gegenwärtig in einer Bedrohungssituation, über deren Ausmaß wir wenig wissen. Heute ist in den Mittagsstunden ein Spezialtransporter einer Berliner Firma überfallen worden. Die beiden Fahrer transportierten vier Pakete mit radioaktivem Kobalt, Kobalt 60 genannt. Der Stoff war für Kliniken in Berlin bestimmt. Er ist zur Bestrahlung von Krebspatienten vorgesehen. Darf ich die Technik bitten, den Raub dieses Materials, soweit bekannt, zu beschreiben.«

Eine blasse, etwa vierzigjährige Frau mit langen blonden Haaren und einer randlosen Brille lächelte nervös, nickte dann und sah auf ein Blatt mit Notizen hinunter. In knappen Worten schilderte sie den Überfall. Sie fuhr fort: »Ich bin gebeten worden, mich auf die mögliche Technik dieses Raubes zu konzentrieren. Der Transporter war GPS-überwacht, die Handys der Fahrer direkt mit der Zentrale ihrer Firma in Berlin verbunden. Diese Zentrale allein konnte den Laderaum des Kleinlasters öffnen und schließen. Wir denken, dass der Raub mit einem so genannten EMI begann, einem elektromagnetischen Impuls. Beide Fahrer haben in einem ersten Verhör betont, dass ein maskierter Mann mit einer Art Waffe auf den Wagen gezielt hat. Wahrscheinlich handelte es sich um eine bei der Poli-

zei benutzte Radarpistole. Sie sendet bei höchster Leistung einen starken elektromagnetischen Impuls aus, der das GPS gewissermaßen tötet und zugleich die Handys gebrauchsunfähig macht. Aber diese massive Störung kann ich mit einem EMI nur für einige Minuten aufrechterhalten. Anschließend muss ich damit rechnen, dass die zentrale elektronische Steuerung des gesamten Systems, die bei der Zentrale der Firma hier in Berlin ihren Sitz hat, diese Funktionen wieder aufbaut, also das GPS neu startet und die Handys wieder gebrauchsfähig macht. Genau das ist aber nicht passiert. Das heißt, dass sämtliche Türsicherungen des Kleinlasters auf null gefahren wurden, dass also sowohl das Fahrerhaus wie die Ladefläche zugänglich waren und unbegrenzt zugänglich blieben. Der Kleinlaster hatte zusätzlich eine ganz normale Funkeinrichtung an Bord. Die Antenne des Gerätes wurde bei Stillstand des Kleinlasters sofort abgebrochen. Die Täter haben sich also nicht allein auf den elektromagnetischen Impuls verlassen. Sie müssen außerdem auf uns unbekannten Wegen an die exakte Bandbreite des GPS-Signals herangekommen sein. Ebenso auf die stehenden Leitungen der Handys zur Zentrale des Spediteurs. Das kann unserer Ansicht nach nur erreicht werden, wenn jemand zum Beispiel mit einem Computer und den nötigen Kenntnissen dafür sorgt, dass die Sicherheitssysteme gestört bleiben. Ich verweise hier auf eine grundsätzliche Tatsache: Elektronische Verbindungen können tatsächlich auf null gefahren werden. Polizeibeamte haben noch eine Stunde nach dem Raub festgestellt, dass sowohl das GPS wie auch die beiden Handys der Fahrer nicht funktionierten. Zusätzlich ist festgestellt worden, dass die Bundesstraße 321, auf der der Raub vonstatten ging, in beiden Richtungen abgesperrt wurde. Angeblich von Männern, die Polizeiuniformen trugen, aber keine Polizisten waren. Die

Schnelligkeit des Raubes, wir veranschlagen etwa vier Minuten und dreißig Sekunden, deutet auf eine präzise Planung hin. Beide Fahrer wurden zuerst besinnungslos geschlagen und anschließend mit einem Schuss durch die rechte Kniekehle bewegungsunfähig gemacht. Das hatte Hinrichtungscharakter und deutet auf eine ungeheure Brutalität hin. Beendet wurde der Überfall gegen elf Uhr achtunddreißig. Sämtliche verwendeten Autos der Gangster waren vorher gestohlen worden. Die vier Kisten mit dem Kobalt 60 sind seitdem spurlos verschwunden. Vom Fluchtfahrzeug der Gangster ist nichts bekannt.«

»Danke«, sagte Krause. »Natürlich fragen Sie sich, warum wir hier über diesen Fall sprechen, der doch eindeutig in die Verantwortlichkeit der Polizei und des Verfassungsschutzes fällt. Nun, wir halten die Möglichkeit für gegeben, dass eine bestimmte menschliche Quelle aus dem Nahen Osten bei diesem Überfall beteiligt war. Diese Quelle ist uns verloren gegangen und wenig später hier in Berlin eindeutig identifiziert worden. Es handelt sich um einen Mann mit außergewöhnlichen Fähigkeiten auf dem Sektor der elektronischen Medien. Er könnte auf der Bundesstraße 321 einen Laptop bedient haben. Ich lasse jetzt ein Bild dieses Mannes verteilen und bitte Sie, alle in Ihren Möglichkeiten stehenden Informationen einzuholen, um ihn zu identifizieren. Wir nennen diesen Mann jetzt Achmed. Seit etwa einer Stunde wissen wir, auf welchem Wege dieser Mann hierher nach Berlin gekommen sein könnte. Er wurde möglicherweise vom deutschen Kaufmann Helmut Breidscheid in einer Privatmaschine von Damaskus nach Kairo gebracht, dort mit einem gefälschten Visum ausgestattet und ist dann mit einer normalen Linienmaschine weiter nach Berlin geflogen. Das bedeutet nicht, dass dieser Breidscheid irgendetwas mit diesem Raub zu tun hat, aber aus-

zuschließen ist diese Möglichkeit nicht, wenngleich wir bisher keine Motivation sehen. Ihre zweite Zielperson heißt also Breidscheid. Ferner muss ich darauf hinweisen, dass Achmed zusammen mit Mitgliedern der russischen Dolgoprudnenskaya-Gruppe gesichtet wurde.« Krause lächelte ein wenig resigniert. »Es kommt, meine Damen und Herren, etwas hinzu, was uns veranlasste, diese kleine Zusammenkunft zu arrangieren. Wir können alle Umstände dieser Begebenheiten kaum in Ruhe diskutieren und nach möglichen Folgerungen suchen, denn der Raub des radioaktiven Materials wird spätestens gegen Abend im deutschen Fernsehen in den Nachrichten zu sehen sein. Das hat damit zu tun, dass ein hoher Polizeioffizier kurz nach dem Raub des radioaktiven Materials auf der Bundesstraße 321 dort eintraf und daraus durchaus logische Schlussfolgerungen zog. Er sagte sich: Wenn die Räuber nicht genau wissen, was sie da geraubt haben, muss man sie sofort warnen, sonst sind sie wegen der Strahlung alle Todeskandidaten. Wenn sie aber diesen Raub gut geplant und durchgezogen haben, wenn sie also wissen, dass sie einen hoch radioaktiven Stoff geraubt haben, muss die Öffentlichkeit sofort davon unterrichtet werden, denn mithilfe eines solchen Stoffes kann man eine ganze Landschaft ins Unglück stürzen. Ich will hier nicht versäumen anzufügen, dass dieser Polizist seit den Mittagsstunden des heutigen Tages massive persönliche Schwierigkeiten hat und seine Karriere wohl beendet ist, denn er hat erstens nicht seine Vorgesetzten informiert und zweitens nicht die zuständige Pressestelle der Polizei. Er hat zusätzlich noch etwas veranlasst: Er kennt eine Reporterin der ARD, die im Wesentlichen für den NDR arbeitet, und hat dieser Frau sofort gesagt, was geschehen ist. Es kam also ein Fernsehteam zum Ort des Überfalls. Es kommt noch etwas hinzu: Gegen fünfzehn Uhr

mitteleuropäischer Zeit hat der arabische Fernsehsender Al-Dschasira ein Video ausgestrahlt, auf dem vier vermummte Krieger in arabischer Sprache mitteilen, dass sie in Deutschland zugeschlagen haben und die Unterdrückung des Islam mit allen Mitteln bekämpfen werden, auch in dem von den USA abhängigen Deutschland. In diesem Video sieht man eine Szene, die nur auf der Bundesstraße 321 gefilmt worden sein kann. Wir dürften also, meine Damen und Herren, in wenigen Stunden eine äußerst unschöne Krisensituation haben. Ich habe Sie zusammenkommen lassen, weil ich denke, dass möglicherweise jeder von Ihnen im eigenen Fachbereich etwas zur Klärung beitragen kann. Wir haben nicht die geringste Vorstellung, was die Täter mit dem radioaktiven Kobalt vorhaben, wir wissen nur: Es sollte uns stark beunruhigen. Alle wichtigen Hinweise bitte direkt an mich. Ich danke Ihnen.«

Es gab Stühlerücken, gedämpfte Gespräche, die meisten Teilnehmer verließen den Raum schweigend.

Müller blieb sitzen, weil er durch das Gehörte verwirrt war, weil das alles zu dem Achmed, den er kannte, nicht zu passen schien, weil es unvorstellbar war, dass Achmed auf einer deutschen Bundesstraße mit ungeheurer Brutalität einen tödlichen Stoff geraubt haben sollte.

Er sah zu Krause hinüber und sagte dumpf: »Das alles will mir nicht in den Kopf. Das passt nicht zu meinem Achmed, das ist ein anderer Achmed.«

Willi Sowinski lächelte. »Ich habe schon einmal auf Bargeld verwiesen. Wir sollten das nicht außer Acht lassen.«

Sie waren jetzt allein.

»Kann es denn nicht sein, dass diese Gangster das radioaktive Zeug geklaut haben, um es schlicht wieder zu verkaufen?«, fragte Müller.

»Damit wären wir beim Bargeld«, sagte Sowinski.

»Natürlich kann so etwas hinter dem Raub stecken«, sagte Krause. »Ich habe mich einmal schlau gemacht, was die wirtschaftliche Seite der Sache angeht. Kliniken, in denen Tumore bestrahlt werden, erhalten dieses Kobalt 60 in verschiedenen Formen. Generell sind es tennisballgroße Klumpen des Metalls oder aber winzige Kügelchen etwa von der Größe, wie wir sie bei Süßstofftabletten finden. Das Teuflische für den Laien ist, dass die winzigen Kügelchen exakt die gleiche Strahlkraft haben wie die Tennisbälle. Verschiedene Bestrahlungsgeräte erfordern unterschiedliche Massen des Metalls. Im Grunde ist der Bestrahlungsvorgang einfach: Das Kobalt 60 wird in eine riesige, massive Bleihülle gepackt. Diese Hülle hat ein einziges, winziges Loch. Das Loch wird auf den zu tötenden Tumor gerichtet, um möglichst wenig gesundes Gewebe zu zerstören. Ein Kügelchen von der Größe einer Süßstofftablette kostet ungefähr vierhundert Euro, misst vier bis sechs Millimeter im Durchmesser und wiegt fünf Gramm. Hochgerechnet auf unsere vier Tennisbälle, die geraubt wurden, bedeutet das, die Räuber haben Kobalt 60 im Wert von rund hundertsechzigtausend Euro erbeutet. Aus dieser Sicht also eine wirklich lohnende Sache. Aber mich überzeugt die wirtschaftliche Motivation nicht. Denn gerade in diesem Fall taucht sofort die Frage auf, warum man dann einen Syrer unter so komplizierten Bedingungen nach Berlin holt. Mir verrät das eine weitergehende Planung. Hat Achmed eigentlich Ahnung von Physik, von Chemie, von Nuklearwissenschaften?«

»Hat er«, bestätigte Müller dumpf. »Er interessiert sich grundsätzlich für Naturwissenschaften, der Kerl hat alles drauf, was man sich wünscht. Er hat mir mal in zwanzig Minuten Einstein erklärt, und er war dabei so begeistert, dass er wirkte, als habe er die allgemeine Relativitätstheorie

gerade neu erfunden. Er begründete es so: Meine Söhne werden mir Fragen stellen, und ich will niemals antworten müssen, dass ich keine Ahnung habe. Ob er über Kenntnis verfügt, die radioaktive Stoffe betreffen, weiß ich nicht.«

»Aber es wäre sehr gut, wenn wir es genauer wüssten«, sagte Krause. »Und jetzt taucht die Frage auf, was die Gangster noch alles mit dem Kobalt 60 anstellen können.«

»Sie können erpressen«, sagte Müller schnell. »Politisch erpressen. Sie sind Terroristen.«

»Sie können eine schmutzige Bombe bauen«, fügte Sowinski hinzu. »Vor Jahren schon stand im britischen *Independent*, dass Nuklearwissenschaftler befürchten, Terroristen könnten radioaktive Stoffe auf eine herkömmliche Sprengladung packen und sie hochgehen lassen. Zum Beispiel Cäsium 137, das ebenfalls zur Bestrahlung benutzt wird, das aber im Vergleich zu Kobalt 60 ein geradezu harmloser Stoff ist. Da gab es üble Zwischenfälle sowohl in den USA als auch in den ehemaligen sowjetischen Staaten. Bei Kobalt 60 haben wir es mit harter Gammastrahlung zu tun.«

»Wie wirkt diese Strahlung?«, fragte Krause.

»Na ja«, antwortete der Leiter Operative Sicherheit, »mein Wissen ist nicht gerade umfassend. Aber diese Gammastrahlung wirkt genau so, wie Krebspatienten es schildern. Diese Leute kotzen sich buchstäblich die Seele aus dem Leib, die Haare fallen ihnen aus, der Zustand verschlechtert sich immer mehr. Eine Überdosis führt schnell zum Tod. Genau das ist den Opfern von Tschernobyl passiert, die den GAU nur um Stunden überlebt haben.«

»Das würde Achmed nie tun«, sagte Müller wütend.

»Verdammt noch mal!«, fuhr Krause hoch. »Sie müssen doch endlich zur Kenntnis nehmen, dass Achmed möglicherweise einen Weg geht, der vor zwei Tagen noch unvor-

stellbar war. Auf jeden Fall traf er hier in Berlin auf Mitglieder der Dolgos. Das sind harte russische Gangster, und niemals hätten Sie Achmed damit in Verbindung gebracht. Irgendetwas ist passiert, und wir wissen immer noch nicht genau, was. Aber wir müssen es herausfinden. Unser Präsident wird so sicher wie das Amen in der Kirche ins Bundeskanzleramt gerufen und muss Auskunft geben. Und wir müssen ihm die Fakten beschaffen und können nicht sagen: Das hätten wir uns bei Achmed nicht träumen lassen.« Er stand auf, ging an das große Fenster und starrte hinaus.

»Sie werden jetzt in die Charité fahren, mein Lieber. Beide Fahrer sind dorthin geflogen worden und warten auf die großen Operationen. Ich weiß nicht, ob sie überhaupt bei Bewusstsein sind, ich weiß nur, dass einer von ihnen von einem kleinen schmalen Mann mit einem Laptop gesprochen hat. Und dieser eine heißt Stahlmann und hat möglicherweise Achmed beschrieben. Niemand weiß, dass die Fahrer hier in Berlin sind, niemand darf das wissen. Ich ebne Ihnen den Weg.« Er zuckte hilflos die Achseln. »Ich weiß, dass es nahezu geschmacklos ist, Sie in dieser Situation um so etwas zu bitten, aber ich habe keine andere Wahl.«

»Das geht schon in Ordnung«, sagte der brave Soldat Müller.

Zwischenspiel

Die Scheune hatte eine ideale Lage. Sie war in eine Geländefalte gebaut worden und von keiner Seite aus zu sehen, weder von den Feldwegen her noch von den Landstraßen. Es kam hinzu, dass auf dem oberen Rand der Falte Weidendickicht stand und auf dem unteren Stück, dicht vor den Schwemmsteinmauern, Pappeln. Niemand käme auf die Idee, hier eine Scheune zu suchen.

Pjotr hatte das bei einem kurzen Besuch vor vier Wochen festgestellt und mit Freude vermerkt, dass unmittelbar neben der Scheune eine normale Elektroleitung an altertümlichen Holzmasten entlangführte. Sie hatten also kostenlosen Strom, und im Grunde war das alles, was sie brauchten.

Vor unliebsamen Besuchern brauchten sie keine Angst zu haben, denn die Scheune, das hatte Pjotr aus zahllosen Kleinigkeiten herausgefiltert, war seit Jahren nicht mehr in Betrieb, war nur die Müllhalde für alte, unbrauchbare Eggen, Saatmaschinen und Walzen, die seit Jahren vor sich hinrosteten. Niemand kam hierher.

Und noch etwas hatte ihnen ein unbekannter Bauer hinterlassen: eine Werkbank mit einem alten, noch funktionierenden Schraubstock.

»Also, Leute«, sagte Pjotr. »Erst werden wir in Ruhe essen, und dann ist Dimitri dran. Und dann unser Freund aus Damaskus.« Der Höflichkeit halber übersetzte er ins Englische, was er gerade auf Russisch gesagt hatte.

Achmed nickte. »Okay, okay. Also, erst mal essen.«

Er war blass und fahrig, er hatte sein Lachen verloren, sein Blick wirkte gehetzt.

Er hatte Pjotr auf der Bundesstraße 321 entsetzt ange-

schrien: »Warum, zum Teufel, schießt ihr den beiden die Knie kaputt? Das ist doch eine Schweinerei!«

Pjotr hatte ruhig reagiert. »Das Leben ist nicht immer schön.«

»Warum habt ihr sie nicht gleich in den Kopf geschossen?«, hatte Achmed gebrüllt.

Pjotr hatte ihn lange angeschaut und dann gelassen geantwortet: »So dürfen sie weiterleben.«

Seitdem herrschte große Anspannung.

Die Gruppe der vier Russen hatte sich unterwegs Konserven mit Eintopf gekauft, die sie sich auf einem alten, mitgebrachten Zwei-Platten-Kocher erhitzten und dann gleich aus der Dose löffelten. Sie waren genügsame, schweisgsame Männer, die Achmed zuweilen ironisch angrinsten, wenn sie ihn ansahen.

Es war eine eindeutige Botschaft: Sie verachteten den kleinen Mann aus Damaskus.

Achmed hatte sich ein Glas grüne Oliven gekauft, dazu ein Baguette. Er hatte keinen Hunger, aß nur, weil die anderen aßen und damit seine Hände etwas zu tun hatten.

Die Scheune roch gut nach Heu und Stroh, und der Geruch erinnerte Achmed an den Sommer, den er als kleiner Junge bei einem Verwandten im Hochland zugebracht hatte, einem Schafhirten. Er erinnerte sich, dass er sich mitten in der Schafherde auf den Rücken ins Gras gelegt hatte und die weichen Nasen der Tiere überall an seinem Körper gespürt hatte.

Diese Entspanntheit war unvorstellbar weit weg.

Der Kleinlaster im dämmrigen Hintergrund der Scheune schien ihm wie ein düsteres Höllengefährte.

Sie hatten zu fünft in den Sitzen gehockt, zwischen ihnen die Pakete mit dem radioaktiven Stoff. Drei Stunden lang waren sie um den Norden Berlins herumgefahren und schließlich hier am Arsch der Welt gelandet.

Achmed wusste nicht, ob hier ein Dorf in der Nähe war oder eine kleine Stadt oder ob er kilometerweit von jeder menschlichen Siedlung entfernt war.

Die Männer hatten ihren Einsatz auf der Bundesstraße bei Parchim nicht kommentiert, hatten nicht einmal Witze darüber gemacht. Wahrscheinlich war es für sie alle nichts anderes gewesen als ein Einsatz, den man kühl hinter sich zu bringen hatte und der es nicht wert war, sich damit zu brüsten.

Darüber hinaus war die Sache wie ein oft geübtes Spiel abgelaufen, wie etwas, was man vorher lange durchdacht hatte, was ganz einfach zu bewerkstelligen war: schnell und brutal. Achmed erinnerte sich, dass merkwürdigerweise auf dieser Straße kein anderes Auto vorbeigekommen war.

Pjotr hatte es später während der Fahrt erklärt: »Eine andere Gruppe hat die Straße gesperrt. So sieht eben gute Logistik aus, wenn Russen dahinter stecken.« Dann hatte er beinahe verzückt hinzugesetzt: »Und sie kannten niemanden von uns.«

Jedes Mal, wenn Achmed die Augen schloss, hörte er die Schreie der Männer, denen in das Knie geschossen worden war. Die Schreie waren in ein Winseln übergegangen, so als fehle den Verwundeten die Luft.

Vom gutmütigen, großen Dimitri, der selten etwas sagte, nur immer vor sich hin lächelte, als sei das Leben eine wonnige Angelegenheit, hatte Achmed erfahren: Jeder dieser Männer hatte zehntausend US-Dollar in bar erhalten. Mit Ausnahme von Pjotr selbstverständlich, den Dimitri auf das Doppelte schätzte, weil Pjotr ein ganz harter Mann war und mögliche Schwierigkeiten mit einem Messer bereinigen würde. »Manchmal«, hatte Dimitri in unbeholfenem Englisch geflüstert, »benutzt er auch eine Handgranate.«

Pjotr war der Chef. Er war ein kleiner, bulliger Mann mit dichtem, halblangem schwarzen Haar und lebhaften, dunklen Augen, die dauernd hin und her glitten und denen mit Sicherheit nichts entging.

Achmed dachte fiebrig: Noch brauchen sie mich! Er hatte panische Angst.

Er dachte verbissen: Ich brauche einen Notausgang. Er hatte keine Vorstellung, wie dieser Notausgang aussehen könnte. Er wusste nur, dass er in einer Falle saß und dass alles auf eine Katastrophe zusteuerte, unabwendbar.

Wie hatte dieser gottverdammte Bastard gesagt, der sich jeden Tag die Welt kaufte: »Es wird sanft und schnell ablaufen.«

Die vier Russen hatten sich altes Heu und Stroh aus dem offenen ersten Stock der Scheune heruntergezogen, schichteten alte Kornsäcke darauf, von denen es ganze Stapel gab, drehten sich Zigaretten mit einem höllisch scharf riechenden Tabak, sprachen leise miteinander, legten sich genüsslich auf den Rücken, lachten zuweilen unterdrückt. Es herrschte eine ausgesprochen gelöste Stimmung.

Pjotr saß links von Achmed, ungefähr vier Meter entfernt auf einer alten Decke, die sie in dem gestohlenen Kleinlaster gefunden hatten. Pjotr hatte eine Pistole auseinander genommen und reinigte sie in sich versunken mit einem öligen Lappen. Er zog eine kleine Bürste durch den Lauf und besah sich eingehend das, was auf der Bürste zurückblieb. Er wirkte ernst und konzentriert, die Waffe schien ein Teil seiner selbst.

»Hey, Damaskus«, sagte er. »Was glaubst du, wie lange du brauchen wirst, wenn Dimitri fertig ist?«

»Zwei, drei Stunden«, antwortete Achmed und war dankbar, dass er ein paar Sätze reden konnte. »Es ist schwierig, das ganz genau zu beantworten, aber nach drei

Stunden müsste es in Ordnung sein. Dann noch zwanzig Minuten mit dem Mörser. Wer macht das?«

»Na ja, Dimitri«, sagte Pjotr. »Er ist ein Zweimetermann, er hat jede Menge Kraft, er steht das am besten durch.«

»Es wäre gut, wenn wir Wasser hier hätten«, sagte Achmed. »Mit Wasser kannst du viel abwaschen.«

»Da ist ein Bach«, antwortete Pjotr. »Hat nicht gerade viel Wasser, aber für uns dürfte das reichen. Hast du ihn nicht gesehen?«

»Nein. Kann ich ihn anschauen?«

Pjotr nickte. »Komm, ich zeige ihn dir. Wir wollen doch alle, dass es glatt läuft und keine Schwierigkeiten auftauchen.«

»Ja, das wollen wir«, sagte Achmed.

Sie standen auf, und Pjotr ging vor ihm her bis zu einer kleinen, schmalen Tür, die in das Scheunentor eingelassen war.

Die Sonne schien, das flache Land wirkte öde. Halbrechts, etwa einen Kilometer entfernt, sah man Kühe auf einer Weide. Es gab Felder mit Weizen und Felder mit Mais.

»Du hast eine gute Stelle ausgesucht«, sagte Achmed. »Wirklich, verdammt gut.«

»Der Bach ist da auf der linken Seite. Er kommt am dritten Baum entlang. Ich wusste ja, dass wir Wasser brauchen.«

Der Bach floss in einer steilen Rinne, war nicht breiter als fünfzig Zentimeter, führte aber genügend Wasser. Er war dreißig Zentimeter tief und floss leise gurgelnd über grellgrüne Pflanzen.

»Das Wasser muss möglichst schnell fließen, damit wir den Dreck schnell runterkriegen«, überlegte Achmed. »Es wäre gut, wenn ich eine Schaufel kriegen könnte. Dann würde ich so etwas wie ein kleines Badebecken machen.

Dann kann Dimitri ganz eintauchen.« Er sah Pjotr an.
»Geht das?«

Pjotr nickte. »Kein Problem. Wir wollen ja nicht, dass jemand zu Schaden kommt. Ich schicke dir Dimitri, dann könnt ihr das zu zweit angehen. Schaufeln habe ich gesehen.« Er wirkte freundlich und lächelte.

Dann rief er laut: »Dimitri!«, und schickte einen russischen Satz hinterher.

Dimitri erschien nach einer Weile in der Scheunentür und trug zwei verrostete Schaufeln. Er lächelte Achmed und Pjotr zu und fragte etwas auf Russisch.

Pjotr antwortete mit einer schnellen Kaskade hart klingender Sätze und deutete auf den Bach.

Dimitri nickte und reichte Achmed eine Schaufel.

»Pass auf«, erklärte Achmed und deutete an, wie groß das Loch sein musste, damit der große Dimitri eintauchen konnte.

»Bis später«, sagte Pjotr freundlich und ging zurück in die Scheune.

Sie gruben eine Weile schweigend, bis der Stiel von Achmeds Schaufel abbrach.

»Shit!«, sagte Achmed.

»Schon in Ordnung«, sagte Dimitri. »Kein Problem. Das schaffe ich auch allein.«

Achmed setzte sich ins Gras und schaute zu, wie Dimitri schnell und kraftvoll das kleine Becken aushob.

Dimitri war ein Hüne, groß und massig mit langen blonden Haaren, die ihm bis auf die Schulter reichten. Er mochte dreißig Jahre alt sein. Sein Gesicht war weich und rund und wirkte wie ein freundlicher Mond.

Aber Achmed hatte in ein paar Stunden gelernt, dass bei diesen Männern nichts so sein musste, wie es schien.

»Bist du aus Moskau?«, fragte er.

»Meine Familie lebt in Georgien«, antwortete Dimitri. »Wenn ich genug Geld zusammenhabe, will ich dort auch leben. Und du? Hast du Familie?«

»Ja«, nickte Achmed. »Zwei Söhne, eine Ehefrau.« Er grinste etwas gequält. »Natürlich die beste Ehefrau der Welt.«

Dimitri nickte. »Ich kenne ein Mädchen in meiner Heimat. Die werde ich fragen. Wir werden Kinder haben.«

Die Sonne stand schon tief, der Tag ging langsam zur Neige, und Achmed spürte Panik aufsteigen. Er wusste, dass er nur diese Nacht hatte, und er traute Pjotr nicht mehr über den Weg. Er war sicher, dass Pjotr gnadenlos töten würde, wenn irgendetwas seine Kreise störte. Wie konnte er es schaffen, die Scheune zu verlassen?

Weil er ein guter Spion war, ließ er sich auf den Rücken sinken, starrte in die Wipfel der Pappeln und fragte ganz gelassen: »Wo sind wir hier eigentlich?«

»Da drüben ist ein kleiner Ort«, sagte Dimitri und deutete quer über die Scheune hinweg. »Ist aber tote Hose, nichts los. Da möchte ich nicht tot überm Zaun hängen, wie wir sagen.«

Achmed lachte. »Also noch zwei oder drei Tage Berlin, und dann kannst du wieder in dein Moskau zurück. Und dann machst du Ferien und schnappst dir dein Mädchen und machst ihr ein Kind.«

Dimitri grinste und sagte: »Du lieber Gott, nein, so einfach ist das nicht. Ich muss mit ihren Eltern reden, lange verhandeln, verstehst du, alles wird geregelt, jedes Betttuch, jede Gardine. Es ist eine furchtbare Rederei, und nach Monaten darf ich dann Händchen halten, aber nichts anderes.« Er lachte.

»Ist in dem Ort da drüben eigentlich eine Kneipe?«, fragte Achmed und kaute auf einem Grashalm herum.

Es blieb eine kleine Weile still.

»Du solltest so etwas nicht denken«, erklärte Dimitri. »Du weißt doch: keine Handys, keine Telefone, keine fremden Menschen, kein Kontakt zu niemandem. Wenn du etwas anderes denkst, bist du schnell tot.«

»Pjotr ist ein strenger Chef«, sagte Achmed mit einem Seufzer. »Kannst du mir sagen, warum dein Kollege den beiden Fahrern das Knie zerschossen hat?«

»Na ja, es ist irgendwie Krieg, wenn wir wo hinkommen«, murmelte Dimitri. »Jeder will ihn gewinnen. Am besten ist der Gegner, der nicht mehr kriechen kann.«

»Hättest du auch geschossen?«

Dimitri hielt einen Moment inne und stützte sich auf die Schaufel. »Das ist keine gute Frage«, antwortete er. »Mein Kollege hat geschossen. Er hat geschossen, und ich habe die Kisten geschleppt. So war das.«

»Du hättest nicht geschossen«, sagte Achmed scheinbar zufrieden. »Du nicht.«

Dimitri hielt wieder inne und sagte mit großer Bestimmtheit: »Du würdest am liebsten aussteigen, nicht wahr?« Als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: »Aber hier steigt niemand aus. Hier kann keiner aussteigen, verstehst du?«

»Hör auf zu schaufeln«, sagte Achmed ganz ruhig. »Unsere Badewanne ist jetzt groß genug. Fangen wir an zu arbeiten.«

Sie gingen in die Scheune zurück und schlossen die Tür hinter sich.

»Hör zu, Pjotr«, erklärte Achmed kühl. »Ich sage dir jetzt, was du zu tun hast, und du widersprichst nicht, sondern tust, was ich sage.« Dann grinste er mit seiner Batterie weißer Zähne.

»Du sorgst dafür, dass wir am Leben bleiben«, erwiderte Pjotr.

»Richtig. Jemand fährt den Laster zehn Meter zurück, bis

er genau die Werkbank verdeckt. Deine Leute bleiben auf der anderen Seite. Wir benutzen den Laster als Abschirmung, klar? Und deine Leute stehen nicht auf und gehen nicht herum und sind ganz ruhig.«

»Alles klar.« Pjotr nickte. Dann bellte er eine Reihe Befehle. Der Laster wurde zurückgefahren.

»Hör zu, Dimitri«, sagte Achmed, »wir beide werden alle vier Pakete auf die Werkbank setzen, klar? Wir benutzen die Pakete als Abschirmung, weil da dicke Bleiwände drin sind. Ein Paket öffnen wir. Du holst das Kobalt heraus und spannst es in den Schraubstock. Das muss alles verdammt schnell gehen. Dann nimmst du die Diamantsäge und sägst schnell von oben nach unten. Ich brauche die Stücke etwa in der Größe von Pommes frites. Dann nimmst du die Stücke und legst sie zurück in den Bleimantel. Dann bin ich dran.« Er schaute ihn eindringlich an. »Und sei kein Held und pass auf dich auf. Nur Sekunden der Berührung, niemals mehr als eine oder zwei Sekunden. Und immer nur mit den schweren Lederhandschuhen. Und wenn du fertig bist, raus hier und in die Badewanne. Und wasch dich gründlich ab, auch die Haare!«

Dimitri lächelte und sagte: »Du übertreibst, Damaskus.«

»Das haben die in Tschernobyl damals auch gemeint«, gab Achmed zu bedenken.

Dimitri lachte und legte Achmed seine Riesenpranke auf die Schulter. Er gluckste: »Du bist zu gut für diese Welt.« Dann übersetzte er laut ins Russische, und alle Männer fingen schallend an zu lachen.

»Fangen wir an«, sagte Achmed.

Sie schleppte alle vier Pakete aus dem Laster und stellten sie nebeneinander auf die Werkbank.

»Jetzt zieh die Handschuhe an«, sagte Achmed. »Gut so. Jetzt entfernst du die Holzkiste und anschließend die Lagen

Styropor. Und mach es langsam, jetzt kann dir noch nichts passieren.«

»Ja, ja«, seufzte Dimitri gelangweilt.

Er arbeitete ohne erkennbare Erregung, konzentriert und nicht verkrampft.

»Jetzt hast du einen Metallkasten vor dir«, sagte Achmed. Er sprach von der Ladefläche des Kleinlasters aus. »Oben drauf ist ein Deckel gelötet. Du kannst die Lötstellen mit einem Schraubenzieher knacken. Ja, langsam, siehst du, es geht. Jetzt siehst du innen den Bleibehälter. Siehst du ihn?«

»Ja, sicher, Chef«, sagte Dimitri grinsend. »Sehen kann ich.« Die Russen lachten wieder.

»Der Bleibehälter hat einen dicken Deckel. Nicht sofort anheben, du darfst nicht ...« Er wollte leichtsinnig sagen, wusste aber nicht mehr, was leichtsinnig auf Englisch hieß. Er sagte scharf: »Fool.«

»Schimpf doch nicht«, entgegnete Dimitri gutmütig. »Also, ich habe den Deckel, ich nehme ihn runter.« Und dann beugte Dimitri den ganzen Oberkörper nach vorn, um genau zu sehen, was er sehen wollte.

»Scheiße!«, sagte Achmed scharf.

»Ich muss doch wissen, was ich tue«, sagte Dimitri.

»Gut. Aber mach schnell. Leg den Deckel beiseite. Innen drin liegt das Kobalt, ein schwarzer, kleiner Ball. Heb ihn raus und spann ihn ein. Mach schnell und sieh zu, dass dein Kopf und dein Körper immer hinter den Kisten sind ...«

»Das geht doch gar nicht«, widersprach Dimitri in aller Gemütsruhe. Er hielt den Ball jetzt auf dem offenen rechten Handschuh.

Achmed dachte panisch: Das geht schief, das muss schief gehen.

Dimitri spannte den Ball ein und nahm die Säge. Sie kreischte so grell, dass Achmed sich die Ohren zuhielt.

Dimitri machte schnelle Schnitte von oben nach unten. Es waren sechs. Dann drehte er den Ball und spannte ihn erneut ein. Erneut sechs Schnitte. Das Jaulen der Säge hörte auf.

»Nimm die Stücke«, sagte Achmed zittrig. »Leg sie schnell in den Bleimantel. Den Deckel darauf.«

Dann drehte sich Dimitri zu Achmed herum und fragte: »Noch irgendwelche Sicherheitshinweise, Chef?«

»Raus!«, schrie Achmed. »Jetzt raus und samt Klamotten ins Wasser.«

»Ich will aber nicht baden, Pappi«, nölte Dimitri.

Die Männer grölten.

Dimitri ging baden.

»Was ist jetzt, Damaskus?«, fragte Pjotr.

»Jetzt bin ich dran«, sagte Achmed. »Jetzt mache ich aus dem Zeug Salz.«

»Du bist ein Zauberer«, nickte Pjotr lächelnd. »Strahlt das Zeug jetzt noch?«

»Nein, es ist verschlossen im Bleimantel, und die Strahlung ist nicht gefährlich für uns.«

»Und jetzt können wir rausgehen und in Ruhe eine rauchen?«

»Ja, das könnt ihr. Und keiner kommt hier rein und stört mich.«

»Okay«, sagte Pjotr und tat ein wenig so, als sei er ein kleiner Junge, der sich fürchtete.

Die Männer gingen hinaus, und Achmed folgte ihnen, um nach Dimitri zu sehen.

Der Riese saß in dem Badetümpel und hielt den Kopf über die Knie gesenkt. Sein Gesicht war vollkommen weiß, und er übergab sich mit würgenden Lauten in das sanft fließende Wasser. Er sah sie an, und in seinen Augen stand das nackte Entsetzen.

»Allah!«, sagte Achmed erschreckt.

Die Männer um ihn herum schwiegen und starrten auf Dimitri.

Pjotr murmelte: »Damaskus, es wäre besser für dich gewesen, wenn du keinen Fehler gemacht hättest.«

Während Müller zur Charité fuhr, ertappte er sich dabei, dass er mit Achmed sprach: Hör zu, Kumpel, du hast mich regelrecht übers Ohr gehauen, du hast so getan, als gäbe es mich gar nicht. Du hast mir etwas Wichtiges verschwiegen. Ich habe immer geglaubt, dass wir ein wenig mehr waren als bloße Geschäftspartner, und bei der ersten Gelegenheit springst du ab und drehst irgendetwas hinter meinem Rücken. Stimmt das, dass dieser Breidscheid dich heimlich nach Kairo geschafft hat? Ich erinnere mich, dass du von ihm erzählt hast. Dass er stinkreich ist, dass er überall auf der Welt Geschäfte macht, na ja, so weit wusste ich ohnehin Bescheid. Aber nicht, dass er auch ein guter Freund deines fantastischen Onkels Hussein ist ... Hat er dich nach Berlin geschickt? Oder hast du ihn nur gebeten, dich nach Berlin zu bringen, weil er alle notwendigen Verbindungen hat, die Behörden zu umgehen? Junge, tu mir jetzt den Gefallen und ruf mich zu Hause an. Egal, was du getan hast, ich werde dich schützen.

Jemand rechts von ihm in einem schwarzen großen Mercedes wollte ihn nicht überholen lassen, und Müller war wütend genug, seinen Golf scharf nach rechts zu ziehen, dem Mann einen Vogel zu zeigen und dann vorbeizufahren. Dem Mann stand im Zorn der Mund halb offen, und er hob die Hand und ballte sie zur Faust.

»Arschloch!«, schrie Müller.

Also, sieh zu, dass du dich meldest, Kumpel. Alles ist irgendwie reparierbar.

Dann fiel ihm seine Mutter ein, und er rief sie an. Sie meldete sich nicht, und er dachte: Sie wird auf dem Friedhof sein. Da ist er aufgebahrt, da liegt er totenbleich. Und sie nimmt zum tausendsten Mal Abschied.

Gerade wurde eine Parklücke frei. Er fuhr hinein und rief Karen an.

»Wo bist du?«, fragte er.

»Wo bist du?«, fragte sie zurück.

»Ich habe noch etwas Dienstliches zu erledigen. Dauert noch eine Weile.«

»Ich bin im Hotel, und ich denke an dich.«

»Ich denke an dich, aber ich habe zu viele Baustellen.«

»Du erledigst die Dinge um deinen Vater, nicht wahr?«

»Die sind schon erledigt«, sagte er. »Dieser Formular-kram. Aber das ist es nicht allein. Ich habe eine schwierige Zeit im Beruf. Ich habe mich von meiner Frau getrennt, und sie hat mir gesagt, dass sie mich über Monate betrogen hat. Im Schreibtisch meines Vaters fand ich ein Pornoheft, das meine Mutter garantiert vor mir gefunden hat. Mein Chef sagt, er braucht mich dringend, und wahrscheinlich stimmt das sogar. Es ist so stressig, dass ich nicht recht weiß, wohin mit mir selbst. Dann ist noch ein Freund von mir spurlos verschwunden.«

Sie sagte eine Weile nichts, dann bemerkte sie: »Du schilderst wahrscheinlich das ganz normale Leben. Komm doch einfach her.«

»Das geht jetzt nicht«, sagte er. »Aber ich bin dankbar, dass es dich gibt. Ich habe eben entdeckt, dass ich noch nach dir rieche. Und ich rufe dich an.«

»Du musst es nur wirklich tun«, sagte sie sanft.

Müller fuhr weiter und meldete sich am Haupteingang des Klinikums. Er nannte seinen Namen, und ein Mann im

Hintergrund schaute hoch und sagte: »Ah, Sie werden erwartet. Einen Augenblick, bitte.«

Ein junger Mann im grauen Anzug und einem schwarzen Rollkragenpullover kam durch die Halle auf ihn zu und fragte: »Für Stahlmann?«

Müller nickte.

»Dann kommen Sie bitte mit.« Der Mann drehte ab, und Müller trabte hinter ihm her.

Es ging in einen Flur, dann durch die dritte Tür auf der rechten Seite in einen vollkommen kahlen kleinen Raum.

»Drehen Sie sich bitte mit dem Gesicht zur Wand, heben Sie beide Hände und legen Sie sie flach an die Mauer. Machen Sie Ihre Beine breit.«

»Du lieber Himmel«, sagte Müller zornig. »Ich trage nie eine Waffe.«

»Befolgen Sie nur meinen Befehl«, sagte der Mann knapp. Er war fünfundzwanzig, vielleicht achtundzwanzig.

»Ich will nur mit Stahlmann sprechen, sonst nichts. Sie können sich daneben stellen und zuhören, wenn Sie das wollen.«

»Drehen Sie sich bitte mit dem Gesicht zur Wand, heben Sie beide Hände und legen Sie sie flach an die Mauer. Machen Sie die Beine breit.«

»Sind Sie Verfassungsschutz oder irgendwas beim SEK oder Bundeskriminalamt? Mein Name ist Müller, ich bin hier angekündigt, mein Freund. Und jetzt kommen Sie mir nicht ein drittes Mal mit dem Spruch. Ihr seid alle sehr nervös, nicht wahr?«

Der Mann war einen halben Kopf größer als Müller, er zitterte vor Aufregung und hatte ein ganz kantiges Gesicht. Er legte schnell die rechte Hand auf Müllers Schulter und schob ihn scharf zurück. Gleichzeitig kam seine Linke wie ein Hammer von unten her. Es war ein gekonnter Angriff,

und Müller atmete scharf ein. Dann fing er die Linke des Mannes mit dem Knie ab, packte ihn und drückte ihn zu Boden.

»Ihr seid doch Arschlöcher!«, sagte Müller. »Ich kann ja verstehen, dass ihr nervös seid. Aber deswegen müsst ihr doch nicht gleich verrückt spielen. Also, du kannst mich abtasten. Und dann bring mich zu Stahlmann.«

Der Mann hatte einen feuerroten Kopf, rappelte sich schwerfällig hoch. Er sagte mühsam schnaufend: »Die spinnen doch alle.« Er tastete Müller flüchtig ab und erklärte: »Es ist ein weiter Weg.« Dann setzte er hinzu: »Sie haben gesagt, wir sollen alle Leute, die zu Stahlmann wollen, auf Waffen durchsuchen. Vor allem erwarten sie Journalisten, Fernsehleute und so was. Kannst du dich identifizieren?«

Müller nickte und zeigte seinen Pass.

Es ging durch endlose Korridore, treppauf, treppab, zuweilen ein Lift. Sie waren zehn Minuten unterwegs.

Vor einer breiten Milchglastür standen zwei Männer, die ihnen aufmerksam entgegenschauten.

»Das ist Müller. Er hat die Erlaubnis«, sagte der junge Mann neben Müller.

»Waffen?«, fragte einer von ihnen.

»Keine«, antwortete der junge Mann.

»Danke«, sagte Müller und ging durch die Milchglastür.

Der Gang dahinter lag still und freundlich im Schein kleiner Wandlampen. In zwei kleinen Sesseln saßen weitere Sicherheitsleute, und aus einem angrenzenden Raum kam ein junger Arzt.

Der Arzt nickte kurz. »Sie wurden angekündigt, Sie sind Herr Müller.«

»Richtig«, sagte Müller. »Wie geht es Herrn Stahlmann?«

»Ich fürchte, schlecht«, sagte der Arzt. »Ich muss wissen, über was Sie mit Stahlmann reden wollen, ob es lange dau-

ert. Sein Zustand ist labil. Irgendjemand hat ihn zum Krüppel geschossen, er hat die erste große Operation vor sich und steht unter Morphinum, weil seine Schmerzen gigantisch sind.«

»Wir vermuten, dass er einen bestimmten Mann des Überfallkommandos genau beschreiben kann. Diese Information brauchen wir unbedingt.«

Der Arzt lächelte flüchtig. »Ich nehme an, aus staatstragenden Gründen.« Das war eindeutig ironisch.

»Das ist richtig. Aber wenn Sie mir versichern, den Mund zu halten, können Sie dabei sein. Mir wäre das lieber, Sie sind der Arzt.«

»Das ist das erste vernünftige Wort seit zwei Stunden. Bohnen und Stahlmann waren noch nicht eingeflogen, da fing diese ganze Klinik an, verrückt zu spielen. Also gut, dann wollen wir mal.«

Er klopfte an eine Tür und ging dann hinein.

Es war nicht das erste Mal, dass Müller einen Mann sah, den man zum Krüppel geschossen hatte. Aber dieser Stahlmann schien ein besonderes Kaliber zu sein. Er drehte hellwach den Kopf zur Tür und musterte Müller.

Der Arzt erläuterte: »Herr Stahlmann wurde von einem Neun-Millimeter-Hohlgeschoss in die Kniekehle getroffen. Die Kniescheibe wurde zertrümmert, Muskelgewebe zerfetzt, Bänder durchtrennt. Zunächst wurde er in einem regionalen Krankenhaus notoperiert, dann, nach Stabilisierungsmaßnahmen, zusammen mit Herrn Bohnen hierher geflogen. Wir werden morgen das Knie offen legen und entscheiden, wie wir Herrn Stahlmann am besten helfen können.«

Stahlmann sah Müller an und fragte: »Wer sind Sie?« Seine Sprache war undeutlich, wahrscheinlich wegen des Morphiums, aber seine Augen waren wachsam.

»Ich bin ein Mitarbeiter des Innenministeriums, Abteilung Innere Sicherheit«, erklärte Müller. »Kann ich mich dort auf einen der Stühle setzen?«

»Selbstverständlich«, antwortete der Arzt.

Sie setzten sich.

»Es waren Terroristen, nicht wahr?«, fragte Stahlmann.

»Das wissen wir nicht. Wie kommen Sie darauf?«

»Ganz einfach«, erklärte der Verwundete. »Das lief alles ab wie am Schnürchen. Und vor allem: Diese Männer haben kein Wort gesagt, keinen Befehl gebrüllt. Nichts. Sie waren vollkommen lautlos. Es hat nur Krach gegeben, als sie das Fahrerhaus blind geschossen haben. Wissen Sie, an was ich gedacht habe? An Totentanz, an Edward Munchs *Der Schrei*. Das Ganze lief irgendwie abartig.«

»Kann es nicht sein, dass die Männer nur das Kobalt 60 rauben wollten? Schließlich ist das Stoff für rund hundertsechzigtausend Euro.«

»Das glaube ich nicht«, entgegnete Stahlmann. »Auf keinen Fall. Dazu lief alles viel zu gekonnt ab. War das mit dieser komischen Pistole ein elektromagnetischer Impuls?«

»Das nehmen wir an«, sagte Müller. »Aber wahrscheinlich haben sie die genaue Wellenlänge Ihres GPS-Systems gehabt, und sie konnten Ihre Handys lahm legen.«

»Ja, ja, das war wohl der Kleine mit dem Laptop«, sagte Stahlmann. »Den habe ich genau gesehen. Man kann Handys ja nicht nur orten, sondern auch lahm legen. Man muss nur ein paar Funktionen kennen, die dem normalen Käufer verschwiegen werden.«

»Aber wieso dann der Laptop?«, fragte Müller.

»Ganz einfach. Du kannst doch heute vom Handy Bilder auf einen Computer schicken, nicht wahr? Genauso kannst du, wenn du die Funktionen kennst, mit dem Computer umgekehrt auch ins Handy gehen. Das geben die Hersteller

nicht zu, aber so ist das nun mal. Als die UMTS-Lizenzen für Milliarden verscheuert wurden, hat Vater Staat gesagt: Aber ein paar Funktionen behalte ich mir vor. Und diese Trottel auf der Straße glauben wirklich, dass ihre Handyverbindungen sicher sind.«

Müller nickte. Erst jetzt entdeckte er, dass die Bettdecke von Stahlmann merkwürdig viereckig wirkte. Sie haben ihm einen Kasten über das Bein gestülpt, dachte er.

»Können wir zurückkommen auf den kleinen Mann mit dem Laptop? Was glauben Sie, wie lange Sie den gesehen haben?«

»Also, ich stieg aus dem Wagen und schrie diese Männer an, und jemand schlug mich mit der Kalaschnikow zusammen. Als ich wieder zu mir kam, sah ich den Kerl auf der Straße stehen. Er war vielleicht fünf Meter weg und stand mitten auf der Fahrbahn. In seiner Linken hielt er den Laptop wie ein Kellner sein Tablett. Und die Finger der rechten Hand spielten darauf herum, rasend schnell. Ich dachte: Na klar, mit so einem Spezialisten kriegst du auch die Deutsche Bank geknackt. Ich muss ihn lange gesehen haben, zwanzig Sekunden vielleicht.«

»Wie sah er aus?«

»Die anderen waren alle in Bewegung. Der fiel mir auf, weil er so ruhig auf der Straße stand wie ein Dirigent an seinem Pult. Alle anderen waren ziemliche Brocken und schlepten wieselflink unsere Kobalt-Pakete zu ihrem Fahrzeug. Aber der Kleine war die Ruhe selbst. Er trug normale blaue Jeans. Helle, weiße oder graue Sportschuhe. Ein einfaches dunkles Sweatshirt. So waren sie alle gekleidet. Und wegen der Sturmhaube auf dem Kopf konnte man das Gesicht nicht sehen.«

»Wie groß schätzen Sie ihn?«

»Also, ich bin einen Meter sechsundsiebzig groß. Ich

schätze den Kleinen auf eins Sechsendsechzig, vielleicht eins achtundsechzig.«

»Und dann haben Sie ihn aus den Augen verloren?«

»Ja! Weil ein Schwein von denen mir ins Knie geschossen hat.«

»Natürlich«, flüsterte Müller verlegen.

»Können Sie mir sagen, warum das Schwein geschossen hat? Ich meine, ich wüsste das gern.« Stahlmann bewegte sich unruhig.

»Ich kann diese Frage nicht beantworten«, sagte Müller.

»Aber es war so sinnlos!« Stahlmann brüllte plötzlich.

»Ich meine, ich war doch schon kaputt.«

Der Arzt sprang nach vorn an Stahlmanns Bett und drückte ihn sanft in die Kissen zurück.

Stahlmann schluchzte noch ein paarmal. Dann sagte er undeutlich: »Wie geht es Bohnen? Herr Doktor, können wir nicht zusammen in einem Zimmer liegen? Das würde uns helfen.«

»Das kommt, ich verspreche es«, sagte der Arzt. Dann sah er Müller an und zog die Augenbrauen hoch.

»Ich danke Ihnen vielmals«, sagte Müller. »Sie haben uns sehr geholfen.« Er fand seinen Abgang beschämend, seine Sprache dümmlich und dürr.

Einer der bewaffneten Männer begleitete ihn schweigend bis an den Ausgang. Dann stand er neben seinem Auto und registrierte, dass der Abend kam. Die Stadt zündete ihre Lichter an.

Er rief Krause auf einer Direktleitung an.

»Mit allen notwendigen Vorbehalten würde ich sagen, dass der unbekannte kleine Mann auf der B 321 wahr-

scheinlich Achmed war. Die Schilderung ist ... war sehr farbig und deutlich. Ich würde den Zeugen als klar beschreiben. Er glaubt übrigens, dass es Terroristen waren, weil der Überfall so perfektioniert gewirkt hat und nahezu lautlos war.«

»Gut, oder nicht gut. Wie verfahren wir weiter?«

»Ich würde gern für ein paar Stunden zu meiner Mutter fahren. Ich denke, sie braucht mich, und ich denke, ich brauche sie. Natürlich bin ich ständig erreichbar und komme, falls notwendig.«

»Hier ist der Teufel los, eine Konferenz jagt die andere, und ich habe Mühe, meinen Kopf klar zu halten. Alle Zeitungen kommen morgen mit Begriffen wie Atom-Klau, Terror in Deutschland, Todeswaffen, Spitze einer Krise, Kuriere des Todes, Versagen der Regierung. Die Experten sind der Ansicht, dass die Gruppe mit einer massiven Erpressung kommen wird. Kennen Sie einen gewissen Franz-Xaver Buchwinkel? Nein, kennen Sie nicht. Bundestagsabgeordneter. War eben auf dem ZDF mit einem Interview zur Lage. Der Mann ist rechtsaußen. Er sagte, die Terroristen leben mitten unter uns, weil die schwache Regierung das zulässt. Wie könne es sein, dass Menschen aus anderen Kulturen uns hier Angst machen, uns die Arbeitsplätze stehlen, die uralten Werte des Abendlandes untergraben. Tragende Säulen wie die katholische Kirche würden glatt vergessen. Ich versichere Ihnen, ich habe geschluckt, das war heftig. Aber: Wir müssen weiterkommen. Wir müssen klären, wie Helmut Breidscheid mit all dem zusammenhängt. Und ich brauche Sie für eine schnelle Reise.«

»Wie bitte?«, fragte Müller verblüfft.

»Sie fliegen mit einer Sondermaschine um fünf Uhr von Tegel direkt nach Damaskus. Sie sind in diplomatischer Mission. Benutzen Sie Ihre dritte Legende als Lars Tenho-

ven. Sie müssen mit der Frau von Achmed sprechen, Sie haben eineinhalb Stunden.«

»Nour hat vielleicht keine Ahnung.«

»Wir müssen es versuchen. Also, gegen Viertel vor fünf in Tegel. Ich werde dort sein und Ihnen erste Recherchen zu Breidscheid mitbringen.«

»Hat er denn ein Motiv?«

»Er hat keins. Aber gerade das macht mir Sorgen. Wann ist die Beerdigung Ihres Vaters?«

»Übermorgen um elf. Mein Gott, das kann doch gar nicht gehen.«

»Das muss gehen«, sagte Krause. »Wir sehen uns in Tegel.«
Es war 20.23 Uhr.

Müller fuhr so schnell wie möglich zu seiner Mutter.

»Ich habe dich angerufen, aber du warst nicht erreichbar.«
Sie trug jetzt Schwarz, sie war totenbleich.

»Ich habe dieses blöde Handy vergessen. Ach Gott, Junge, der Abschied fällt mir so schwer. Hast du etwas gegessen?« Sie lehnte sich an seine Schulter und weinte laut und hemmungslos.

»Ja, Mama. Es ist ganz furchtbar, dass ich dauernd unterwegs sein muss. Wir haben so etwas wie eine Krisensituation.« Er legte ihr den Arm um die Schulter, und sie gingen gemeinsam in die Küche. »Ich möchte mich bei dir entschuldigen, und ich möchte mich bei Papa entschuldigen.«

Sie stützte beide Arme auf den Küchentisch. »Das brauchst du nicht. Dein Chef hat mir ja gesagt, es ist wichtig. Ich habe das im Fernsehen gesehen. Ich meine diese schreckliche Sache, diese Sache mit diesem brutalen Überfall. Das ist es, nicht wahr?«

»Ja, das ist es, Mama.«

»Dann ist es ja für unser Land.«

»Ja. Weißt du, was ich gern essen würde? Bratkartoffeln aus frischen Kartoffeln mit einem Brathering. Hast du einen Brathering?« Ich muss sie beschäftigen, dachte er, ich muss ihr das Gefühl geben, dass sie meine Mutter ist und dass ohne sie nichts läuft.

»Sicher habe ich Brathering. Da stehen Dosen im Keller, du musst uns eine holen. Dann schäle ich schon mal Kartoffeln. Ach, mein Junge, er sieht so furchtbar aus in der Aussegnungshalle. Er liegt hinter einer Glasscheibe im offenen Sarg, und manchmal wirkt es so, als würde er gleich aufstehen. Aber vor allem sieht er sehr einsam aus. Ach Gott, Junge, ich hoffe nur, er hat von seinem Sterben nichts gemerkt.«

»Hat er sicher nicht. Ich hole mal den Brathering.« Er ging in den Keller und holte eine Dose aus einem Regal.

Als er wieder in die Küche kam, sagte sie: »Sein Bruder, der Onkel Achim, hat mich angerufen. Und er hat herumgésülzt, das kannst du dir gar nicht vorstellen. Das war einfach schrecklich. Weißt du, was der gesagt hat? Mein Bruder hat immer in Gott vertraut, und seine letzte Hoffnung war immer der leidende Jesus. Das sagt dieser blöde Kerl so einfach, dabei hat Vater doch mit dem lieben Gott überhaupt nichts am Hut gehabt, oder? Und dann muss ich immer daran denken, wie dieser fürchterliche Kerl seine Frau jahrelang mit irgendeiner dummen Zicke betrogen hat. Und dann hat der doch die Nerven und sagt mir: Also, ich würde gern in der Kirche ein paar Worte sagen. Und ich sage: Halt! Das macht der Pastor. Und er sagt: Dann aber, wenn die Familie zusammensitzt, werde ich den letzten Gruß an meinen Bruder schicken. Ja, ist denn der völlig verrückt?«

»Er ist dumm«, sagte Müller. »Er ist einfach dumm. Was schätzt du denn, wie viele Leute zur Beerdigung kommen?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe mal eine Liste gemacht. Also, ich denke, es werden sicher mehr als hundert sein. Und ich war bei Grüns und habe den Saal bestellt. Und ein einfaches Essen. Schweinebraten, Kartoffeln und Gemüse, dazu eine dunkle Soße. Und einen Nachtisch.«

»Das ist gut«, nickte Müller. »Und hör jetzt auf, Kartoffeln zu schälen. Das können wir doch gar nicht essen.«

»Er wollte das auch immer. Fisch, das war sein Ding.« Sie lächelte.

Als er die Fischdose öffnete, sagte er: »Ich muss da mit dir etwas klären. Also, es ist so, dass er im Schreibtisch unten rechts ...«

»Oh, das macht dir Sorgen? Das muss es nicht, mein Junge. Ich habe das da drin liegen gelassen, weil ich dachte: Wir hauen nach der Beerdigung den Schreibtisch kaputt und achten nicht mehr drauf, was sonst noch drin ist. Das kann alles weg, das hat alles keine Bedeutung.« Sie kicherte plötzlich. »Weißt du, ich habe dieses ... na ja, dieses Machwerk schon vor zehn Jahren entdeckt. Er rief mal an und sagte, er braucht irgendetwas aus dem Schreibtisch. Ich weiß nicht mehr, was. Dann hatte ich es in der Hand und dachte nur: Ach, du lieber Gott, der Arme ...«

Müller schoss die Tränen in die Augen. Er sagte: »Du bist eine verdammt tolle Type.«

Sie streckte sich, fuhrwerkte in den geschälten Kartoffeln herum und sah ihn unsicher an. »Ja? Glaubst du das wirklich?«

Müller bemühte sich krampfhaft, so zu tun, als habe er beliebig Zeit, aber als sie fragte: »Kannst du denn wenigstens ein paar Stunden schlafen?«, antwortete er: »Ich muss noch einmal ins Amt. Es geht nicht anders.«

»Hat Tante Trude sich gemeldet?«, fragte er nach einer Weile.

»Aber natürlich.« Sie nickte. »Und sie wollte sofort hierher kommen und generalstabsmäßig das Haus übernehmen.«

»Lass sie doch. Es ist nicht gut für dich, jetzt allein zu sein. Du hast doch auch gemeint, dass du endlich etwas für dich selbst tun willst. Ruf sie an und sag ihr, sie soll herkommen. Sag ihr, du spendierst das Taxi.«

»Findest du?«

»Ja. Dann habe ich auch kein schlechtes Gewissen. Und ihr beide könnt über Papa lästern. Das habt ihr ja schon immer gern getan.«

Sie rief Tante Trude an, während Müller die Bratkartoffeln überwachte, die Bratheringe auf die Teller balancierte und sich auf Karen freute.

Alter, sprach er seinen Vater an, du hast wahrscheinlich nie begriffen, was für eine irre Type du geheiratet hast. Aber wahrscheinlich hat sie sich ihr Leben lang zurückgehalten, damit du nicht auf die Idee kommen konntest, sie sei dir ebenbürtig.

Während des Essens bemerkte sie plötzlich: »Da wir schon dauernd von Geheimnissen in dieser Familie reden. Es gibt da etwas, was du nie erfahren hast. Vater wollte das nicht. Du hattest eine Schwester, Junge.«

»Ach ja?« Und dann verblüfft: »Das ist nicht wahr.«

»Doch. Zwei Jahre nach dir war ich erneut schwanger. Sie kam im Elisabeth-Stift auf die Welt. Aber sie lebte nur zwei Stunden, sie war missgebildet. Wir nannten sie Eva.«

»Aber wo ist ihr Grab?«

»Sie wurde eingäschert und in einem anonymen Urnenfeld beigesetzt. Es ist ein Stückchen Wiese auf dem Friedhof, auf dem Vater übermorgen zur letzten Ruhe gebettet wird.«

»Aber warum hat mir das niemand gesagt?«

»Ich weiß nicht. Vater hat das so entschieden.« Sie überlegte. »Und übermorgen erzählt uns der Pastor, dass Vater ein gottgefälliger Mann war und an Jesus Christus glaubte.«

»Ich habe über diese Dinge nie mit ihm geredet. Und er nicht mit mir.« In einer plötzlichen Aufwallung von Wut setzte er hinzu: »Mein Gott, waren wir Arschlöcher!«

Seine Mutter nickte nur.

Als Müller das Haus verließ, war es 22.12 Uhr.

Er rief Karen an, bevor er losfuhr, und sagte: »Ich kann in dreißig Minuten bei dir sein.«

Fröhlich fuhr er durch die Stadt. Er hatte seine Mutter entdeckt und von einer Schwester erfahren. Das Pornoheft hatte die explosive Bedeutung verloren, war herabgewürdigt zu einer bloßen Marginalie. Tante Trude war unterwegs und würde wahrscheinlich mit zwei großen Koffern über die sechs Kilometer anreisen und seine Mutter schon durch ihre Befehle wahnsinnig machen. Dann würden sie ein wenig milde werden, sich eine Tasse Kaffee machen und zusammen weinen, bis Tante Trude eine ganz neue Platte auflegte, die mit den Worten begann: »Weißt du, meine Liebe, irgendwie war er ja auch komisch ...«

Müller fand keinen Parkplatz, umrundete das Hotel ein paarmal und stellte den Golf dann in einen Hinterhof in der Hoffnung, dass der über Nacht nicht geschlossen wurde.

Karen hatte bereits einen kleinen Tisch mit Kerzen und Champagner aufgebaut, auf dem eine große Platte mit kalten Köstlichkeiten wartete.

»Ach du meine Güte«, sagte Müller verlegen. »Und ich bin nicht einmal geduscht.«

Sie lachte und flüsterte: »Dann riechst du auch besser.«

Sie umarmten sich steif, sie waren scheu, suchten nach Worten.

Sie sagte: »Ich habe einen Tag Urlaub hinter mir.«

Dann fiel ihm auf, dass sie einen beigefarbenen Hosenanzug trug, der nach Rohseide aussah, und er lächelte: »Das sieht ja irre gut aus.«

Sie sagte: »Ich habe ihn heute in einem Schaufenster entdeckt, und ich dachte, ich weihe ihn gleich ein.« Dann straffte sie sich, trat einen halben Schritt zurück.

»Ich habe mir gedacht, wir sitzen zusammen und reden und essen. Weil wir nicht wissen, wo wir morgen sind, und ob wir dann noch etwas miteinander zu tun haben.«

»Du hast Recht«, sagte er. »Ich brauche unbedingt kaltes Wasser.« Er ging in das Bad, und das Wasser wirkte, als wache er am Morgen eines guten Tages auf.

»Hast du deinen Freund wieder gefunden?«, fragte sie.

»Nein, noch nicht. Es war so viel los, dass ich mich sortieren muss. Ich weiß auch nicht mehr, was eigentlich wichtig ist und was nicht. Ich habe mich dauernd gefragt: Wann kann ich zu Karen?« Er umrundete den Tisch, streifte mit der Hand über ihre Schulter und setzte sich ihr gegenüber hin. Dann grinste er. »Ich habe eben mit meiner Mutter Bratheringe gegessen. Tradition.«

»Guck mal, du kannst mit Fischigem weitermachen, da sind Austern, Krebschwänze, Forellenfilets.«

»Vornehme Sauereien«, lächelte er. »Du kriegst also deinen Vertrag und fährst zurück in deine Firma nach Frankfurt.«

»So wird es sein«, nickte sie. »Und was wirst du machen?«

Er war sich bewusst, dass ihn der Teufel ritt, aber er war auch übermütig. »Ich muss morgen früh kurz nach Damaskus.«

»Kurz nach Damaskus?« Sie streckte ihm beide Hände entgegen, und er nahm sie und küsste sie.

»Das ist dienstlich. Ich bin nach ein paar Stunden wieder hier. Dann kommt die Beerdigung, dann wieder Dienstliches und so weiter und so weiter. Frag lieber nicht.«

»Ich möchte aber fragen, weil ich neugierig auf dich bin.«

»Kann ich Anspruch auf ein Glas Champagner anmelden?«

»Ja, natürlich.« Sie nahm die Flasche aus dem Kübel und begann sie zu öffnen. »Du drückst dich vor meinen Fragen.«

»Ja, das tue ich.«

Der Korken kam mit einem leisen Plopp, sie goss ein.

»Du bist ein Geheimniskrämer.«

»Das auch.«

»Du bist also ein Geheimer.«

Er grinste. »Was, bitte, ist ein Geheimer?«

»Na ja, ein geheimer Kurier des Kanzleramtes, oder nein, des Außenministers, der mal eben eine wichtige Akte nach Damaskus fliegt.«

»Das muss ich meinen Leuten erzählen«, sagte er lachend.

»Im Ernst, wie geht die Geschichte mit deinem Freund? Als du das erwähnt hast, war deine Stimme ganz zaghaft. Weißt du eigentlich, dass deine Stimme schön ist?«

»Das hat noch niemand gesagt. Trink mit mir. Noch bist du hier, noch bin ich hier.«

Sie tranken, und sie griff nach seiner rechten Hand und zog sie zu sich heran.

»Du hast auch schöne Hände. Was ist mit diesem Freund?«

»Ich wollte, ich wüsste es. Er verschwand von einer Sekunde auf die andere, und kein Mensch weiß, was mit ihm ist.«

»Ist er wertvoll für dich?«

»Ja, ist er.«

»Ein Freund aus Kindertagen?«

»Nein. Es ist etwas komplizierter. Ich kann das nicht erklären.«

»Du willst es nicht erklären, oder du darfst es nicht erklären?«

»Du bohrst.« Er lächelte.

»Natürlich bohre ich.« Sie sprach ganz leise und ganz sanft.

»Ich will dich erfahren. Willst du nichts von mir wissen?«

»Doch, doch.« Er bewegte sich hastig auf dem Stuhl. »Ich will wissen, wer du bist.«

»Stell dir vor, ich würde sagen, dass ich über mich keine Auskunft geben darf.«

»Das stelle ich mir lieber nicht vor.«

»Aber vielleicht ist das ehrlicher. Wir treffen uns, wir mögen uns, wir schlafen miteinander. Dann sagen wir: Das war es.« Ihre Augen waren ein wenig verschleiert, sie schien traurig. Dann straffte sie sich, ihre Schultern kamen hoch.

»Und wie geht's deiner Mutter?«

»Weißt du, was sie sagt? Sie will so schnell wie möglich das Haus verkaufen und woanders leben. Und den Schreibtisch meines Vaters will sie mit mir zusammen zertrümmern. Meine Mutter ist gut.«

»Ist das eine neue Erfahrung?«

»Vollkommen neu.«

Sie tranken sich zu, er rutschte vom Stuhl und zog das Jackett aus.

»Kannst du zu mir auf diese Seite des Tisches kommen?« Sie hielt den Kopf gesenkt, als schäme sie sich.

Als er seine Hände auf ihre Schultern legte, klagte sie: »Vielleicht ist es auch gleichgültig, vielleicht muss ich nicht alles wissen, und vielleicht bist du morgen nicht mehr da.«

»Das könnte geschehen«, sagte er. »Hier oben links sind deine Muskeln ganz hart.«

»Und deine Tochter? Wie alt ist sie überhaupt?

»Fünf. Und ich habe höllische Angst, sie zu verlieren.
Hast du Kinder?«

»Ich habe zweimal abgetrieben.«

»Ich wollte nicht ...«

»Es ist schon gut. Und was ist mit deiner Frau?«

»Wir trennen uns. Sie hat mich betrogen, und im Grunde bin ich ganz erleichtert.«

»Kannst du mich langsam ausziehen?«

»Das kann ich«, sagte er mit trockenem Mund.

Als sie nackt vor ihm stand, als er sich bemühte, seine Kleider ganz schnell auszuziehen und sie trotzdem nicht loszulassen, sagte sie leise: »Weißt du, mein komischer Heiliger, ich glaube, du bist einfach einsam.«

»Du hast einen wunderbaren, ganz flachen Bauch.«

»Dann solltest du mit deinen Lippen darauf spazieren gehen.«

FÜNFTER TAG

Müller fuhr durch die Nacht in sein Apartment. Er hatte jetzt seit vielen Stunden nicht mehr geschlafen, fühlte sich aber großartig. Er dachte, dass Karen ihm Kraft gab, obwohl er wusste, dass diese Verbindung ein ganz schwaches Pflänzchen war. Sie fragte zu viel, sie würde immer zu viel fragen. Irgendwann würde sie ihre Fragen ohne Antworten nicht mehr mögen. Wahrscheinlich würde sie wütend werden und einfach verschwinden.

Der Abschied war seltsam traurig gewesen.

Sie hatten zusammen geduscht, er hatte sich angezogen, sie war unter die Bettdecke gekrochen.

»Wann wirst du wieder in Berlin sein?«, hatte sie gefragt.

»Am frühen Abend, denke ich. Ich werde dich sofort anrufen, wenn ich gelandet bin.«

»Ich muss mit ein paar langweiligen Boss-Anzügen essen gehen«, hatte sie gesagt. »Hinterlass mir einfach im Hotel, dass du da bist.«

»Ja«, hatte er geantwortet.

Dann war er an das Bett getreten und hatte sich über sie gebeugt.

Sie hatte ganz lautlos geweint und gemurmelt: »Nun geh schon.«

Er war gegangen.

Das Apartment wirkte trostlos, was auch damit zusammenhing, dass keine der elektrischen Birnen über vierzig

Watt hatte. Es war ein milchiges, gelbes Licht, das die Ecken aussparte und viele dunkle Flecken ließ. Beinahe schon automatisch schrieb er auf seinen Zettel: stärkere Birnen, eine einfache Stehlampe.

Er rasierte sich, zog einen dünnen, sandfarbenen Leinenanzug zu einem einfachen weißen Oberhemd an. In Damaskus würde es heiß sein, keine Krawatte, keine Socken, stattdessen weiche, hellbraune Slipper. Dann die richtigen Papiere, die richtige Legende.

Er fragte sich flüchtig, wie er denn Nour dazu bringen konnte, die wirkliche Geschichte zu erzählen. Sie war eine sehr kluge Frau, und sie war fest in einer großen Sippe verankert. Niemals würde sie irgendetwas Leichtfertiges über ihren Ehemann erzählen, schon gar nicht irgendeine Neuigkeit, die sie nur mit ihm teilte.

»Du hast keine Chance, aber nutze sie«, murmelte er.

Er erinnerte sich, dass er Nour beim letzten Telefonat gesagt habe, er habe eine kleine Maschine für Achmed. Also packte er einen extrem kleinen Schwingschleifer ein, um wenigstens einen ersten Grund für sein Auftauchen zu haben.

Er verließ das Haus um 4.10 Uhr.

Zwischenspiel

Pjotr hatte Achmed mit zwei, drei schnellen Hieben an den Kopf zusammengeschlagen und dann zu Dimitri ins Wasser geworfen.

Keiner der Männer kümmerte sich um Dimitri. Sie wussten, dass er ein Gezeichneter war und dass sie ihn nicht mehr anfassen durften, weil er jetzt selbst diese unbegreifliche Strahlung aussendete.

»Du musst aus dem Wasser raus«, sagte Achmed spuckend.

»Scheiße«, sagte Dimitri. »Was habe ich verkehrt gemacht?«

»Du hast mir nicht geglaubt«, sagte Achmed.

»Meinst du, dass ich weiterleben kann?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Achmed. »Komm erst raus aus dieser Brühe. Und was ist mit deinen Haaren?«

»Was soll mit meinen Haaren sein?«

»Na ja«, nuschelte Achmed unsicher. »War nur eine Frage.« Er kletterte aus dem Wasser, zog seine Kleidung aus und warf sie auf einen Haufen. Dann reichte er Dimitri eine Hand.

»Glaubst du, es geht?«

»Was soll gehen?«, fragte Dimitri. Er machte einen tödlich erschöpften Eindruck.

»Komm aus dem Wasser«, bat Achmed. »Du musst die Klamotten ausziehen.« Dann spürte er einen scharfen Schmerz im Unterkiefer. Pjotr hatte ihm wahrscheinlich einen Zahn ausgeschlagen. Macht nichts, dachte er. Hauptsache ist, ich kann irgendwann aus diesem Irrsinn aussteigen.

Dimitri versuchte aufzustehen. Anfangs ging das auch,

aber als er kniete, begann er hin und her zu schwanken und fiel seitlich zurück ins Wasser.

»Scheiße!«, fluchte er mit schwacher Stimme.

»Komm, ich zieh dich raus«, sagte Achmed.

Hinter ihm sagte Pjotr voll Verachtung: »Das sind doch zwei Affen!« Dann ging er mit den anderen drei Männern in die Scheune.

»Kriech aus dem Wasser«, bat Achmed inständig. »Es ist einfach zu kalt, und gleich wird es dunkel.«

Dimitri kam auf die Knie und begann aus dem kleinen Becken zu kriechen. Das sah erschreckend mühsam aus, und Achmed schloss die Augen, als er das keuchende Atmen hörte.

Als Dimitri auf dem Gras war, ließ er sich auf den Rücken fallen und hechelte, als habe er Kilometer zurückgelegt. »Ich bin wie ein alter Mann, ich kann nicht stehen.«

»Zieh die Klamotten aus«, bat Achmed. »Sieh mich an, ich habe meine Klamotten weggeworfen. Du musst dasselbe tun.«

»Ich bin so kaputt«, sagte Dimitri mit eigenartig hoher Stimme.

»Dann ziehe ich dich aus«, sagte Achmed. »Hast du andere Kleidung in deiner Tasche?«

»Na sicher«, sagte Dimitri. »Weshalb hat du nach meinen Haaren gefragt?« Er fuhr sich durch die Haare und starrte auf das große Büschel, das er danach in der Hand hielt.

»Das passiert dabei manchmal«, sagte Achmed.

Er ging in die Scheune und holte seine Tasche. Da er nicht wusste, welche Dimitris Tasche war, bat er Pjotr, sie ihm zu geben.

»Er muss neue, saubere Sachen anziehen.«

»Du hast ihn extra in die Scheiße geritten«, sagte Pjotr.

»Warum sollte ich so etwas Idiotisches tun?«, fragte Achmed. »Welche Tasche ist es?«

»Die gelbe da«, sagte Pjotr. Er trank Wodka aus einer Flasche.

Achmed nahm seine und Dimitris Tasche und ging hinaus.

Dimitri hatte sich nicht einen Millimeter bewegt, lag auf dem Rücken und starrte das Büschel Haare in seiner Hand an.

»Ist dir schlecht?«, fragte Achmed.

Dimitri nickte. »Zum Kotzen schlecht. Aber ich habe nichts mehr im Magen, ich würgen ganz einfach. Und das tut weh. Hast du auch was abbekommen?«

»Ich war vorsichtiger«, antwortete Achmed tonlos. »Willst du diese Boxershorts hier?«

»Ja. Und guck mal meine Hände und Arme an. Das sieht aus wie Brandwunden.«

»Ja«, sagte Achmed. »Und diese Jeans hier?«

Dimitri würgte wieder, und die Laute gingen in einen quälenden Husten über.

»Du brauchst einen Arzt«, sagte Achmed.

Dimitri sah ihn an, und es gelang ihm sogar zu lächeln. »Du machst Witze«, sagte er.

»Nein, mache ich nicht«, stellte Achmed fest. Er zog sich schnell an. »Ich rede mit Pjotr.«

Er ging in die Scheune.

Pjotr und die drei Männer hatten sich auf die Kornsäcke gelegt und tranken Wodka.

»Dimitri braucht einen Arzt«, sagte Achmed ruhig.

»Keine Chance«, sagte Pjotr. »Willst du einen berühmten Spezialisten zu Fuß hierher kommen lassen?«

Die Männer lachten.

»Er wird sterben«, sagte Achmed.

»Das Leben ist manchmal so«, nickte Pjotr. »Du kannst ihm ja das Händchen halten und dann selbst eingehen. Aber vorher baust du uns die Bombe.«

»Ich dachte, er ist ein Freund.«

»Ist er ja auch. Aber es hat ihn erwischt, oder? Und sterben muss jeder allein, sagt mein Pfarrer.«

»Das kannst du nicht bringen«, schrie Achmed.

»Doch, kann ich. Und du hältst jetzt besser die Schnauze, sonst geht es dir schlecht.«

»Dann hole ich ihn rein.«

»Das wirst du nicht. Wir wollen weiterleben. Hör zu, Damaskus, lass Dimitri in Ruhe, lass ihn einfach in Ruhe. Du machst das mit dem Salz und baust die Bombe. Und dann kannst du gehen, wohin du willst.«

»Du bist ein Lügner, Pjotr, du wirst mich niemals gehen lassen, wenn ich dir die Bombe gebaut habe. Bei Allah, ich spucke dich an.«

Achmed ging wieder hinaus.

Die Nacht war gekommen, und er musste blinzeln, um Dimitri zu erkennen.

Dimitri war ein großer Haufen auf einem trostlosen Flecken Gras. Er würgte wieder.

Dann sagte er: »Mir ist kalt.«

»Ich hole einen Haufen Kornsäcke«, versprach Achmed.
»Damit kannst du dich wärmen.«

»Wieso friere ich? Es ist doch Sommer.«

»Kranke frieren manchmal«, murmelte Achmed.

Er ging wieder in die Scheune und holte einen Stapel alter Kornsäcke. Es war mühsam, Dimitri darauf zu betten und dann mit den Säcken zuzudecken. Dimitri war so schwach, dass er sich kaum bewegen konnte.

»Lass mich einfach«, flüsterte Dimitri. »Ich bin jetzt eine Bombe. Oder?«

»Ja«, sagte Achmed. »Du bist eine Bombe. Aber du musst gesund werden und nach Georgien gehen, um dieses Mädchen zu heiraten.«

»Ich habe jetzt keine Lust auf Georgien«, flüsterte Dimitri.

Er starb in der Nacht um 1.23 Uhr.

Achmed hob unmittelbar neben dem Toten eine flache Grube aus und rollte ihn hinein. Dann schaufelte er Erde über den Toten und betete, dass Allah irgendeinen schönen Raum im Paradies für Dimitri bereithalten solle.

Als er in die Scheune trat, sagte er: »Dimitri ist tot. Ich habe ihn begraben.«

»Dann arbeite jetzt weiter«, sagte Pjotr.

»Ich brauche zwei Taschenlampen«, forderte Achmed.

»Im Laster sind welche«, sagte Pjotr. Er schien betrunken zu sein.

»Bleibt hinter dem Laster und läuft nicht herum«, sagte Achmed.

»Zu Befehl, Herr Professor.«

Achmed hatte den Vorgang genau überlegt. Es war nicht nötig, dauernd nach den Kristallen zu sehen. Es reichte, wenn er das Bleigefäß mit dem Hammerkopf von beiden Seiten aus anging. Es war eine ganz einfache Vorrichtung. Er hatte in der Mitte einer starken, biegsamen Schnur den Hammerkopf eingebunden. Wenn er ihn genau über das Bleigefäß brachte und dann nach unten fallen ließ, brauchte er sich der Strahlung nicht auszusetzen. Aber es war mühevoll: Die Säure hatte einen großen kristallinen Kuchen hinterlassen, den er jetzt zu staubigem Pulver zerkleinern musste.

Um 2.45 Uhr unterbrach er seine Arbeit und senkte den Bleideckel auf das Salz. Dann ging er vorsichtig um den kleinen Laster herum und betrachtete die Männer. Sie schliefen tief und fest, und Pjotr schnarchte sogar laut.

Achmed dachte, dass er ohnehin nur diese eine Chance hatte.

Er verließ die Scheune und wandte sich nach links. Er kletterte auf die Geländefalte und stand in einem jungen Kornfeld. Jetzt durfte er nur nicht panisch werden, nicht ziellos in irgendeine Richtung laufen. Er musste in die Richtung gehen, wo Scheinwerfer von Autos zu sehen waren. Aber in den ersten fünf Minuten sah er überhaupt nichts. Dann fing er an, in einem langsamen Trab zu laufen, und je weiter er sich von der Scheune entfernte, desto sicherer wurde er.

Selbst wenn Pjotr wach wurde, würde er ihn nicht mehr finden.

Dann sah er Scheinwerfer, die über den Horizont krochen, um schließlich zu verschwinden. Sie bewegten sich von links nach rechts. Kurz darauf kamen Scheinwerfer, die von rechts nach links glitten. Da war also eine rettende Straße.

Achmed lief beständig, erreichte Feldwege, auf denen er schneller vorankam, und näherte sich der Straße. Er hatte jede Kontrolle über die Zeit verloren. Als er die Straße erreichte, kam von links ein schwerer Lkw heran.

Achmed breitete die Arme aus und stellte sich auf die Fahrbahn. Der Fahrer schaltete das Fernlicht ein, hupte und bremste, hielt endlich.

»Mobile phone?«, fragte Achmed freundlich und deutete auf sein Ohr.

Er war ein guter Spion, und er wusste, dass er zwei Möglichkeiten hatte. Er konnte den Mann spielen, der einen Unfall hatte. Das würde den Lkw-Fahrer verwirren und zur Vorsicht zwingen – denn wo war dann sein Auto? Oder er konnte freundlich sein und versuchen, eine heitere Situation darzustellen.

Der Fahrer antwortete irgendetwas, was er nicht verstand. Aber er machte einen freundlichen Eindruck, er war ein unrasierter, hagerer Typ, dem jede Unterbrechung seiner Monotonie gefallen würde.

»Mobile phone?«, wiederholte Achmed.

»Na, okay«, sagte der Mann. Und dann: »Nicht New York!«

Achmed lachte, schüttelte den Kopf und sagte: »Berlin.«

Der Fahrer reichte ihm ein Handy, und Achmed wählte Müllers Nummer zu Hause. Er kannte diese Nummer seit Jahren, er hätte sie niemals vergessen.

Niemand meldete sich, stattdessen sprang eine Bandansage an. »Hier sind Melanie, Anna-Maria Müller und Karl Müller. Sprecht eure Nachricht auf Band, wir melden uns.«

»Hey, Charlie«, sagte Achmed auf Englisch. »Bin in Schwierigkeiten. Bitte, du musst helfen.« Dann sah er den Fahrer an und fragte: »Village?«

Der Fahrer grinste und nickte und sagte geradeaus deutend: »Stadt!«

Achmed sagte in das Handy: »So, Charlie, es ist ein Dorf oder Stadt, ich weiß nicht. Du musst mich hier rausholen. Es heißt, oder warte ... Ich melde mich gleich noch einmal. Ich muss hier weg, sonst bin ich tot.«

Er sah zu dem Fahrer hoch. »Stadt?« Er reichte dem Fahrer das Handy, deutete auf sich und fragte dann: »To Stadt?«

»Okay«, sagte der Fahrer. »Steig ein, Kumpel.«

Es waren nur fünf Kilometer, auf denen der redselige Fahrer unbedingt erfahren wollte, ob Achmed das Opfer eines Unfalls war.

Aber Achmed spielte seine andere Rolle und sagte lächelnd: »Madame, Misses, Frau. Klar?« Und dazu deutete er große Brüste an.

Der Fahrer lachte schallend. »Hat sie dich im Kornfeld liegen lassen? Mann, das glaubt mir kein Mensch.«

Dann wandte er sich Achmed zu und zeigte auf seinen Unterkiefer. »Und sie hat dir eine verpasst! Oh Mann!«

»Ja, ja«, nickte Achmed geradezu begeistert. Und weil er davor nicht mehr darauf geachtet hatte, ob ihm ein Zahn fehlte, griff er sich nun in den Mund. Es fehlten zwei, er musste sie verschluckt haben.

Sie fuhren in besiedeltes Gebiet.

»Telefon!«, sagte Achmed. Er fummelte in seiner Jeans herum, er hatte Kleingeld. Er wiederholte: »Telefon.«

Der Fahrer nickte.

Das Städtchen lag wie tot, die Straßenbeleuchtung waren Funzeln, die Giebel der Häuser gleichförmige, langweilige Fensterfronten. Aber immerhin hatte Achmed gesehen, wie es hieß: Pasewalk.

»Da!«, sagte der Fahrer. »Telefon.«

Es war ein marktähnlicher Platz mit einer überdachten Bushaltestelle. Daneben zwei Telefonzellen.

Achmed bedankte sich.

»Mach's gut, Kumpel«, sagte der Fahrer. »Die Frau möchte ich kennen lernen.« Dazu kicherte er.

Achmed kletterte aus dem Fahrerhaus und schlug die Tür zu. Dann rannte er zu den Telefonzellen. Er warf zwei Eurostücke in den Schlitz, wählte die Nummer Müllers, hörte erneut die Bandansage, wurde einen Augenblick lang panisch, weil er fest damit gerechnet hatte, dass Müller sich meldete.

Er sagte: »Jetzt bin ich im nächsten Ort. Hol mich! Der Ort heißt Pässiw...«

In dem Moment wurde die Tür aufgerissen, eine Hand schoss herein und zerrte Achmed am Hals heraus. Pjotr. Neben ihm stand der Kleinlaster.

»Du bist ein dummes Arschloch«, sagte Pjotr böse. »Wen hast du angerufen?«

»Die Polizei natürlich«, murmelte Achmed. »Aber sie melden sich nicht.«

Dann schlug Pjotr zu.

Der Flughafen Berlin-Tegel war zu dieser Tageszeit ein öder Ort. Hinter den Glasscheiben im Abflugbereich bewegten sich träge zwei Putzfrauen, die mit nassen Tüchern den Boden wischten. Zwei Zollbeamte zogen von rechts nach links, zwei Polizisten von links nach rechts, zwei Flugbegleiterinnen unterhielten sich lachend.

Es hatte zu regnen begonnen.

Krause stand links unter einem Vordach und rührte sich nicht, wirkte wie festgewachsen. Sowinski stand neben ihm und gestikulierte mit beiden Händen.

Dass sie sich zu nachtschlafender Zeit zusammenspannen, um mich zu verabschieden, dürfte eine Premiere sein, dachte Müller.

»Sie sehen aus, als hätten Sie nicht geschlafen«, sagte Krause zur Eröffnung.

Müller nickte. »Guten Morgen.«

»Guten Morgen«, brummte Sowinski. »Ich bin nur hier, weil wir heute gegen die Regel operieren. Sie kommen an, Sie werden von drei eigenen Leuten empfangen. Alle drei tragen eine schwarze, schmale Tasche. Sie wechseln die Taschen, Ihre Tasche ist schon in der Maschine. Sie gehen durch den Zollausgang direkt zu den Taxen. Das erste Taxi ist ein gelbes. Das zweite eines mit grünen Streifen. Das ist für Sie. Direkt zu Achmeds Frau. Ihnen bleibt nicht viel Zeit für das Gespräch mit ihr. Das Taxi wartet auf Sie und bringt Sie gleich anschließend zurück zum Flughafen. Der gesamte Aufenthalt dauert nur dreieinhalb Stunden. Wir

erwarten keine Schwierigkeiten. Wenn Sie jedoch welche ausmachen, fahren Sie unverzüglich zur deutschen Botschaft und melden sich in der Residentur. Irgendwelche Fragen?»

»Keine«, sagte Müller.

»Gute Reise, und halten Sie die Ohren steif.« Sowinski ging durch den Regen davon, eine schmale, gebückte Gestalt.

»Ich habe die Unterlagen Breidscheid nicht mitgebracht«, sagte Krause. »Wenn etwas schief geht, könnte man die Unterlagen bei Ihnen nicht erklären. Da Breidscheid überall mächtige Freunde hat, würde er davon erfahren.«

»Gibt es generelle Neuigkeiten, was diesen Breidscheid betrifft? Etwas, was ich wissen muss?«

»Ja, es gibt eine Ansammlung von engen katholischen Lebensgrundsätzen. Weiterhin ein fröhliches Kapitalistentum, das so ungehindert blüht wie einst in Manchester. Und vieles deutet auf ganz miese Geschäfte überall in der Welt. Der Mann ist in merkwürdigen Gegenden zu Hause, Sie werden sich wundern.«

»Wie reich ist er denn?«

»Es gibt zwei Schätzungen. Laut der einen hat er rund vierzehn Milliarden US-Dollar. Laut der anderen mehr als zwanzig.«

»Und zu welcher neigen Sie?«

»Zur letzten. Aber eines ist jetzt schon klar: Wir finden nicht den geringsten Ansatz für eine Motivation. Deshalb ist es wahrscheinlicher, dass er unseren Achmed nur freundlicherweise in seiner Maschine mit nach Kairo genommen hat. Zum Beispiel, weil Onkel Hussein ihn darum gebeten hat, der bekanntlich ein guter Verbindungsmann von Breidscheid ist. Und alle Onkels klüngeln gern und schlagen was für die Neffen raus.«

Müller dachte: Wenn uns jemand aus zwanzig Metern Entfernung betrachtet, wird er nicht auf die Idee kommen, dass dieser Krause überhaupt nur einen Satz von sich gibt. Keine Bewegung, keinerlei Gestik, nicht einmal seine Lippen schienen sich zu rühren.

»Wie geht es Ihrer Seele, Junge?«, fragte Krause.

»Nicht besonders gut«, antwortete Müller. »Diese neue Blicke geht mir auf den Geist. Meine Frau hat mir gesagt, dass sie mich über Monate betrogen hat. Meine Mutter durchlebt eine schwere Situation. Ich kann ihr nicht richtig beistehen. Ich kann mich nicht richtig von meinem Vater verabschieden. Ich habe panische Angst, dass ich meine Tochter verliere. Na ja, ich lebe in Baustellen. Fragen Sie lieber nicht.«

»Wenn Sie wollen, nehme ich Sie raus«, murmelte Krause.

»Unmöglich.« Müller schüttelte den Kopf. »Ich definiere mich über diese Aufgabe. Wenn Sie mich rausnehmen, nehmen Sie mir auch die Ziele.«

»Das klingt nach Müller.« Krause lächelte matt. »Haben Sie sich überlegt, wie Sie bei Achmeds Frau vorgehen wollen?«

»Ich möchte improvisieren«, antwortete Müller.

»Ich will nur, dass Sie den familiären Hintergrund nicht vergessen. Wenn Sie von der Frau auch nur eine Aussage gegen Achmed oder gegen die Familie erwarten, dürfte sie abspringen.«

»Das ist mir klar«, sagte Müller. »Glauben Sie, dass Achmed gekauft worden ist?«

»Ich neige dazu«, nickte Krause. »Ich neige auch dazu, anzunehmen, dass jemand eine schmutzige Bombe bauen will. Kein Mensch weiß, wo sie eingesetzt werden könnte, aber die Anzeichen sind unübersehbar. Und die Hilflosigkeit der Politiker wirkt geradezu absurd. Niemand hat ein

Szenario, niemand hat damit gerechnet, aber alle möglichen angeblichen Sicherheitsberater sagen uns, dass eine schmutzige Bombe eher unwahrscheinlich ist. Man kann zynisch werden und sagen: Na, dann warten wir mal, bis das Ding hochgeht.«

»Haben wir einen Krisenstab?«

»Ja, einen ganz verdeckten, den es nach außen hin gar nicht gibt. Der Blätterwald wird immer greller, die Kommentare der Journalisten immer blumiger, das Kanzleramt hält sich raus, und dieser Krisenstab trifft sich so heimlich, wie wir früher hinter den Stachelbeerbüschen geraucht haben. Bis irgendjemand dahinter kommt und es auf die Titelseite hebt.«

»Sie sind sauer, nicht wahr?«

»Ja, allerdings. Aber das hat zur Folge, dass ich auch Risiken einzugehen bereit bin. Im Augenblick sind Sie ein solches Risiko, denn man wird mir den Hals umdrehen, wenn bekannt wird, dass ich Sie mit einem Extraflieger quer durch Europa nach Nahost schicke, nur um einen Punkt zu recherchieren. Aber ich habe die Zustimmung meines Präsidenten. Sie müssen jetzt langsam gehen. Da hinten ist eine Seitentür. Einfach geradeaus.«

»Ja. Nun lassen Sie es schon raus. Was ist los?«

»Sehen Sie mir das an?«

»Seit zehn Minuten«, sagte Müller.

»Wir glauben, dass Achmed nicht mehr lebt. Er hat sich gemeldet. Auf Ihrem Privatanschluss. Zweimal. Um vier Uhr herum.«

»Was sagt er?«

»Er sagt, er steckt in Schwierigkeiten. Sie sollen ihn abholen, aber den Ort versteht man kaum mehr, weil es plötzlich knallt und die Leitung unterbrochen wird.«

Müller schniefte, er suchte nach einem Taschentuch,

stöhnte »Verdammte Scheiße!.« Er nahm das Tuch, das Krause ihm reichte. »Herrgott, Achmed!«

»Sie mussten das wissen.« Krauses Stimme klang dumpf.

»Natürlich.« Müller nickte. »Bis später.«

Es war ein kleiner, zweistrahliges Jet. In der Tür stand ein groß gewachsener Mann und lächelte. Er sagte: »Mein Name ist Dittrich, ich bin Ihr Pilot. Haben Sie nicht mehr Gepäck?«

»Nein«, sagte Müller.

»Wir fliegen über die türkische Route. Wir landen in Antalya zwischen, um die Betankung in Damaskus zu vermeiden.«

»Das ist mir recht so«, nickte Müller.

»Wir haben keine Flugbegleitung.«

»Passt gut«, sagte Müller. »Ich muss dringend schlafen.«

Das kleine Flugzeug war ausgesprochen gemütlich eingerichtet, die Sitze waren breit und mit Leder bezogen. Auf dem gegenüberliegenden Sitz lag eine kleine lederne Aktentasche mit einem einfachen Klappverschluss. Müller sah hinein, sie war leer.

Er saß noch nicht, als die Maschine zu rollen begann.

Achmed, mein Gott, Achmed.

Er war so erschöpft, dass er die Augen schloss und dann sofort wieder aufriss, weil er panisch und angstvoll dachte, er verliere die Balance und stürze vom Sessel.

Dann döste er vor sich hin und hatte Furcht vor dem Einschlafen. Er versuchte, sich zu lockern. In diesem Zustand konnte er nicht zu Nour kommen, um herauszufinden, warum Achmed auf diese Reise gegangen war.

Er sackte in den Schlaf, und der Traum kam schnell und überwältigte ihn.

Das Licht war seltsam blau, die Geräusche kamen wie harte Schläge, und eigentlich war nichts so, wie es sein sollte.

»Wir gehen rein!«, sagte Emmerich hart.

Sie gingen rein, und Müller war der erste Mann.

Wie immer hatte er seine Neunmillimeter-P226-Sig-Sauer in der Höhe der rechten Hüfte, wie immer ging er zügig, hielt nur inne, wenn links oder rechts eine offene Tür auftauchte, duckte sich dann ab, kam mit der Waffe zuerst herum, stand dann eine halbe Sekunde breitbeinig.

Sie wussten, wo die Männer waren, und nach Müllers Meinung waren es bis zu ihnen noch etwa fünfundzwanzig Schritte.

Sie wussten auch, wo die beiden Geiseln waren. Im gleichen Raum wie die Männer, nur links hinter der Tür. Sie hatten dort laut Plan einen Schreibtisch stehen, wahrscheinlich hockten die Geiseln dahinter. Geiseln waren kostbar.

»Heiner vor«, sagte Emmerich.

Das Licht wurde etwas dunkler. Müller presste sich mit dem Rücken an die Wand, und Heiner kam nach vorn und nahm seine Position ein. Auf Heiner war immer Verlass.

Dann war Heiner plötzlich weg, abgetaucht nach links oder rechts.

Und dann stand da dieser Mann, der irgendetwas in der Hand hielt.

»Waffe runter!«, schrie Müller.

Der Mann reagierte nicht, stand einfach wie ein stummer Schatten.

Müller schoss, er schoss nur einmal, weil er sehr sicher war.

Jemand hinter ihm schrie: »Okay! Passiert!«

Müller sackte in die Knie und beugte sich weit nach vorn. Er flüsterte: »Er hatte eine Waffe, verdammt.«

»Es ist ja alles in Ordnung«, sagte jemand laut vor ihm.

Müller schlug die Augen auf. Da stand einer der Piloten und lächelte.

Müller sagte: »Entschuldigung!«

»Nichts passiert«, sagte der Pilot. »Hinten gibt es einen Eisschrank mit kalten Getränken. Und oben drauf steht eine Thermoskanne mit heißem Kaffee.«

»Danke, das ist gut«, sagte Müller. Wahrscheinlich hatte er geschrien. Seit es den Traum gab, schrie er immer.

»Wir liegen gut in der Zeit«, sagte der Pilot. »Wir haben fantastisches Flugwetter, keine Schwierigkeiten.«

»Das ist doch schon was.«

»Soll ich Ihnen einen Kaffee vorbeibringen? Ich hole ohnehin einen für uns im Cockpit.«

»Das wäre gut«, sagte Müller.

Der Mann sah so aus, als hätte er gern etwas gefragt, aber er schwieg und ging nach hinten.

Müller klappte den Tisch aus.

Es war ein richtiger, großer Porzellanbecher, den der Pilot vor ihn hinsetzte.

»Danke sehr«, murmelte Müller. »Ich hatte wohl einen Albtraum.«

»Es klang so, als seien Sie in Not«, sagte der Pilot.

Müller nickte. »Danke für den Kaffee.«

Nour, dreieinhalb Stunden für Nour, dachte er.

Irgendwann schlief er wieder ein und erwachte erst, als die Piloten das türkische Antalya ansteuerten und sich das Geräusch der Triebwerke deutlich veränderte.

»Wenn Sie wollen«, sagte der Pilot von vorher, »können Sie selbstverständlich ein paar Schritte machen, aber ...«

»Ich bleibe hier«, antwortete Müller. »Ist da hinten irgendetwas zu essen?«

»Ja, ein paar Snacks.«

Ihr Aufenthalt war kurz.

Die Landung in Damaskus, das Prüfen seiner Papiere als deutscher Diplomat, das mehrmalige Wechseln der schwarzen Taschen vor den Augen der Polizei und des Zolls, der Blitzstart der vier Taxis in alle Himmelsrichtungen, das alles war ein uraltes Spiel. Müller saß im Fond des Taxis, neben sich die kleine Maschine für Achmed, und er hatte keine Hoffnung, durch Nour weiterzukommen. Sie würde mauern, das musste sie ja.

Der Taxifahrer kannte sein Ziel und sagte knapp auf Englisch: »Ich warte hier.«

Wenn sie einkaufen ist, stehe ich hier rum, dachte Müller. Wenn sie bei Verwandten ist, kann ich sie nicht erreichen. Aber vorher anrufen hätte bedeutet, der Sache zu viel Bedeutung beizumessen.

Das Kindermädchen öffnete.

»Hallo«, strahlte Müller, »ist jemand zu Hause?«

Dann tauchte im Hintergrund Nour auf, und ihre Augen waren groß vor Erstaunen.

»Karl, schön, dich zu sehen. Bist du vom Himmel gefallen?«

»Kann man so sagen. Dein Mann ist nicht im Geschäft, ist er hier?«

»Mein Mann ist immer noch in Kairo«, sagte sie. »Aber das weißt du doch. Er ist noch nicht zurück.«

»Ich besuche seine Konkurrenz«, sagte er. Lieber Himmel, nun lad mich schon zu einem Kaffee ein, Frau. »Hier ist das Maschinchen, das er sich gewünscht hat.« Er hielt Nour den bunten Karton hin.

»Komm doch rein. Die Jungs sind in der Schule, ich bin endlich allein und habe mal Ruhe. Also, einen Mokka oder irgendetwas in der Art?«

»Sag mal, hast du was zu essen hier? Mein Frühstück im Hotel war fade.«

Sie lachte. »Was willst du?«

»Lammsalami«, sagte er. Das war das Einzige, was er sich vorher überlegt hatte. Etwas zu essen bedeutete, mehr Zeit zu haben.

Das Haus lag im engen Bereich der Altstadt, es war seit mehr als zwei Jahrhunderten im Besitz der Familie. Durch die Anbauten hatte man über dem zweiten Stock eine Dachterrasse anlegen können.

»Aber es geht ihm gut? Er hat angerufen?« Müller setzte sich in einen Sessel.

»Nein, hat er komischerweise nicht. Aber er hat mich vorgewarnt. Er hat gesagt, es würde schnell gehen, aber mit viel Arbeit verbunden sein.« Sie setzte sich ihm gegenüber. »Paula macht dir ein Brot mit Lammsalami. Wie gehen die Geschäfte?«

»Kein Grund zur Klage.«

Nour war eine schöne, schlanke Frau, eine moderne Damaszenerin, die Bluejeans liebte und karierte Männerhemden und sich einmal beklagt hatte, dass junge verheiratete Frauen nicht mehr in Discos gingen.

Ich kann mit einem Bluff beginnen, dachte Müller flüchtig. Mit einem doppelten Bluff. Darauf würde sie reagieren müssen.

»Hör zu«, begann er, »dein Mann macht mir Sorgen. Ich denke, es war keine gute Idee von ihm, in Breidscheids Privatmaschine nach Kairo zu fliegen. Und es war auch keine gute Idee, für Breidscheid zu arbeiten.«

Ihr Gesicht zeigte weder Erstaunen noch Erschrecken.

»Was ist gegen Breidscheid zu sagen?«, fragte sie.

»Er nutzt die Leute aus«, sagte Müller. »Und weil ich Achmeds Freund bin, sage ich das.«

»Er soll in Kairo für Breidscheid irgendein Netzwerk installieren. Ich vermute mal, Breidscheid hat da ein Büro. Er zahlt gut. Und du weißt doch, dass Achmed völlig verrückt ist, was Computer anbelangt.«

Müller hätte einwenden können, dass in Kairo tausend Leute für eine derartige Aufgabe besser gerüstet waren als Achmed, aber das hätte das Gespräch beendet.

»Na ja, vermutlich hat Onkel Hussein daran gedreht«, sagte er. »Ich will mich ja nicht einmischen.«

»Onkel Hussein hat wenig damit zu tun, das haben eigentlich Achmed und Breidscheid ausgehandelt. Hat Achmed dir nicht erzählt, wie dieses Ding zustande kam?«

»Hat er nicht«, sagte Müller.

Sie war heiter und stolz auf ihren Ehemann, sie kicherte wie ein Mädchen. »Kennst du den großen Rolls-Royce-Zusammenbruch nicht?«

»Nein«, sagte Müller.

Das Kindermädchen Paula brachte das Messingtablett mit Mokka, Brot und aufgeschnittener Salami.

»Breidscheid kommt öfter im Jahr zu Onkel Hussein. Die beiden alten Kerle reden dann über Geschäfte, nehme ich an. Jedenfalls haben sie viel Spaß miteinander. Breidscheid taucht nirgendwo auf, wenn kein Geschäft in Sicht ist. Also, Breidscheid wohnt wie immer im Hotel, und er leiht sich da einen Rolls-Royce, um mit Onkel Hussein auf Tour zu gehen. Ganz vornehm mit Fahrer. Und sie zockeln irgendwo in einem Außenbezirk rum, weil Onkel Hussein dem Breidscheid einen Büroneubau zeigen will. Da bleibt das vornehme Auto stehen. Einfach

so. Es rührt sich nichts mehr. Der Motor ist aus und kann nicht mehr gestartet werden. Der Fahrer ist beschämt und ruft die Werkstatt an, die sofort sechs Leute schickt. Aber auch die können nichts tun, das Auto gibt keinen Ton von sich. Und das Hotel will schon einen Jaguar mit Fahrer schicken, als Onkel Hussein auf die Idee kommt, Achmed zu rufen. Achmed kommt mit dem Taxi und seinem Laptop und sagt: Macht mal Platz, Leute, ihr habt doch alle keine Ahnung. Dann setzt er sich in das Auto und schließt den Laptop am Zigarettenszönder an. Es dauert keine zwei Minuten, da sagt Achmed: Sie können weiterfahren, Mister Breidscheid! Er dreht am Schlüssel, und das Auto läuft. Onkel Hussein ist unheimlich stolz auf seinen Neffen, und Breidscheid ist entzückt. Sie kommen ins Gespräch, und Breidscheid fragt: Sagen Sie mal, junger Mann, haben Sie Lust, für mich ein Netzwerk in Kairo aufzubauen? Na klar, antwortet mein Mann, wieso denn nicht. So fing das an.«

Ich muss sie treiben, dachte Müller und nahm einen Schluck aus der winzigen Tasse. Treiben, bis sie reagieren muss. Sie verkriecht sich hinter dieser Larifari-Geschichte mit dem Rolls-Royce, weil sie eine hervorragende Deckung abgibt, aber sie weiß eigentlich viel mehr.

»Und aus Kairo hat er dich noch nicht angerufen?«

»Nein. Ich wundere mich schon, weil er sich doch sonst immer meldet, wenn er nicht in der Stadt ist.«

Müller war sich jetzt sicher, dass Nour ihm etwas verschwiegen. Er schob sich zwei Scheiben Salami und einen Brocken Brot in den Mund und kaute genüsslich.

»Achmed ist nicht in Kairo, Achmed ist in Berlin«, sagte er. Sie hob den Kopf und sah ihn an. Sie schien fassungslos.

»Wie bitte?«, fragte sie.

»Er installiert kein Netzwerk für Breidscheid in Kairo, er

ist in Berlin. Und das Visum hat ihm todsicher der mächtige Onkel Hussein besorgt, oder?«

»Nein, nein, nein«, haspelte sie schnell. »Das hat Breidscheid gemacht. Onkel Hussein hat mal gesagt, dass Breidscheid in jeder Stadt auf der Welt einen Menschen sitzen hat, der über die Stempel verfügt.«

Ich muss sie weitertreiben, dachte er, ich muss etwas sagen, was ihr die Luft nimmt.

»Du hast entdeckt, dass er sein Handy vergessen hat«, behauptete er.

Sie stand auf, der Sessel knarzte leise, sie straffte sich und ging aufrecht wie ein Zinnsoldat davon, unnahbar.

Müller war ganz sicher, dass sie zurückkehren würde. Er musste nur abwarten. Sie würde viele Fragen haben.

Es dauerte eine Viertelstunde.

Als sie wiederkam, ging sie mit runden Schultern und leicht gebückt. Sie hatte geweint, in ihrem Gesicht waren rote Flecken. Und wahrscheinlich hatte sie sich das Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen, denn von ihrem dezenten Make-up war nichts geblieben.

»Wieso Berlin? Woher weißt du das?«

»Ich habe einen Kumpel in Berlin, der mal mit mir hier bei Achmed war. Und der rief mich an und sagte: Ich habe Achmed gesehen.«

»Und? Hat er mit ihm gesprochen?«

»Nein, konnte er nicht, weil Achmed auf der anderen Straßenseite war. Aber es war zweifellos Achmed.«

»Das mit dem Handy ist so merkwürdig«, sagte Nour. »Ein Mann aus dem Geschäft rief mich an und sagte fassungslos: Sein Handy liegt hier in einer Schublade. Dann hat er es mir gebracht.«

»Und sonst geht Achmed ohne Handy noch nicht einmal auf den Lokus«, knurrte Müller.

Nour nickte. »Kennst du die Frau?«

Müller spürte eine plötzliche Wut, die wie ein kalter Klumpen in seinem Bauch saß.

»Es ist keine Frau, Nour. Du kannst mir glauben, dass es keine Frau ist. Das wüsste ich, das hätte er mir gesagt.«

»Aber das passt doch alles, er lässt sein Handy hier, damit ich ihn nicht erreichen kann.« Sie beugte sich nach vorn und weinte ganz still.

»Weißt du was«, sagte Müller, »ich könnte deinem Mann in den Arsch treten, verdammt noch mal.«

»Also stimmt es?«

»Es ist keine Frau, Nour. Er liebt dich, er hat mir das hundertmal gesagt.«

»Was ist es dann? Und wieso Berlin?« Sie wischte verzweifelt mit einem Papiertaschentuch an ihren Augen herum.

»Das wissen wir nicht genau«, sagte Müller. Sie musste langsam eine Ahnung von der Größe der Sache bekommen, und plötzlich wusste er auch, wie er weiterfragen musste.

»Du hast gesagt, dass Breidscheid immer gut bezahlt. Wie viel hat er euch denn bezahlt?«

»Genug«, sagte sie schluchzend.

»Weiß Onkel Hussein denn, was Achmed für Breidscheid tun soll?«

»Ich war schon bei ihm. Er weiß nur, dass es in Kairo und für Breidscheid ist. Und Hussein lügt nicht, denn er ist Familie.«

Sie schwieg eine lange Zeit, dann sah sie Müller an.

»Du bist nicht hier, um Achmed diese blöde Maschine zu bringen?«

»Nein.«

»Du bist auch nicht hier, um seine Konkurrenten zu beliefern?«

»Nein.«

»Du bist hier, weil du wissen willst, was mit Achmed passiert ist?«

»Ja.«

»Und du bist immer noch sein Freund?«

»Ja.«

»Aber warum? Was ist an meinem Mann so wichtig? Ich meine ...«

»Ich bin ein Spion, der sich für Syrien interessiert. Und ich bin immer noch Achmeds Freund. Wir glauben, dass Breidscheid deinen Mann in eine beschissene Lage gebracht hat. Also: Hat er dir von Berlin etwas gesagt?«

»Nein. Kein Wort. Er hat gesagt, Breidscheid zahlt gut, er hat gesagt, es sind nur ein paar Tage Arbeit. Er hat von Kairo gesprochen, nur von Kairo.«

»Breidscheid hat ihm sicher gesagt, er solle sein Handy hier lassen und mit niemandem reden. Wie viel Geld ist es gewesen, Nour?«

»Was kann Achmed dir erzählen, wenn du ein Spion bist?«

»Die Stimmung im Land, bestimmte Dinge, die euer Militär betreffen. Keine Sensationen. Die Ölfunde der Amerikaner. Spionagekram eben.«

»Und er weiß, dass du ein Spion bist?«

»Ja, natürlich. Wir sind immer ehrlich zueinander.«

»Das hat er gesagt. Wieso Berlin?«

»Wir haben keine Ahnung«, sagte Müller.

»Und wieso hat er kein Handy? Er kann sich doch überall eines kaufen und mich anrufen.«

»Wahrscheinlich darf er das nicht. Vielleicht auch, weil es um so viel Geld geht.«

Sie stand auf und ging ins Haus.

Dann kam sie wieder und trug einen Karton in beiden

Händen. Er war etwa so groß wie ein Fernsehschirm, und sie ließ ihn auf den Tisch knallen.

»Den hat er mir gegeben, den sollte ich unter unser Ehebett stellen. Du brauchst gar nicht reinzuschauen, das habe ich schon gemacht. Es sind dreihunderttausend amerikanische Dollar drin.« Dann setzte sie sich und weinte leise. »Mein Gott, Achmed«, sagte Müller wütend. Und sie sagte: »Das ist nur die Anzahlung, hat er gesagt.«

»Hat wer gesagt? Achmed oder Breidscheid?«

»Achmed. Und natürlich Breidscheid.«

»Seid ihr denn nicht misstrauisch geworden?«

»Wieso? Breidscheid schwimmt doch im Geld.«

»Komm, bitte kein Streit zwischen uns. Wie viel sollte Achmed für die paar Tage Arbeit denn bekommen?«

»Eine Million Dollar.«

»Warst du dabei, als Breidscheid das gesagt hat?«

»Ich habe Breidscheid nie im Leben gesehen. Achmed schwärmte: Das ist unsere Chance, dann können wir raus aus Syrien, dann können die Jungs studieren, wo sie wollen. Und ich war ja auch einverstanden, ich fühle mich so beengt in diesem Land.«

»Hat Onkel Hussein gewusst, dass ihr eventuell auswandern wollt?«

»Nein. Du bist der Erste, dem ich das erzähle.«

»Du darfst niemandem sagen, dass ich hier war. Und ich möchte die Dollarscheine fotografieren. Das glaubt mir sonst kein Mensch. Danach musst du sie verstecken. Was hat Achmed mit auf die Reise genommen? Ist Paula noch im Haus?«

»Sie holt die Kinder ab. Kannst du irgendetwas für Achmed tun?«

»Ich werde alles versuchen«, sagte Müller. Er packte die Dollars aus dem Karton auf den Tisch und fotografierte sie

mit der kleinen Kodak, die er immer bei sich hatte. »Erinnerst du dich daran, was Achmed mitgenommen hat? Ich meine seine Kleidung.«

»Alles, was er für vier Tage braucht. Also Socken, drei, vier Jeans und T-Shirts. Und einen Trainingsanzug, blau mit weißen Streifen. Zwei Paar Schuhe, Sportschuhe.«

»Schreib mir das auf«, sagte er hastig. Er fotografierte Nour einige Male mit dem Geld im Vordergrund.

»Das war verrückt von uns, nicht wahr?«

»Völlig verrückt. Ein Netzwerker bekommt pro Tag fünfhundert Dollar, wenn er ein Genie ist und einen verdammten guten Agenten hat. Egal, wo er arbeitet, in Kairo oder in Berlin. Achmed hätte begreifen müssen, dass das stinkt.«

»Was glaubst du denn, was er wirklich machen muss?«

»Ich weiß es nicht, deshalb bin ich hergekommen. Dreihunderttausend als Anzahlung, mein Gott. Schreib mir auf, was er mitgenommen hat. Jede Kleinigkeit.«

»Ich hole was zu schreiben«, sagte sie. Sie drehte sich noch einmal herum. »Und es ist keine andere Frau?«

»Nein«, sagte Müller hart.

Sie kam mit einem Block zurück und begann ihre Liste zu schreiben.

»Sag mal, kennt Achmed irgendeinen Menschen aus Berlin? Hat er so etwas jemals erwähnt?«

»Nicht, soweit ich mich erinnere. Was glaubst du, ist er in Schwierigkeiten?«

»Ich hoffe nicht«, sagte Müller. »Und noch einmal: kein Wort zu irgendeinem anderen Menschen. Das musst du mir versprechen.«

»Und du rufst mich an, wenn du ihn gefunden hast?«

»Ich verspreche es. Jetzt gib mir die Liste, ich muss los.«

»Soll ich dir ein Taxi rufen?«

»Nicht nötig. Unten wartet eines.«

»Karl, ist Breidscheid ein schlimmer Mann?«

»Ich hoffe nicht«, sagte er.

Als er im Taxi saß, nahm er Verbindung zu Krause auf.

»Es ist gelaufen«, sagte er. »Der Flugzeugbesitzer zahlte eine unglaubliche Summe und brachte ihn raus aus Damaskus. Bis später.«

Zwischenspiel

»Warum lässt du mich nicht laufen, wenn ich die Bombe gebaut habe?«, fragte Achmed. »Schaden kann ich dir sowieso nicht. Ich habe keine Ahnung, was ihr damit machen wollt.«

»Die Absprache ist, dass du bei uns bleibst«, sagte Pjotr.

»Und wer machte die Absprache?«

»Mein Chef in Moskau«, antwortete Pjotr kalt. »Mein Chef in Berlin. Wie du willst. Und wer ist dein Chef?«

»Das sage ich nicht«, erklärte Achmed.

»Na, siehst du. Jeder hat ein paar Geheimnisse.«

»Ich habe Schmerzen«, murmelte Achmed. »Hast du wenigstens Kopfschmerztabletten?«

»So ein Scheiß«, höhnte Pjotr. »Ich habe dich kaum berührt. Damaskus, du bist ein Weichei. Und du wolltest die Bullen holen.«

»Ja.«

»Na siehst du, dann hat mein Chef doch Recht, wenn er sagt, du musst bei uns bleiben. Sonst machst du Blödsinn. Was hättest du denn den Bullen erzählt?«

»Ich hätte ihnen draußen den kleinen Hügel gezeigt und gesagt: Da drunter liegt Dimitri, der sich auf seine Freunde nicht verlassen konnte.«

Pjotr schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, wie ein Kerl wie du diesen Job machen soll.«

»Das verstehe ich auch nicht mehr«, knurrte Achmed. »Hast du was dagegen, wenn ich mal vor die Tür gehe?«

»Nein, aber lass die Tür offen. Wenn ich dich nicht mehr sehe, Damaskus, mache ich dich platt.«

»Aber nicht ganz«, sagte Achmed. »Du brauchst mich noch.«

Er ging langsam vor die Scheune. Es war heller Tag, am Himmel zogen einige Wolken, im Westen wurde es dunkel. Regen würde kommen, irgendwann.

Selbst wenn Charlie weiß, woher mein Anruf kam, würde er mich hier nicht finden. Aber er ist klug, vielleicht kommt er auf den Ortsnamen, auch wenn er ihn nur halb hört und in falscher Aussprache, dachte Achmed. Möglicherweise holt er sich Hilfe. Ich denke, wir sind rund sechs Kilometer von diesem Ort entfernt. Mindestens sechs, eher acht. Allah, ich würde die ganze Anzahlung für ein Scheißhandy hergeben. Pjotr hat auch keins, niemand hat eins. Ich muss herausfinden, wo ich noch einen Zeitpuffer herausholen kann. Wahrscheinlich wird Pjotr gleich sagen, ich soll die Bombe fertig machen. Ich kann das etwas verschleppen. Vielleicht zwei, drei Stunden, aber mehr nicht. Und ich weiß nicht, wie es weitergeht, weil ich nicht weiß, was sie mit der Bombe vorhaben.

Dimitri, mein Freund. Es tut mir verdammt Leid, dass du so unvorsichtig warst. Jetzt liegst du da in der Erde und strahlst. Wenn ich dir das erzählen könnte, würdest du mit Sicherheit lachen.

Nour, ich würde so gern mit dir reden, ich würde so gern mit den Jungs reden. Wie konnte ich so dumm sein, anzunehmen, dass dies eine machbare Aufgabe ist. Es ist die Hölle, Nour, glaub mir. Breidscheid hat gewusst, dass ich alles erledigen würde. Und anfangs sah das auch leicht aus. Aber dann haben diese brutalen Männer alles kaputt gemacht. Wie hat Breidscheid gesagt: Achmed, es geht nur darum, diesen Leuten zu zeigen, zu was jemand fähig ist, der stinkwütend ist. Und ich bin stinkwütend, glaub mir. Also, zieh das durch, Achmed, und du bist ein reicher Mann. Das hat er gesagt. Aber nicht, dass die Bombe wirklich hochgehen soll. Das hat erst Pjotr erzählt. Ich komme

hier nicht raus, Nour. Ich weiß nicht, wie ich das anstellen soll, dachte Achmed verzweifelt.

Er bewegte sich in gerader Linie immer weiter von der Scheune weg, sodass Pjotr ihn sehen konnte. Dann setzte er sich ins Gras. Er steckte sich einen Grashalm in den Mund und kaute darauf herum.

Charlie, tut mir Leid. Mir ist erst hinterher aufgefallen, dass ich diesen Ortsnamen englisch ausgesprochen habe. Aber du wirst das begreifen, du bist klug, Charlie. Und bring einen Haufen Polizisten mit, denn diese Männer hier sind bis an die Zähne bewaffnet. Jetzt brauchen sie mich noch, aber sobald meine Arbeit getan ist, werden sie mich toten. So einfach ist das. Und Breidscheid hat das von Anfang an so geplant. Beeil dich, Charlie.

Pjotr kam durch die Scheunentür und setzte sich neben ihn. »Wie lange wirst du brauchen, bis die Bombe fertig ist?«

»Drei, vier Stunden, schätze ich. Wieso?«

»Na ja, ich denke an meinen Zeitplan.«

»Und wenn ich fertig bin, was dann?«

»Dann fahren wir zurück nach Berlin.«

»Mit der Bombe?«

»Mit der Bombe.«

»Ihr seid ja wahnsinnig.«

»Wir erledigen eine Aufgabe und verschwinden wieder. Sag mal, wen hast du wirklich angerufen?«

»Die Bullen«, sagte Achmed. »Ich kenne sonst keinen.«

Pjotr drehte sich eine Zigarette. »Da habe ich anderes gehört«, sagte er.

»Von wem? Von deinem Chef in Moskau?«

»Das ist doch egal, Damaskus. Ich habe gehört, du hast Freunde in Berlin.«

»Habe ich nicht«, sagte Achmed mit trockenem Mund.

»Du wirst es mir irgendwann erzählen«, brummte Pjotr.

Er stand auf und forderte: »Bau jetzt die Bombe, Damas-kus. Sie sollte morgen früh fertig sein.« Dann ging er in die Scheune zurück.

Achmed folgte ihm nach einer Weile und dachte ver-zweifelt: Er wird mich foltern, wenn ich mich weigere.

»Gib mir den Block C4«, sagte er. »Sag denen, sie sollen ihn auf die Werkbank packen.«

Ich kann bei der Bombe nicht tricksen, dachte er fiebrig. Pjotr hat die Zünder und den elektronischen Signalgeber. Und er wird sie mir nicht geben. Wahrscheinlich hat er sie gar nicht bei sich. Das Zubehör wird in Berlin sein.

Die beiden Russen legten den Block Plastiksprengstoff auf die Werkbank.

»Packt die drei unbenutzten Pakete mit dem strahlenden Material in den Laster zurück«, sagte Achmed. »Ich kann sie hier nicht brauchen.« Dann wandte er sich an Pjotr. »Kannst du mir sagen, wie du den Sprengstoff unterbrin-gen willst?«

»Wie? Unterbringen?«

»Soll das Zeug in einem Eimer explodieren? Oder auf ei-nem Fahrrad? Oder in einem Auto? Auf einer Kirchenbank, in einer Moschee?«

»In einem Kompressor«, antwortete Pjotr. »So ein Ding, das Pressluft liefert, du weißt schon.«

»Na gut. Dann schau dir den Block hier an. Das sind vierundzwanzig Kilo C4. Normalerweise reicht das, um die Hagia Sophia zu pulverisieren. Aber wie viele Pakete muss ich machen, damit du das Zeug in dem Kompressor ver-bergen kannst?«

»Es ist ein normal großer Kompressor wie im Straßen-bau. Ich denke, zwei Pakete. Eins links, eins rechts, dann kommen die Blechblenden drüber.« Er lachte. »Ich meine, das Gerät wird niemals laufen, oder?«

»Also zwei. Gut. Ich werde sie so bauen, dass du genau weißt, wo du die Zünder reindrücken musst. Du brauchst vier Zünder, zwei pro Paket. Sicherheitshalber. Ich werde da Löcher lassen. Und ich werde aufzeichnen, wo bei jedem Paket oben ist, verstehst du? Und oben muss wirklich oben bleiben, sonst funktioniert das nicht. Ich male dir ein A drauf.«

»Ja, klar, ist ja einfach.«

In diesem Moment keimte in Achmed eine wahnwitzige Hoffnung auf. Oben und unten, dachte er, das könnte eine halbe Lösung sein. Charlie, ich werde mich bemühen, so lange wie möglich am Leben zu bleiben.

Müller verließ den Flughafen Berlin-Tegel zwölf Stunden, nachdem er gestartet war. Er hatte während des ganzen Rückfluges geschlafen, und er rief sofort seine Mutter an.

»Ich bin es, Mama, wie geht es dir?«

»Schön, Junge. Hast du ein bisschen Zeit für mich?«

»Habe ich, Mama. Ich komme jetzt heim, sofort.«

»Da bin ich sehr glücklich«, sagte sie.

Dann meldete er sich bei seinem Chef.

»Ich würde gern zuerst zu meiner Mutter fahren. Ich komme etwas später und mache meinen Bericht.«

»Das ist in Ordnung. Wir haben ohnehin Chaos hier. Alle streiten sich um Zuständigkeiten, aber sobald einer kapiert, was alles dranhängt, will er nicht mehr zuständig sein.« Er lachte. »Lassen Sie sich Zeit, bleiben Sie erreichbar. Das reicht fürs Erste.«

»Danke. Irgendetwas Neues von Achmed?«

»Nichts.«

Er stand neben seinem Auto und hatte plötzlich Angst, das Hotel würde sagen, Frau Swoboda sei abgereist. Wenn er ihr Handy anwählen würde, wäre sie in Frankfurt, weit weg. Aber dann meldete sie sich.

»Ich bin es«, sagte er. »Ich bin wieder hier. Bist du noch in Berlin?«

»Ja, ich warte noch auf den Vertrag. Wann kommst du?«

»Ich denke, gegen Mitternacht. Wenn du mich dann noch willst.«

»Oh ja«, sagte sie mit einem Lachen.

»Ich brauche dich sehr«, sagte er.

Er war gut gelaunt, als er vor seinem Elternhaus ankam.

Tante Trude, der Familiendragoner, tönte im Hintergrund: »Das kannst du dem Jungen doch nicht antun!«

»Was kannst du mir nicht antun?«

»Ich will mit dir zum Friedhof«, sagte seine Mutter. »Das verstehst du doch.«

Ganz instinktiv wollte er abwehren, wollte sagen: Das kann ich nicht, nicht jetzt. Aber er nickte und sagte: »Selbstverständlich fahren wir zum Friedhof. Und guten Tag, Tante Trude. Nett, dass du hier bist«.

»Was tut man nicht alles für die Verwandtschaft«, sagte Tante Trude. Sie war so breit wie hoch, und ihr rotes Gesicht strahlte Zufriedenheit aus. Sein Vater hatte geurteilt: »Sie ist zu dick und immer zu laut!«

»Willst du erst mal einen Kaffee?«, fragte Tante Trude.

»Nein, wir können sofort fahren.« Ich muss es hinter mich bringen, dachte er. Doch ich will es nicht.

Im Wagen sagte seine Mutter: »Du hast ja wohl mächtig viel zu tun.«

»Ja, das habe ich.«

»Aber morgen bist du da?«

»Natürlich. Wie kommst du denn mit Trude zurecht?«

»Wunderbar. Sie macht einen solchen Lärm, dass du denkst, es ist Kindergeburtstag. Aber sie ist eine treue Seele. Und sie hat Vater immer sehr gemocht. Wie geht es Melanie und dem Kind?«

»Ich weiß es nicht, Mama. Haben sie sich bei dir gemeldet?«

»Nein, aber wahrscheinlich denken sie, sie stören mich. Wie geht es dir mit dieser Wohnung?«

»Ich weiß nicht. Ich habe dort noch nicht einmal geschlafen.«

»Wie?«, fragte sie erschrocken. »Wo warst du denn nachts?«

»Im Dienst«, sagte er. »Du weißt doch, wir haben Feldbetten für die ganz harten Fälle.«

»Vater wollte ja nie, dass du für den Geheimdienst arbeitest.«

»Nein, das wollte er nicht. Aber er hatte auch keine Ahnung.«

»Kann sein«, sagte sie ein wenig beleidigt. »Doch er hat immer nur das Beste für dich gewollt.«

»Du brauchst ihn nicht zu verteidigen, Mama.«

»Damit die Angehörigen Abschied nehmen können, ist die Halle bis abends um acht Uhr auf. Das sind ganz reizende Leute.«

Mein Gott, ich will das nicht. Ich kann Tod jetzt nicht vertragen, nicht nach diesem Tag.

Er fuhr auf den Parkplatz, und sie gingen die letzten Schritte bis zu der Halle zu Fuß. In der Halle war die ganze hintere Wand aus Glas, verhängt mit lichtblauen Vorhängen.

Seine Mutter ging nach rechts zu einem Tisch, an dem ein Mann saß, der ihnen freundlich entgegenlächelte.

»Die Kabine achtundzwanzig, bitte«, sagte seine Mutter.

»Selbstverständlich«, sagte der Mann und drückte ir-

gendeinen Knopf. Eine Bahn des Vorhangs in der endlosen Glasfront glitt zur Seite.

»Du wirst sehen«, flüsterte seine Mutter, »er sieht ganz friedlich aus.«

Sein Vater lag wächsern in dem offenen Sarg, die Hände auf einer weißen Decke gefaltet. Die Hände waren bläulich. Neben seinem Kopf stand eine hohe Vase mit weißen Lilien.

»Und morgen tust du deinen letzten Gang«, sagte seine Mutter.

Ich weiß nicht, was ich dir sagen soll, dachte Müller. Ich will jetzt auch nicht mit einem Toten sprechen. Wahrscheinlich gäbe es nur Krach, wenn du plötzlich wieder aufwachen würdest. Wahrscheinlich würdest du wiederholen, dass ich mein Leben versaut habe, weil ich nicht studiert habe, was du wolltest. Du lieber Himmel, du hast in deinem Leben mehr verschwiegen, als eine Familie ertragen kann. Wahrscheinlich wäre die Situation klarer gewesen, wenn du getrunken hättest. Dann hätte ich dich wenigstens hassen können. So habe ich dich gehasst, ohne je zu erfahren, warum.

»Wo seine Seele jetzt wohl ist?«, fragte seine Mutter.

»Das weiß niemand«, antwortete er. »Komm, lass uns gehen.«

»Eine Weile noch«, bat sie. »Ich sehe ihn ja nie mehr.«

Er drehte sich ab von dieser Kabine der letzten Blicke, machte ein paar Schritte in das Halbdunkel des Raumes und dachte an Achmed, und ob er tot war. Charlie, du musst mir helfen ...

Sie fuhren nach Hause und schwiegen.

»Ich muss noch einmal ins Amt«, sagte er. »Ich werde rechtzeitig wieder hier sein. Und ich muss den schwarzen Anzug bei Melanie holen.«

In der Tiefgarage hatte er das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein.

Er schrieb seinen Treffbericht, volle neun Seiten über seine Begegnung mit Nour.

Als Krause klopfte und seinen Kopf zur Tür reinstreckte, sagte er: »Der Bericht ist fertig. Hier im Fotoapparat ist ein Film mit den Aufnahmen der dreihunderttausend Dollar. Kann ich das Tonband mit der Nachricht von Achmed haben? Und die Unterlagen über diesen Breidscheid? Gibt es irgendetwas Neues?«

Krause kam herein und setzte sich auf den Besucherstuhl.

»Wir wissen jetzt, wie man aus dem Material eine schmutzige Bombe machen könnte.«

»Wie denn?«

»Willi Sowinski hat das herausgefiltert. Es ist eigentlich ganz einfach. Sie schneiden einen Tennisball Kobalt 60 in Späne und gießen über diese Späne Salpetersäure. Das lassen Sie in aller Ruhe köcheln. Dann bleibt am Ende eine kristalline Schicht zurück. Die müssen Sie pulverisieren und auf eine herkömmliche Sprengladung packen. Ich frage mich, ob Achmed so etwas könnte.«

»Wenn sich das Rezept im Internet finden lässt, dann kann er so etwas anrichten«, sagte Müller.

»Achmed hat Sie vollkommen verwirrt, nicht wahr?«

»Ja, hat er. Ich habe immer seine distanzierte Selbstironie gemocht, diese leicht melancholische Art, sich selbst zu betrachten. Und jetzt fällt er auf einen Haufen Bargeld rein.«

»Und seine Frau?«

»Seine Frau hat von Beginn an gerochen, dass da irgendetwas faul ist. Aber sie kam zu spät.«

»Ehrlich, was glauben Sie, ist die Frau schon Witwe?«

»Ich weiß es nicht. Gibt es denn irgendwelche Spuren?«

»Keine, jedenfalls keine eindeutigen. Die Zahl der Spuren liegt bei insgesamt sechshundertfünfundfünfzig, was aber überhaupt nicht verwunderlich ist, denn alle Beteiligten aktivieren jetzt ihre bösen Buben. Alle Islamisten, die auch nur entfernt in der Nähe von Terrorismus stehen, sind eingesammelt worden. Sämtliche Gauner und Gano-ven, die jemals mit diesen Islamisten zu tun hatten, auch. Ganz vorsichtig ist eine Kooperation zwischen muslimischen Terroristen und Gangstern aus dem ehemaligen Ostblock angedeutet worden. Daraufhin zieht jede kluge Tageszeitung eine solche Möglichkeit aus dem Hut, inklusive kompletter Namenslisten. Jeder TV-Sender hat einen eigenen Lieblingsverdächtigen, jedes Boulevardblatt auch. Eine so komplette Fahndung hat dieses Land noch nicht erlebt. Und ich habe den Eindruck, dass alle jetzt bekannten Spuren falsch sind. Aber immerhin«, er grinste müde, »endlich sind wir ein einig Vaterland.«

»Was ist mit dieser Krisenrunde?«

»Das ist eine Versammlung, der ich nicht traue. Die tagen pausenlos, vierundzwanzig Stunden durch. In der zweiten Sitzung hat ein kluger Vertreter der Stadtverwaltung in Berlin gesagt, dass man mit dem Kobalt 60 die ganze Stadt verstrahlen könnte, wenn man das Zeug in die Trinkwasserversorgung kippt. Bei der nächsten Sitzung war dieser kluge Mann schon nicht mehr dabei. Begründung: Panikmache. Dann hat ein Vertreter des Innenministeriums geäußert, dass die Geheimdienste sich rauszuhalten hätten, weil sie das Bild verzerren, zu breit anlegen und zu kompliziert auffächern. Der war beim nächsten Mal auch nicht mehr dabei. Dann habe ich versucht, einen prominenten Berliner anzurufen, weil ich bestimmte Informationen in einer anderen Sache wollte. Da hieß es, Herr Sowieso habe sich überraschend entschieden, noch vierzehn Tage

Urlaub zu machen. Auf Mallorca. Erstaunlich viele bedeutungsvolle Menschen haben sich zu plötzlichen Ferien entschlossen. Sie kriegen in Berlin in den nächsten vierzehn Tagen keinen Hubschrauber und kein Flugzeug der etwas kleineren Art gemietet. Das ist ein wirtschaftlicher Aufschwung.«

»Das heißt, die bisher beste Spur haben wir?«

»Richtig. Aber das setzt den Präsidenten unter Druck, weil der plötzlich in dem Ruf steht, als Einziger ein Karnickel aus dem Hut ziehen zu können. Auf jeden Fall gerate ich ins Schussfeld, weil die Brüder vom Mossad, von der CIA und vom FBI sich schon angemeldet haben. Die sind im Anflug. Sie betonen alle: nur vorsichtshalber! Aber sie werden in dieser Stadt wildern, weil sie das seit Jahrzehnten tun.«

»Glauben Sie, dass Achmed noch lebt?«

»Nein. Wenn es so abgelaufen ist, wie wir vermuten, haben sie ihn benutzt und nach Gebrauch weggeschmissen.«

»Das setzt voraus, dass sie die Bombe gebaut haben, oder?«

»Ja, mein Junge. Wir gehen davon aus, dass die Leute die Bombe besitzen. Aber eine Ahnung, was sie genau damit bezwecken, haben wir nicht. Vielleicht ist sie ja auch für Paris vorgesehen, vielleicht für London.«

»Und wie passt dieser Breidscheid da hinein?«

»Überhaupt nicht. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Bisher habe ich den Eindruck, er ist einer dieser Global Player, die sich alles kaufen können, was sie haben wollen. Und dabei ganz einsam sind. Sie werden sehen. Und jetzt kommen Sie zu mir und hören sich Achmed an. Ich warne Sie, das klingt scheußlich. Aber vielleicht verstehen Sie etwas mehr.«

Achmeds Stimme schien von sehr weit her zu kommen. Er sprach undeutlich, was Müller zunächst irritierte. Dann

sagte er spontan: »Er klingt so, als habe er ... als habe er eins auf das Maul bekommen.«

»Das denken wir auch«, nickte Krause. »Im Stimmvergleich mit seinen anderen Anrufen hat er eine deutlich veränderte Aussprache. Entscheidend ist der Schluss. Verstehen Sie das letzte Wort?«

»Pähswö ... , Päsüwö ... Keine Ahnung. Haben wir eine Karte vom Großraum Berlin?«

»Natürlich. Ich lasse eine holen.«

Wenig später wurde Müller eine Karte in das Büro gebracht, die er an den großen Schrank gegenüber seinem Schreibtisch pinnte. Dann saß er sehr aufrecht und starrte das Gewirr von Linien und Punkten an. Er suchte sich zu Anfang den winzigen Ort Suckow neben der Autobahn Berlin-Hamburg. Dort war der Überfall geschehen, an der B 321 zwischen Parchim und Pritzwalk.

Okay, Achmed, dachte er, nehmen wir an, du hast das Zeug erbeutet und willst es in Sicherheit bringen. Und du hast neue Freunde aus Russland, die dasselbe wollen. Ihr müsst das Zeug irgendwo hinschaffen, wo es sicher ist. Du kannst das Versteck nicht ausgesucht haben, du bist völlig ortsfremd, das hat schon jemand anderer im Vorfeld ausguckt. Eine so wichtige Ladung bringe ich nicht irgendwohin, die darf niemand finden, auch nicht durch Zufall. Die Frage ist jetzt, mein Lieber, ob ihr direkt wieder auf die Autobahn in Richtung Berlin gefahren seid oder aber irgendeinen Weg durch die Pampa ausgesucht habt. In Berlin reicht eine große Garage. Das heißt, ihr rauscht durch die Stadt in die Garage und seid verschwunden in der Anonymität. Was dann folgt, ist allerdings schwierig, denn ihr müsst mit dem Kobalt umgehen. Das heißt, ihr braucht mindestens einen großen Raum. Den könnte man haben, wenn die Helfer deiner Russenfreunde dafür sorgen.

Er unterbrach sich und rief Krause an: »Was wissen wir von den Russen, die Achmed traf?«

»Die sind mit Namen und Herkunft bekannt. Rüde Leute, fast alle aus Georgien, aus bäuerlichen Familien. Diesen Typen kann man viel zumuten, sie sind genügsam, sie haben keinen Hauch von Ethik und Moral, und sie sind gottverdammst sachlich und brutal. Und sie wollen mit aller Gewalt aus ihrer Armut heraus.«

»Danke.«

Also gut, dachte Müller weiter. Dann gehe ich davon aus, dass die Russen lieber ein Versteck auf dem Land ausgesucht haben. Sie fahren nach vollbrachter Tat in einem geklauten Fahrzeug über die Dörfer. Ich nehme jetzt an, Achmed, Berlin ist das Ziel, und ich nehme weiterhin an, du brauchst einige Zeit, um das Ding zu bauen. Das Versteck muss absolut sicher sein, und es sollte an einer Verkehrsader liegen, über die man schnell und zielgenau nach Berlin hereinkommt. Über die Dörfer könnt ihr auf kleinen Straßen nicht fahren, da würdet ihr auffallen. Und die Autobahn Richtung Berlin fällt auch aus wegen der hohen Polizeipräsenz nach dem Überfall. Aber spekulieren wir mal, ihr fahrt nach Parchim, dann weiter östlich über die B191 nach Plau am See. Jetzt gibt es natürlich mehrere Möglichkeiten, doch ich will dich weiter nach Osten treiben, Achmed, versuchshalber. Ihr fahrt also auf die 198 und kommt dann nach Mirow, dann Neustrelitz, dann nach Woldegk, dann nach Strasburg, dann nach Pasewalk. Und da hätten wir dich auch schon, mein Lieber.

Er rief Krause an und sagte: »Ich habe etwas. Wenn Achmed voller Angst ist, um sein Leben fürchtet, kaum Zeit hat, denkt er nicht nach und spricht Küchenenglisch. Und wenn er dann Pasewalk ausspricht, kommt dabei Pähswolk oder Päßiwolk heraus. Sind Sie einverstanden?«

»Das ist gut. Wir müssen schnell handeln und dabei sehr vorsichtig sein.«

»Richtig. Ich möchte mich ins Spiel bringen.«

»Das ist eigentlich nicht Ihre Aufgabe, es ist erst recht nicht Aufgabe dieses Dienstes. Wir haben keinerlei polizeiliche Befugnisse. Wir können nur weiterreichen, denn uns geht das alles eigentlich nichts an.«

»Aber nur eigentlich«, brummte Müller. »Denn immerhin können wir aussuchen, an wen wir weiterreichen.«

»Sie sind bei uns ein richtiger Gauner geworden.«

»Das liegt im Sinne des Erfinders.«

Die Akte, die einfach BREIDSCHEID hieß, war nicht sehr umfangreich, sondern eine typische erste Zusammenstellung all der Nachrichten, die öffentlich zugänglich waren: Berichte in Tageszeitungen, in Hochglanzmagazinen, in politischen Periodika, Verweise auf kleine Fernsehfilmchen, Internetnachrichten. Auch Geschichten aus linksgerichteten Blättern in aller Welt, die diesen Breidscheid als eines der Hauptübel der grassierenden, die Armut fördernden Globalisierung brandmarkten. Eines dieser Blätter aus Chile nannte ihn unverhohlen ein Krebsgeschwür, ein anderes den Teufel der Hungernden. Es gab auch glorifizierende Darstellungen. So schrieb ein Kirchenblatt der katholischen Diözese Buenos Aires, Breidscheid sei der Inbegriff des Glaubens, ein Mann, in den die Mutter Kirche höchste Erwartungen setze. Er sei ein moderner Katholik, der über allem Reichtum niemals das einsame Straßenkind vergesse, einer, der wahrlich in der direkten Nachfolge Jesu Christi und der heiligen Apostel handle.

»So, so, ein Heiliger«, seufzte Müller.

Dieser Breidscheid, Helmut mit Vornamen, war 1948 in einem Ort nahe Münster geboren worden, einziges Kind

eines Grundschullehrers und seiner Ehefrau. Er habe die notwendigen Schulen durchlaufen, hieß es, und dann mit achtzehn Jahren das Abitur gemacht. Geld für das Studium sei nicht vorhanden gewesen, weshalb Helmut eine Lehre in einer Bank angetreten habe. »Da lernte er alles, was er später für ein solch elitäres Leben brauchte.«

»Wieso elitär?«, murmelte Müller verblüfft. Dann verstand er die jubelnde Autorin des Beitrages, denn es ging weiter: »Sein Leben entspricht heute dem, was er den Königsweg nennt: Häuser auf den Bermudas, bei New York, in Kanada, in Santiago de Chile, in Beirut, in Bangkok, in Los Angeles, in Stockholm – dieser Mann kennt keine Grenzen ...«

Müller rief Krause an.

»Was mich verwundert: Ich finde keine Homepage von ihm.«

»Er hat keine«, sagte Krause. »Und das ist nicht das einzig Verwunderliche. Sie werden feststellen, dass dieser Mann niemals im Leben so etwas wie ein Interview gegeben hat.«

»Reichtum um des Reichtums willen?«

»Nein. Steter Dienst an der katholischen Kirche. Er tut ununterbrochen Gutes.«

»Wieso dann Achmed?«

»Keine Ahnung.«

Es gab in einer Frauenzeitschrift den Titel »Der stille Superreiche«. Im Text der Satz: »Er soll einmal verheiratet gewesen sein, aber niemand vermag zu sagen, mit wem und wann das gewesen sein soll.« Es fand sich auch der Satz: »Fachleute schätzen sein Vermögen auf derzeit zwanzig Milliarden US-Dollar.« Dann die Frage: »Wie lebt so ein Mensch?« Und die Antwort: »Angeblich ist für jedes seiner Anwesen eine Haushälterin zuständig. Breidscheid selbst ist

stets umgeben von seinem Privatsekretär und einem katholischen Kaplan, die ihn überall hin begleiten. Man sagt ihm nach, dass er nur auf das Urteil einer Institution Wert legt: der katholischen Kirche. Nachweislich finanziert er drei Waisenhäuser in Santiago de Chile. Neunhundert ehemalige Straßenkinder und Waisen leben unter seiner persönlichen Obhut und werden fit gemacht für das Leben, für den Beruf, für die Zukunft.«

Ein linksgerichtetes Blatt aus Frankreich beschrieb eines seiner großen Geschäfte unter der Überschrift »Der Trickser«: »Als zu riechen war, dass die chinesische Führung bereit schien, das Land für bestimmte Formen des westlichen Kapitalismus zu öffnen, als abzusehen war, dass Shanghai eine schillernde Metropole internationaler Gelder sein würde, stellte sich heraus, dass die meisten Grundstücke, auf die die entsprechenden Hochhäuser und Bürotürme gesetzt werden sollten, einem Mann gehörten: Helmut Breidscheid. Bei diesem Coup hatte er dreizehn Kapitalgesellschaften gegründet, die er nach dem Verkauf der Grundstücke in aller Eile auflöste. Die Bestätigung dieser Geschäfte bekommt man nicht aus dem chinesischen Wirtschaftsministerium, nicht aus den Reihen chinesischer Politiker, sondern ausschließlich aus der Reihe der international arbeitenden Baufirmen in Shanghai, die in schöner Naivität bejahen, dass Breidscheid selbstverständlich auch diese Seite des Deals erfüllt: Er lässt jetzt, wiederum gesteuert durch eigens gegründete Firmen, bauen ...«

Dann gab es ein weiteres Blatt, den so genannten hausinternen Zusatz. Da hieß es: »Breidscheid steckt nachweislich hinter unzähligen legalen Geschäften weltweit. Häufig sind es Geschäfte mit Immobilien. Diese legalen Geschäfte dienen aber auch als Tarnung für viele schmutzige Geschäfte mit Waffen und militärischen Dingen aller Art. Breidscheid

liefert schnell und zuverlässig. Das gilt auch für Drogen. Sehr häufig hat er, um ein einziges Geschäft durchzuziehen, eine eigene Firma gegründet. Man sagt, dass Breidscheid auch bei schmutzigen Geschäften stets zehn Prozent der Bruttoeinnahmen direkt an die katholische Kirche abführt. Hinweis: Der Mann zahlt grundsätzlich keine Steuern!«

»Und mit so was kommt man durch«, brummte Müller.

Er rief erneut Krause an, aber der meldete sich nicht mehr. Stattdessen schaltete sich die Rufbereitschaft mit der Nachricht ein, Krause habe das Haus verlassen.

Es war 23.18 Uhr.

Karen sah hinreißend aus. Sie saß an einem kleinen Tisch in der Bar und winkte ihm zu, als er in die Lobby kam. Sie trug einen dunkelgrauen Hosenanzug mit feinen, weißen Nadelstreifen, dazu ein weißes Männerhemd mit einer pinkfarbenen Krawatte.

»Ich bin so froh, dich zu sehen«, sagte er und küsste sie auf die Stirn.

»Setz dich neben mich«, sagte sie gut gelaunt. »Nein, nicht so weit weg, enger. Ich will mit dir zusammen einen Salat essen, von einem Teller. Oder ist dir das peinlich?«

»Nein, ist es nicht. Was hast du heute getrieben?«

»Ich habe an dem Vertrag geübelt und mich anschließend um Kleinigkeiten darin gestritten. Wie immer. Dann bin ich irgendwann um sechs Uhr ins Hotel gekommen und habe geschlafen. Bis eben. Wie war Damaskus?«

»Nicht sehr aufmunternd. Der Freund, der verschwunden ist, hat aller Wahrscheinlichkeit nach falsche Freunde. Aber das gehört eigentlich nicht hierher.«

»Doch«, widersprach sie heftig. »Das betrifft dich, und

also gehört es hierher. Bedeutet das, dass dieser Freund viel Geld verliert oder seine Existenz?«

»Es geht nicht um Geld«, antwortete er knapp.

»Um Macht und Ansehen?«

»Es geht um sein Leben.«

»Oh«, sagte sie. Dann lächelte sie schnell und unsicher. »Und jetzt sind wir wieder am Punkt, wo du schweigen musst, nicht wahr?«

Er nickte.

Der Barmann kam heran und setzte eine große Salatplatte vor sie hin.

»Hähnchenbrust mit einem großen Haufen Vitamine. Zweimal Mineralwasser, zweimal Besteck. Ich wünsche guten Appetit.«

»Jetzt merke ich erst, wie hungrig ich bin«, sagte Müller.

»Sag mal, bist du so etwas wie ein Polizist?« Sie sah ihn durchdringend an.

»Ja«, sagte er. »Es ist nicht so, dass ich dir ausweiche, aber ich bin gezwungen, nicht darüber zu reden. Das bringt mein Beruf so mit sich. Leider.«

»Also bist du ein Geheimpolizist.«

»Wenn du so willst.« Er nickte und lachte.

»Du musst essen, wenn du groß und stark werden willst«, ermunterte sie ihn. »Wann ist die Beerdigung?«

»Um elf«, sagte er. »Meine Mutter rechnet mit mehr als hundert Leuten. Das wird eine furchtbare Veranstaltung. Gegen Abend war ich am Friedhof. Mein Vater liegt dort aufgebahrt. Es war schlimm, weil ich auf keine Weise mit ihm in Verbindung kommen konnte. Ich konnte nicht mit ihm reden.«

»Vielleicht kommt später eine bessere Zeit«, sagte sie. »Komm, iss etwas, das wird dir gut tun.«

Er spürte, wie sie mit ihrem linken Bein seinen rechten

Oberschenkel drückte, und er murmelte: »Du solltest dich zurückhalten. Kopulationen gleich welcher Art sind in öffentlichen Restaurationsbetrieben verboten.«

»Dann lass uns das Tabu schleunigst brechen. Und wir nehmen Eintritt, denn einige der Knaben hier sehen sehr ausgehungert aus.«

»Frau Swoboda, wie reden Sie denn?«

Sie aßen ein wenig, und Müller schaute sich um. Die Bar war voll besetzt, kein Hocker, kein Tisch mehr frei, wie üblich drei Viertel Männer, ein Viertel Ehefrauen, die gelangweilt aussahen und es wohl auch waren. Und sehr viele der Männer warfen Blicke auf Karen.

»Jetzt hab ich's. Du bist im Auswärtigen Amt und prüfst die Kantinen in deutschen Botschaften.«

»Ich habe von Anfang an gewusst, dass du mich enttarnen wirst.« Er küsste sie leicht auf die Wange.

»Enttarnen ist ein fachspezifischer Ausdruck, nicht wahr?« Sie strahlte ihn an.

»Ja, das stimmt. Aber könnten wir jetzt vielleicht in dein Zimmer gehen, weil ich nahe daran bin, über dich herzufallen?«

Sie küsste ihn auf den Mund und sagte: »Aber gern.«

Also bezahlte Müller, und sie gingen.

Im Lift fragte sie: »Hast du irgendetwas mit dieser Sache zu tun, bei der radioaktive Stoffe geraubt wurden?«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil das Fernsehen voll ist davon. Und sämtliche Zeitungen.«

»Nur am Rande«, antwortete er. »Ich würde gern vierzehn Tage Urlaub machen mit dir. Am liebsten in einem alten Bauernhaus im Alpenvorland.«

»Wieso Alpen?«

»Ich weiß es nicht, mir war gerade danach.«

Sie steckte die Karte in den elektronischen Öffner. Im Zimmer drehte sie sich zu ihm.

»Können wir uns einigen? Ich meine, würdest du mir den Gefallen tun und ganz vorsichtig mit mir umgehen?«

»Bin ich grob gewesen?« Er zog das Hemd aus.

»Nein. Ich will es nur gesagt haben. Weißt du, für mich bist du etwas Kostbares, auch weil ich manchmal denke, dass du dich irgendwann in Luft auflöst.«

»Aber ich löse mich nicht in Luft auf.«

»Es könnte doch sein«, murmelte sie und bückte sich, um die Hose von ihrem Anzug aufzuheben. »Ich liege hier im Bett und rieche dich noch. Und du ziehst dich an, gehst zur Tür und lächelst mir zu. Und das war es dann, weil irgendjemand bestimmt hat, dass du irgendwohin fliegst, weit weg, für eine lange Zeit.« Sie setzte sich nackt auf das Bett und lächelte zu ihm hoch.

»Hör zu«, sagte er und kniete vor ihr nieder, »vielleicht sollten wir die Geschichte zwischen uns nicht zerreden. Ich bin so dankbar, dass es dich gibt, und ich werde Wege suchen. Und ich werde Wege finden. Aber ich will mich nicht in Luft auflösen.«

Er sagte: »Ich bin vollkommen erschöpft, ich muss eine Weile schlafen.« Er legte seinen Kopf auf ihre Brust. »Eine Stunde, mehr nicht. Und dann musst du mich wecken. Ich muss noch alles Mögliche organisieren.«

»Ich wecke dich«, beruhigte sie ihn sanft.

SECHSTER TAG

Diesmal kamen beide Träume, diesmal mischten sie sich, und es gab es keine Flucht.

Es herrschte Halbdunkel, und er stand mit Gerd, den sie Gerry nannten, vor der Tür mit den dicken Milchglasscheiben. Er hatte die Griffe der Ramme ganz fest in beiden Händen. Gerrys Gesicht war dicht vor seinem, und sie ließen die Ramme langsam nach außen schwingen. Dann nickte Gerry, und sie schoben die Ramme mit aller Gewalt nach vorn. Er hörte, wie das dicke Glas zerbarst, er sah, wie die Tür aufsprang und wie sein rechter Arm dicht am Handgelenk in das Glas hineinfuhr. Es war ein unglaublich heißes Gefühl, und das Blut kam sofort und sah hellrot aus. Es sprudelte aus dem Arm, war nicht zu stoppen, und jemand hinter ihm sagte: »Oh Gott, was ist das?«

Dann schossen die Männer an ihm vorbei in den Raum, und er sackte ganz langsam an der Wand in seinem Rücken herunter. Gerry murmelte hilflos: »Du brauchst Hilfe, Kleiner.« Sie nannten ihn alle Kleiner.

Das Licht blieb, es wurde nur ein wenig blauer. Er bewegte sich jetzt allein, der Flur vor ihm war seltsamerweise mit alten Säcken verhängt, die nach oben ins Endlose führten. Er trug die Waffe mit beiden Händen, und jemand vor ihm sagte: »Du blutest ja wie ein Schwein.« Er kannte den Mann nicht, hatte ihn noch nie gesehen. Er sah, wie das Blut aus der Wunde lief und wie ein Rinnsal davon auf die

Waffe tropfte, und er hatte plötzlich eine panische Angst davor, die Waffe könne versagen.

Vor ihm war ein helles Viereck, dahinter waren die Geiseln und die Geiselnehmer. Das war ganz sicher, das hatten sie herausgefunden. Der Mann vor ihm drehte sich um und flüsterte: »Den Rest machst du!« Und dann schlug der Mann einen der Säcke beiseite und verschwand dahinter.

»Das ist gegen den Plan!«, sagte er, aber es war niemand da, der ihn hören konnte.

Dann füllte ein Mann die Türöffnung vor ihm. Und der Mann hob unendlich langsam beide Hände. Und er hatte irgendetwas in den Händen, natürlich eine Waffe, was sonst. Müller schoss. Er war ganz sicher, nur einmal geschossen zu haben, aber das Hemd des Mannes vor ihm sprang auf und entblößte seinen weißen Körper. Und der Körper hatte Löcher, unendlich viele Löcher, und aus allen Löchern sprudelte ihm Blut entgegen, und Müller glitt aus, weil so viel Blut auf dem Boden war.

Dann sah er, dass er durch eine sumpfige Flüssigkeit ging, in der sich Tiere bewegten, dicke, weiße, quabbelige Tiere. Maden von riesigem Ausmaß. Und Müller drehte sich herum, um aus der Flüssigkeit zu entkommen, und schrie. Da war niemand, der ihn hören konnte.

»Mein Gott!«, rief Karen laut. »Karl! So hör doch!«

Er stand am Kopfende des Bettes in den Kissen, und er wusste augenblicklich, wo er war.

Er seufzte angewidert: »Nein!«

»Was ist denn, Liebster?«

»Ich ... ich weiß es nicht.«

»Das ist ja furchtbar. Du hast geschrien, richtig schlimm geschrien. Was war denn?«

»Ein Polizistentraum«, sagte er hohl. Dann ließ er sich in die Knie sinken und verfluchte die Minute, in der er Karen

zum ersten Mal gesehen hatte. Er sagte mit trockenem Mund: »Ich schäme mich so.«

Sie war blass und zitterte. Sie nahm eine Decke und legte sie sich um die Schultern.

Es war drei Uhr.

»Aber warum? Ich bin es, Karen.«

Er atmete schwer und hastig und antwortete nicht.

»Was ist ein Polizistentraum?«, fragte sie eindringlich.

»Ich war einmal ein Polizist«, sagte er und hatte Mühe, seinen Atem unter Kontrolle zu bekommen.

»Und was ist da passiert?«

»Ich habe einen Mann erschossen.«

»Ja? Und?«

»Er war verheiratet und hatte zwei Kinder.«

»Du erschießt doch nicht einfach einen Mann. So etwas macht niemand. Karl, tu mir einen Gefallen und rede mit mir.«

»Es ist so schwer«, murmelte er. »Alles ging schief.« Sein Atem hatte sich beruhigt. Er saß mit gekreuzten Beinen auf dem Kopfteil des Bettes und starrte in eine Landschaft, die niemand außer ihm sehen konnte. »Später kamen dann Träume. Sie hören nicht auf.« Er sah sie an. »Es tut mir Leid. Ist da in der Minibar ein Whisky oder ein Kognak?«

»Ich schaue nach«, sagte sie. Sie glitt vom Bett. »Es ist beides da.« Sie hielt zwei kleine Fläschchen hoch.

»Den Kognak, bitte.«

Sie goss ihn in einen kleinen Kognakschwenker und reichte ihn über das Bett.

»Danke«, sagte er und trank. Aber es half nicht, zurück blieb ein schaler Geschmack.

»Hast du denn keinen Therapeuten bekommen?«

»Nein, habe ich nicht. Die Untersuchungskommission

hat mir eine Belobigung ausgesprochen, und wir haben nicht weiter darüber geredet.«

»Das müssen Arschlöcher gewesen sein.« Ihre Stimme war sehr hart und endgültig.

Er antwortete nicht, sondern starrte nur auf das Bettlaken, gefangen in seinem schlechten Traum. Er schüttelte sich, er fror jetzt auch.

Nach einer Unendlichkeit sagte er: »Ich muss gehen.«

»Aber was willst du mitten in der Nacht?«

»Überlegen«, erwiderte er. »Mir den Kopf freischaufeln. Mich darauf vorbereiten, dass mein Vater gleich beerdigt wird. Meiner Mutter beistehen. Leuten die Hand geben, die ich nicht mal kenne. Meine Tochter wieder sehen, Phrasen dreschen.« Er schluchzte trocken. »Und natürlich an dich denken.« Dann sah er sie an. »Ich muss hier raus, ich kriege keine Luft.«

»In Ordnung. Und melde dich mal, wenn es geht.« Sie war betroffen und verstört, sie bemühte sich, ihn zu verstehen, und sie spürte, dass sie ihn nicht verstehen konnte. Es gab zu vieles, nach dem sie fragen wollte, und er hatte keine Zeit für die Antworten.

Sie sah ihm zu, wie er sich anzog.

»Musst du auch in diese Wohnung, die du nicht magst?«

»Ja, muss ich auch.«

Er küsste sie lange und hielt sie umfassen, dann ging er.

Im Osten war ein sanfter Schimmer des Tages, in einer flachen Pfütze badeten Spatzen, er atmete tief durch. Er fuhr vorsichtig, weil er noch immer zitterte.

Er stellte das Auto auf dem Innenhof ab, stand dann in seiner Behausung und fragte sich, warum er Karen so schnell hatte verlassen müssen. Er antwortete: weil ich nicht will, dass ein Mensch so nah an mich herankommt.

Er hockte sich in den scheußlichen Sessel und sah über die Straße hinweg einem Mann zu, der sich gemächlich anzog und dazu aus einem Becher trank. Dann ging in der Etage unter dem Mann das Licht an, und eine junge Frau zog Vorhänge vor, um ungestört zu sein.

Müller dachte an seine Zeit beim SEK der Polizei und daran, dass sich schon damals gezeigt hatte, dass es wenig Sinn hatte, eine Familie zu gründen, wenn man ihr nichts von dem mitteilen konnte, was einen umtrieb.

Wahrscheinlich war es nur logisch, dass er Karen ausradierte, dass er irgendeine Entschuldigung vorbrachte, ihr versprach, sich zu melden, um sie dann einfach zu vergessen.

Er zog die Vorhänge vor und kleidete sich dann aus, um zu duschen. Unter dem heißen Wasser ließ er sich Zeit, bis sich die Verkrampfung etwas löste. Er dachte an Nour und an Achmed und daran, dass die Zeit ihrer Unschuld ein für alle Mal vorbei war. Als er sich auf Achmed konzentrierte, ertappte er sich dabei, dass er mit ihm redete, als sei er tot. Dann wanderten seine Gedanken zu seiner Tochter Anna-Maria, und er bekam eine unerklärliche Angst, die so intensiv war, dass er schnell aus der Dusche trat, weil er glaubte, er kriege keine Luft mehr.

Er kochte sich drei Eier hart, strich sich Butter auf ein Brot, machte sich einen Kaffee und setzte sich dann in der Unterhose an den niedrigen Tisch.

Er hörte im Radio den wütenden Kommentar eines Redakteurs, der der Regierung vorwarf, keine Rezepte zu haben und zum Raub des Kobalt 60 keine eindeutige Stellung zu beziehen.

Als das Telefon schrillte, war es 4.15 Uhr.

»Also, wir haben eine Marschroute bezüglich Pasewalk«, sagte Krause. »Entschuldigung, dass ich Sie zu nachtschlaf-

fender Zeit anrufe, aber ich fürchte, später wird es mir nicht mehr gelingen.«

»Das geht in Ordnung«, sagte Müller. »Ich habe schon etwas länger ausgeschlafen.«

»Gut. Wir arbeiten in drei Wellen. In der Gegend fallen Fremde auf, dort fällt jeder auf, der mit mehr als zwei Begleitern unterwegs ist. Und: Wir haben tatsächlich eine Spur in Richtung Pasewalk. Ein vollkommener Irrer hat angerufen und behauptet, die Russen, die wir suchen, seien ihm im Traum erschienen und hielten sich in einer abgelegenen Scheune verborgen. Wie auch immer. Die dort liegende Bundeswehr geht bereits ab fünf Uhr morgens mit vielen Patrouillen ins Gelände. Was immer sie sehen mögen, sie werden nicht reagieren und so tun, als hätten sie nichts gesehen. Dann kommen in der zweiten Welle wir mit etwa zwanzig zivilen Fahndern, die natürlich nicht rudelweise auftreten, sondern vereinzelt. Was immer sich daraus ergeben mag, wir werden ständig unterrichtet sein. Die dritte Welle besteht in einem SEK, dem Sie angegliedert sind – embedded, wie es in der neudeutschen Sprache so schön heißt. Diese Leute werden sich auf Ziele konzentrieren, hinter denen sich möglicherweise etwas verbirgt. Das heißt, Sie werden die alten Klamotten tragen, die Ihnen vertraut sein dürften. Und ich verbinde damit die inständige Bitte, dass Sie nicht den Helden spielen. Sie sind nur Gast. Dieses SEK hat auch Detektoren bei sich, die Strahlung messen können. Ich habe mich mit dem SEK darauf einigen können, dass Sie um fünfzehn Uhr hier bereitstehen und aufgenommen werden. Ist das okay?«

»Ja, das ist in Ordnung«, sagte Müller. »Wer leitet das SEK?«

»Ein Mann namens Schneider. Der behauptet, Sie von früher zu kennen.«

»Ja, ich erinnere mich. Noch eine Bitte. Das bisher vorliegende Material über Helmut Breidscheid ist zu vage. Ich würde anregen, eine große Personenanfrage zu starten. Was ich gelesen habe, ist nichts sagend. Er ist ein stinkreicher Typ, der stets und ständig auf der ganzen Welt Geschäfte macht, Waisenhäuser finanziert, von der katholischen Kirche in den Himmel gehoben wird, blablabla. Da hätte ich gern mehr.«

»Goldhändchen ist bereits auf der Spur«, sagte Krause. »Die große Personenanfrage unterschreibe ich. Ich habe den Treffbericht Damaskus gelesen. Gute Arbeit.« Dann unterbrach er.

Müller aß geruhsam zu Ende und stellte fest, dass seine Gelassenheit langsam zurückkehrte. Er hielt sich die linke, dann die rechte Hand vor Augen und konnte kein Zittern mehr feststellen.

Als er das Haus verließ, war es 5.15 Uhr.

Er erinnerte sich an die alte kleine Kirche dicht bei seinem Elternhaus, in die er gegangen war, wenn eine schwierige Mathematikarbeit in der Schule anstand. Tatsächlich war sie alt, schäbig und völlig schmucklos. Niemand feierte dort mehr einen Gottesdienst, und nur einem alten Bürgerverein war es zu verdanken, dass sie nicht längst abgerissen war. Müller verband mit dieser kleinen Backsteinkirche eine sehr lange, persönliche Geschichte. Niemals hatte er das, was er in dieser Kirche tat, als Gebet bezeichnet, er hatte es immer nur als eine Möglichkeit gesehen, sich selbst infrage zu stellen und herauszufinden, was ihn trieb. Mit einem Lächeln erinnerte er sich an seinen Vater, der einmal aufgebracht geäußert hatte: »Wenn du in dieser Kirche bist, weil du klar sehen willst in deinem Leben, dann ist das, was du dort verrichtest, ein Gebet.«

»Nein«, hatte er erwidert. »Ich bete nicht, ich flehe nie-

manden um Hilfe an, niemand soll mich stark machen, ich bin nicht hilflos. Ich kann nur die Stille ausnutzen, um intensiver an mich selbst heranzukommen.«

Jetzt hockte er wieder in diesem Rest von Kirche, in dem nur zwei Bankreihen geblieben waren und ein großer, blank liegender Klotz aus rotem Sandstein, der einmal der Altar gewesen war. In dem kleinen Altarraum hatte jemand mit schwarzer Farbe an die weiße Wand geschrieben: »Jesus war auch nur ein kleiner Pisser!« Und gleich daneben stand: »Ute, ich liebe dich.«

Ja, Papa, du hast die Reise hinter dich gebracht, und gleich legen sie dich in dein Grab, dachte Müller. Damit hast du mir eine grundsätzliche Erfahrung voraus. Ich war heute Nacht wieder mit dieser Frau zusammen. Und ich hatte einen Albtraum neben ihr. In meinem Hirn lauern Träume, Papa, und eigentlich hätte ich mit dir darüber sprechen müssen. Ich habe dir nie gesagt, dass ich einen Menschen erschossen habe. Ich habe dir auch nie gesagt, dass ich meinen Dienst bei der Polizei deswegen aufgeben musste, weil ich mich bei einem Einsatz knochentief und dreißig Zentimeter lang über dem rechten Handgelenk verletzt habe, was dazu führte, dass ich mit rechts nicht mehr so gut schießen konnte wie mit links. Ja, Papa, wir beim SEK mussten mit rechts wie mit links schießen können. Und ich war mit Abstand der beste Schütze mit der Faustfeuerwaffe und dem Präzisionsgewehr, mit links und mit rechts. Meine Ausbilder haben gesagt: Er verschmilzt mit der Waffe. Ja, ich weiß, Papa, ich weiß genau, was du gesagt hättest. Wie kann man einen Beruf ergreifen, in dem man danach beurteilt wird, wie gut man schießt? Mit anderen Worten: Wie gut man einen Menschen erschießt. Du hättest getobt, Papa, du hättest mich einen potenziellen Mörder genannt, und du hättest mich gefragt, was ich denn, um

Himmels willen, in so einem Männerklub zu suchen habe. Und du wärest mir todsicher mit falsch verstandenem Vaterland und Dienst für einen nichtsnutzigen Staat gekommen, dabei war ich dort zu Hause, Papa. Es war mein Orden, und an den Staat haben wir nie gedacht.

Ich erinnere mich an die Szene, als ich dir nach dem Polizeidienst sagte, ich würde jetzt erst einmal studieren, ehe ich einen anderen Job antrete. Ich erinnere mich, weil es in deinem Arbeitszimmer war, mit dem riesigen Schreibtisch und den hohen Türen zum Garten. Der Raum hat mir immer Angst gemacht. Ich sah dein Gesicht, ich sah, wie die Hoffnung darin aufkeimte, und ich hörte dich sagen: »Prima! Endlich findest du deine wahre Linie!« Und als ich sagte, ich würde Politik studieren mit dem Schwerpunkt Naher Osten und außerdem Arabisch lernen, da sackte dein Gesicht nach unten wie diese verlaufenden Uhren von Dali. Und du hast arrogant gefragt, wozu denn das nützlich sein könnte. Du hattest keine Ahnung, dass ich schon im nächsten Orden steckte, diesmal beim Bundesnachrichtendienst, diesmal bei den Jägern der Nachrichten. Und tatsächlich wolltest du auch Einzelheiten gar nicht wissen, weil du in deinen geliebten, so genannten seriösen Tageszeitungen gelesen hattest, dass meine Institution häufig versage und von Krisen geschüttelt werde. Aber das war immer nur ein Tausendstel der Wahrheit, denn wir sind verdammt gut. Natürlich abgesehen von den periodisch auftretenden Riesenschwätzern, die wir eine Zeit lang ertragen müssen. Und ich wollte nicht mit dir reden, dich auch nicht überzeugen, denn für mich warst du in diesen Jahren nichts anderes als ein Besserwisser, ein sturer Kopf, ja, ein leeres Hirn, das sich weigerte zu denken. Warum hast du mich nicht nehmen können, wie ich war? Du hast niemanden nehmen können, wie er war. Wahrscheinlich ist das ein Manko von

Pädagogen. Und warum konnten wir nicht miteinander sprechen? Du hast mich zuweilen so eiskalt abfahren lassen, dass mir jede Frage verging.

Er fuhr mit beiden Händen über den abgesplitterten Lack der Bank vor ihm.

Er empfand es als einen schmerzlichen Zustand, dass niemand ihm widersprach, niemand Partei ergriff.

Anna-Maria, fuhr er in seinen Gedanken fort, ich weiß nicht, wie ich dir das Durcheinander in mir erklären kann. Ich habe keine Ahnung, was du schon verstehst und was du nicht verstehen kannst. Und ich bin wahrscheinlich der schweigsame Sohn eines schweigsamen Vaters. Du wirst mich als Besucher erleben, als jemanden, der dich von Zeit zu Zeit besucht und fragt, ob wir zusammen ein Eis essen gehen oder einen Kinderfilm anschauen sollen. Als jemanden, der ein Leben lebt, von dem du kaum etwas weißt. Die Vorstellung macht mich verrückt, denn es wird so sein, dass ich dich verliere und dich niemals mehr so erleben werde, wie ich dich erlebt habe.

Du siehst so süß aus, wenn du schläfst ...

Zwischenspiel

Achmed schlang das letzte Klebeband um Bombe Nummer zwei. Dabei sah er, dass er am rechten Unterarm Wunden hatte, die wie Verbrennungen aussahen. Schmerzen spürte er nicht.

Er malte auf beide Bomben mit schwarzem Filzstift ein großes A. Dann malte er einen Kreis um die Zonen, die für die Zünder vorgesehen waren. Es gab nichts mehr zu tun, er war mit seiner Arbeit fertig.

Auf der anderen Seite des kleinen Lastwagens schlief Pjotr mit seinen beiden Leuten auf den alten Kornsäcken. Pjotr hatte seine schwere Automatik zwischen beiden Händen liegen, und mit Sicherheit war er fähig, innerhalb einer halben Sekunde aufzuwachen, ein Ziel anzuvisieren und zu töten. Pjotr war ein Tier.

Achmed war müde und hoffnungslos. Zunächst hatte er angenommen, sein Hilferuf sei gehört worden. Aber nichts war geschehen.

Er redete ununterbrochen mit Nour, aber sie konnte ihn ja nicht hören.

Es war morgens um 6 Uhr, die Sonne schien milchig über dem Land, in den Bäumen sangen Vögel.

Was würde passieren, wenn er sich einfach eine Waffe nahm und Pjotr und die anderen beiden erschoss? Dann würde die große Stille herrschen, und wahrscheinlich würde er sich vor Erleichterung übergeben müssen. Aber er würde frei sein. Er würde den Laster nehmen und nach Berlin fahren. Er hatte Charlies Adresse. Es konnte nicht schwierig sein. Er würde berichten, was er erlebt hatte, er würde Nour anrufen und sagen: Ich komme bald heim!

Charlie würde alles richten, Charlie war ein Freund. Na

sicher, Charlie war ein Spion, und ein guter dazu, aber in erster Linie war er ein Freund, auf den man sich verlassen konnte.

Achmed ging leise an den drei Männern vorbei und sah Dimitris Sporttasche im Halbdunkel an einer Bretterwand. Er hoffte, dass in der Tasche eine Waffe war, denn als Dimitri starb, hatte er keine bei sich getragen.

Achmed nahm Dimitris Tasche hoch und ging mit ihr auf die andere Seite des Kleinlasters.

Die Reißverschlüsse waren laut.

»Damaskus, du brauchst gar nicht nachzuschauen«, bemerkte Pjotr schläfrig. »Dimitris Waffe ist hier bei mir.«

»Schade«, sagte Achmed. »Die Bomben sind okay. Soll ich sie dir erklären?«

»Später«, bestimmte Pjotr. »Hau dich hin und schlaf eine Weile. Wir haben noch viel zu tun.«

»Ich habe nichts mehr zu tun«, entgegnete Achmed. »Ich bin fertig.«

»Ja. Aber ich muss dich mitschleppen, also hast du noch genug zu tun.«

»Lass mich doch einfach laufen«, bemerkte Achmed. »Ich bin nicht gefährlich für dich.«

»Bist du doch«, sagte Pjotr. »Du bist nämlich ein Schwätzer, Damaskus. Und Schwätzer muss man bewachen.«

»Ich bin nicht gefährlich«, widersprach Achmed. Er fand es erstaunlich, dass er plötzlich gelassener war. »Ich denke, ich könnte dich nicht einmal töten, wenn ich eine Waffe hätte und du keine. Wieso wirst du eigentlich beim kleinsten Geräusch wach?«

Pjotr lachte leise. »Ich bin wie eine Katze, Damaskus, ich schlafe niemals richtig.« Dann lachte er lauter. »Es gibt nur eine Position, in der ich wirklich schlafe. Wenn ich auf meiner Frau liege und weiß, dass auch sie wie eine Katze schläft.«

»Was macht ihr mit den Bomben, Pjotr? Lasst ihr euch ein paar Millionen dafür zahlen, dass sie nicht explodieren?«

»Nein, so läuft das nicht. Wir haben andere Pläne, ganz andere Pläne. Aber erst einmal müssen wir mit den Dingen nach Berlin rein.«

»Hast du keine Angst vor Polizeikontrollen oder Straßensperren oder so etwas?«

»Nein. Aber leg dich hin, Damaskus, und schlaf eine Weile, bis wir abgeholt werden.«

»Wir werden abgeholt?«

»Ja. Hau dich hin und sei friedlich, Damaskus.«

Achmed suchte sich ein paar der Kornsäcke zusammen und lag dann wach und starrte in die dämmerige, blaue Tiefe unter dem Dach der Scheune.

Nour, das Beste ist, du nimmst die Jungs und verschwindest aus der Stadt, dachte er. Es reicht für mich, wenn du deine Adresse zu Hause lässt, damit ich nachkommen kann. Das Beste ist, du gehst in den Libanon und kaufst dir und den Jungs Flugtickets. Gut gefälschte Ausreisevisa kriegt du bei Ermann, du weißt schon, wen ich meine. Am besten nach Kanada oder auch Neuseeland. Es wäre vielleicht gut, vorher unauffällig ein paar Adressen zu sammeln, damit du weißt, an wen du dich wenden kannst, wenn du dort bist. Überall in der Welt sitzen Syrer, und sie werden froh sein, jemanden zu Gast zu haben, der aus der Heimat kommt. Dann kannst du dich in Ruhe umschauchen und deine Entscheidungen treffen. Denk dran, dass dort eine Universität sein muss, weil die Jungs doch studieren sollen.

Ich komme nach, Nour, ich verspreche es.

Hier in Berlin ist etwas passiert, mit dem ich nicht gerechnet habe. Ein paar Tricks mit dem Laptop hieß es, sol-

le ich machen, ein paar chemische und physikalische Kleinigkeiten aus dem Internet ziehen. Ich dachte: Es läuft auf eine kleine Erpressung hinaus, auf ein gigantisches Gelächter, auf irgendetwas Festliches wie den donnernden Shakespeare im alten London. Und der Mann hat es auch so formuliert. Er hat gesagt: Ich will meinen Landsleuten richtig Beine machen. Sie sollen aufhören zu jammern und endlich beginnen zu gehorchen. Er erklärte: Ich will nicht ernst machen, kein Blutvergießen, niemandem wird ein Haar gekrümmt. Den Spaß, hat er gesagt, will ich mir etwas kosten lassen, und du, mein Lieber, bist mein technischer Direktor.

Na ja, und da war das Geld. Ich hätte nachdenklich werden müssen, aber ich habe gedacht: Er hat so viel Geld, da kommt es ihm nicht so darauf an. Aber kaum war ich hier, habe ich verstanden, dass es blutiger Ernst ist. Ich sollte meinen Laptop mitbringen, aber nicht ins Internet gehen. Keine Spielerei am Rande, nichts Privates! Dein Laptop, so sagte er, ist unsere Geheimwaffe in den Händen eines Künstlers. Bewahre ihn auf für einen gigantischen Gag. Und dann benutzte ich diesen Laptop für ein Spielchen nach dem alten Muster: Achmed macht nur einen Scherz. Ich stoppte nur ein Auto, und in Sekunden steckte ich tief in dieser Sache, und ich hatte nicht den Hauch einer Chance, zu flüchten oder auszusteigen. Und dann haben sie meinen Laptop mit einem Vorschlaghammer zertrümmert. Anfangs gab es noch Gelächter, sie haben ihren Wodka wie Wasser getrunken und Scherze gemacht. Jetzt trinken sie immer noch Wodka, aber nur, um schlafen zu können.

Nein, liebe Nour, der Mann macht keine Späße, der Mann ist humorlos. Und wir alle sind seine Opfer.

Ich musste eine Bombe bauen, Nour. Dabei habe ich dauernd überlegt, wie ich diese Leute betrügen kann, wie

ich statt des Pulvers irgendetwas anderes auf die Bombe packen könnte. Ich versuchte, Sand zu nehmen, aber Pjotr war genau informiert, und ich hatte keine Chance damit.

Ich denke dauernd an dich, Nour. Wenn ich nicht schlafen kann, denke ich an dich und unsere Jahre miteinander. Ich habe immer diese Minuten am frühen Morgen geliebt, wenn du neben mir im Bett liegst und ganz warm bist und dich streckst und dann deine Arme um mich legst, als müsstest du unbedingt geschützt werden. In Wahrheit schützt du mich. Ich hoffe, dass Allah mir die Sekunden zugesteht, die ich brauche, um an irgendeiner fremden Ecke in diesem fremden Land die Kurve zu kriegen und zu verschwinden. Irgendwann schlief er ein.

Er wurde wach, weil Pjotr gegen seine Schuhe trat und sagte: »Damaskus, aufstehen! Erklär mir jetzt die Bomben.«

»Okay, okay«, erwiderte Achmed. »Es ist ganz einfach.«

Er rappelte sich hoch, streckte sich und ging zur Werkbank. »Du hast hier zwei identische Sprengkörper, je zwölf Kilo. Insgesamt gibt es vier elektronische Zünder, die du mithilfe deiner Fernsteuerung auslösen kannst. Hast du die Zünder und den kleinen schwarzen Kasten?«

»Klar«, sagte Pjotr.

»Schau, hier habe ich einen Kreis aufgemalt und die Haftbänder ausgespart. Dort kannst du die Zünder reindrücken in das Material. Okay?«

»Ja, kapiert.«

»Hier habe ich dir angezeigt, wo bei den Bomben oben ist. Da steht ein A. Also: Bei null die Zünder reindrücken und A nach oben.«

»Auf welche Entfernung tut es der Impulsgeber?«

»Du kannst ein paar hundert Meter entfernt sein. Ich denke, ab fünfhundert Meter wird es kritisch. Ideal sind

rund zweihundert Meter. Dann stört auch ein Gebäude dazwischen nicht. Und du bist in Deckung und kannst verschwinden.«

»Und du hast keine Schweinerei eingepackt?«

»Was für eine Schweinerei?«

»Na ja, irgendetwas, was mich erledigt.«

»Ich bin doch ein Weichei, warum sollte ich das tun?«

»Na ja, weil du wütend bist.«

»Du könntest mir ein Handy geben, dass ich meine Frau anrufen kann.«

»Ich habe keins«, sagte Pjotr. »Niemand von uns hat eins, solange diese Sache läuft.« Er grinste. »Du bist doch der Zauberer bei uns, Damaskus. Du weißt doch: Wer ein Handy hat, ist auch jederzeit auszumachen. Egal, wo er ist.«

»Darüber würde ich an deiner Stelle nachdenken«, regte Achmed an. Ihm war etwas eingefallen. »Sag mal, Pjotr, hast du schon einmal überlegt, warum du als Chef des Unternehmens auch kein Handy hast?«

»Damit niemand herausfindet, wo ich bin.«

»Damit er dich am Ende kaltmachen kann, weil du erst dann auf ewig die Schnauze halten wirst.«

Pjotr sah ihn an und lächelte. »Bei mir ist das etwas anderes, Damaskus. Ich bin gekommen, um die Sache durchzuziehen, aber niemand weiß, auf welchem Weg ich rausgehe aus Deutschland. Das weiß nur ich allein, mein Freund.«

»Aha«, sagte Achmed und ließ den Stachel tief im Fleisch. »Also, ich packe mal meine Tasche.«

Er brach sich ein Stück Brot ab und aß ein paar Oliven. Dann stopfte er seine Habseligkeiten in die Sporttasche und ging aus der Scheune in die Sonne. Er setzte sich abseits in das Gras, sodass er den Grabhügel von Dimitri sehen konnte. Und er hörte das Gluckern des kleinen Bachs.

Die Russen kamen heraus und setzten sich samt ihren Taschen zu ihm.

»Was machst du mit dem übrigen Material?«, fragte Achmed Pjotr.

»Nichts, das bleibt hier. Wir brauchen es nicht mehr. Wir brauchen auch den Laster nicht mehr, gar nichts mehr.«

»Aber die Scheune ist voller Spuren. Fingerabdrücke, was weiß ich nicht alles.«

Pjotr lächelte milde. »Damaskus. Kannst du dir vorstellen, dass ein deutscher Fahnder mit meinen Fingerabdrücken in Kirgisien auftaucht? Oder mit Jaromirs DNA in Wladiwostok? Wir sind wie Gespenster, Damaskus, wir tauchen auf und wieder unter.«

»Was ist mit euren verdammtten Waffen?«

»Wir nehmen sie auf, wenn wir ankommen, wir benutzen sie, und wir lassen sie hier, wenn wir verschwinden. Waffen, Damaskus, gibt es wie Sand am Meer, niemand zählt sie. Und niemand stellt sie bei uns fest. Wenn wir gehen, sind wir Spaziergänger, die freundlich lächeln und kleinen Kindern ein Eis spendieren.«

»Und wenn du dann wieder nach Deutschland musst, wirst du geschnappt, weil sie hier deine Daten haben.«

»Wann muss ich nach Deutschland, Damaskus? Nach drei Jahren, nach fünf Jahren? Das ist morgen, ich lebe heute.« Er sagte: »Du wolltest mir noch die Namen deiner Freunde in Berlin nennen.«

»Ich habe keine«, wiederholte Achmed.

Dann war plötzlich entfernt ein Motor zu hören, und Pjotr griff nach der Maschinenpistole. Er sagte ein scharfes Wort zu den beiden Männern, die sich nicht bewegten, und huschte dann mit unglaublicher Leichtigkeit hinter den dicken Stamm einer Pappel.

Ein weißer Kleinlaster rumpelte heran.

Müller erreichte das Haus um 7.45 Uhr, schloss nicht auf, sondern schellte und wartete.

Anna-Maria öffnete ihm und rief entzückt: »Papa!«

»Ja«, sagte er und kniete sich neben sie. »Wie geht es dir denn, mein großer Spatz?«

»Ich bin traurig. Gleich kommt Opa in die Erde.«

»Ja, das stimmt.«

»Wohnst du jetzt wieder hier?«

»Nein. Ich will nur ein paar Sachen holen.«

Melanie war in der offenen Tür. »Ich habe dir drei Koffer gepackt und lauter Kisten mit Büchern und Kleinkram. Steht hier alles fix und fertig.«

»Ich brauche den schwarzen Anzug«, sagte er. »Und irgendeine schwarze Krawatte.«

»Ich habe ein schwarzes Kleid«, sagte Anna-Maria. »Das sieht hübsch aus, mit so einem weißen Kragen. Das haben wir gekauft.«

»Am besten ist, du lädst das alles ein. Dann hast du es hinter dir. In dem hellen Koffer ist der schwarze Anzug.« Melanie drehte sich um und verschwand wieder.

Sie macht Tabula rasa, sie schottet sich ab, dachte er flüchtig. Dann nahm er seine Tochter auf den Arm und ging ins Haus.

»Es steht alles im Wohnzimmer«, rief Melanie aus der Küche. »Anna-Maria, komm, wir frühstücken.«

Er setzte seine Tochter ab. »Nun geh, du musst frühstücken. Das wird ein langer Tag.«

»Kommst du manchmal, wenn wir frühstücken, Papa?«

»Ja, mein Schatz.«

Dann sah er die Koffer und Kisten in dem dämmrigen Raum stehen, in dem wie üblich die Rollos halb heruntergelassen waren. Er dachte panisch: Ich weiß nicht, ob ich das wollte.

»Da war so ein komischer Anruf auf dem Anrufbeantworter.« Melanies Stimme kam völlig desinteressiert von irgendwoher.

»Ja, ich weiß«, sagte er augenblicklich. »Eine fehlgeleitete Nachricht, tut mir Leid. Wird nicht wieder vorkommen.«

Dann bückte er sich und nahm zwei Koffer. Er brauchte eine halbe Stunde, um alles in seinem Auto zu verstauen.

»Wir sehen uns dann auf dem Friedhof«, sagte er. Er bemühte sich, freundlich zu sein, aber er war es nicht wirklich. Er küsste Anna-Maria aufs Haar und ging dann mit einem stummen Nicken in Richtung Melanie.

Als er am Steuer saß und den Motor startete, war ihm für eine Sekunde klar, dass er in Selbstmitleid ertrank. Er beschimpfte sich und war bemüht, diese Minuten als einen Neubeginn zu begreifen. Aber er konnte es nicht. Er dachte an die Augen seiner Tochter und fand, dass sie alt ausgesehen hatten, so, als habe das Kind alles längst begriffen. Ich bin gescheitert, dachte er, ich bin elend gescheitert.

Er fuhr zu seinem Elternhaus und fand seine Mutter mit Tante Trude am Küchentisch. Sie tranken Kaffee, waren blass und schweigsam und lächelten ihm flüchtig zu.

Er trug die Koffer und Kisten in sein altes Zimmer hinauf und starrte nachdenklich auf das, was von mehr als zehn Jahren geblieben war. Es war erschreckend wenig. Dann nahm er die Tageszeitung und ging mit einer Tasse Kaffee in das Zimmer seines Vaters.

Der Kobalt-Raub war noch immer auf den Titelseiten. Kommentatoren ließen sich weiterhin darüber aus, was wohl geschehen könnte, und die Zitate der Politiker wirkten plump und hilflos. Der Kanzler hatte verlauten lassen, er sehe keinen Grund dafür, dass eine schmutzige Bombe für eine Erpressung herhalten könnte. Die Deutschen hät-

ten ihre muslimischen Nachbarn längst als Freunde begriffen, es gebe im internationalen Konzert keinen Beobachter von Rang, der die These vertrete, die Deutschen seien gegen den Islam. Der Kanzler bemerkte, es sei gerade jetzt an der Zeit, Ruhe und Gelassenheit zu bewahren. Schließlich sei man nicht eine Sekunde lang bereit gewesen, den Krieg gegen den Irak zu unterstützen. Das werde sich auszahlen.

Unter dem Titel »Bodenloser Leichtsinn« konzentrierte sich ein anderer, großer Beitrag auf mögliche Folgen einer schmutzigen Bombe. Tschernobyl lautete das Schlüsselwort. Man habe die Katastrophe so wenig aufgearbeitet, dass selbst nach Jahrzehnten immer noch nicht bekannt sei, wie viele Tote es denn eigentlich gegeben habe: zehntausend oder zweihundertfünfzigtausend. Im technisch hochgerüsteten Amerika seien in kürzester Zeit rund tausenddreihundert Strahlenquellen verschwunden, größtenteils wohl einfach in den Müll gewandert. In einer brasilianischen Stadt sei auf einer Mülldeponie ein komplettes Bestrahlungsgerät entdeckt worden. Kinder hätten es geöffnet und sich das grellgrüne Zeug ins Gesicht geschmiert. Man müsse dort von etwa vierzig- bis fünfzigtausend Verstrahlten ausgehen. In Georgien hätten Waldarbeiter mit Cäsium 137 gefüllte Benzinkanister gefunden und neben ihnen geschlafen, weil die Kanister so schön warm gewesen seien. Nach vierundzwanzig Stunden seien sie allerdings tot gewesen. Und eine komplett gebaute schmutzige Bombe habe als Warnung an die Regierung eines Tages in einem Moskauer Park gelegen. Es sei sehr wahrscheinlich, dass das in Deutschland geraubte Material nicht in Deutschland verwendet werde, aber die Politiker müssten sich fragen lassen, wie es denn sein könne, dass hoch radioaktives Material bar jeder Sicherheitsmaßnahme fröhlich hin und her gekarrt werde.

Achmed, dachte Müller, wo bist du?

Weil er sich fürchtete, in grenzenlosen, ekelhaften Fantasien zu versinken, rief er Karen an.

»Ich wollte dir nur Guten Morgen sagen.«

»Das ist schön. Geht es dir besser?«

»Ja«, antwortete er. »Und ich hoffe, dass ich diese Träume verliere.«

»Du kannst sie nur verlieren, wenn du sie begreifst. Eines Tages werden sie vergangen sein«, sagte sie lebhaft. »Hol dir Hilfe. Ich habe mir große Sorgen gemacht. Deine Seele ist voll gepackt mit Schwierigkeiten.«

»Ja, das sieht so aus.«

»Sehen wir uns heute noch? Ich meine, ich muss morgen eigentlich nach Frankfurt zurück.«

»Dann geht es nicht mehr«, sagte er mit einem hohlen Gefühl im Magen. »Ich habe heute Nachmittag etwas Wichtiges zu erledigen. Dienstliches. Das kann ich nicht verschieben.«

Plötzlich war ihre Stimme ganz fern. »Da haben wir beide aber Pech.«

»Ja, das haben wir.« Weshalb bat er sie nicht darum, noch zwei Tage zu bleiben? »Dann brauche ich deine Frankfurter Adresse.«

»Ja, klar«, sagte sie. »Hast du etwas zu schreiben?« Sie war freundlich und weit entfernt.

»Ja, klar, habe ich.«

Sie diktierte, er schrieb mit.

»Tja, es wäre ja schön, wenn ich dich mal in Frankfurt sehen könnte.«

Eine plötzliche Wut schoss in ihm hoch, weil er fand, dass sie wie die Verkäuferin im Fleischerladen klang: »Darf es ein wenig mehr sein?«

»Ich finde das nicht gut«, sagte er.

»Was findest du nicht gut?«

»Dass du so einfach verschwindest. Und ich kann nichts dagegen tun.«

Sie schwieg sehr lange.

»Das haben wir aber doch gewusst. Ich meine, das war doch von Anfang an klar, oder?« Sie klang wirklich wie eine Verkäuferin.

»Ja«, antwortete er.

»Warte mal«, sagte sie, »du überlegst dir das. Und dann rufst du mich einfach an und sagst: Ich bin gleich in Frankfurt.«

»Ja, gut. Und pass auf dich auf.«

»Das werde ich.« Sie lachte und unterbrach die Verbindung.

Vielleicht hat sie immer so gelebt, überlegte er wütend. Mal hier etwas mitnehmen, mal da etwas mitnehmen. Warum auch nicht? Das Leben ist kurz, wie solche Leute wahrscheinlich betonen. Und warum sollte sie sich binden? Sie war verheiratet und geschieden. Also hatte sie die Erfahrung schon. Vorausgesetzt, das stimmte. Hieß sie wirklich Karen Swoboda? Hatte sie wirklich eine Werbefirma in Frankfurt? Und wollte er wirklich eine Antwort auf diese Fragen?

Bald nahm der Betrieb dieses besonderen Tages ihn voll in Anspruch. All jene Menschen aus der engeren Bekanntschaft und Verwandtschaft, die sich für gute Freunde seines Vaters hielten, klingelten und wollten versorgt werden. So war er denn der trauerumwölkte Sohn, der mit Thermoskannen bewaffnet Kaffee und Tee verteilte, auf einem großen Tablett Sekt und Orangensaft reichte oder belegte Brötchen servierte.

Dazwischen die hohe Stimme seiner Mutter. »Das ist

Tante Gerlinde, Karl. Aber du kennst doch Tante Gerlinde noch?« Oder die Feldwebelstimme von Tante Trude: »Wie, du bist der kleine Steppke von vor fuffzehn Jahren? Nicht zu fassen!«

Irgendwann machte die Trauergemeinde sich auf den Weg zum Friedhof, und seine Mutter behielt Recht: Es waren mehr als zweihundertfünfzig Leute, die sich zum Gottesdienst einfanden.

Seine Mutter raunte, als sie in der ersten Bankreihe Platz nahmen: »Also, das geht schief. So viel Platz haben Grüns ja gar nicht.«

»Das regelt sich«, beschwichtigte er.

Dann war plötzlich Anna-Maria neben ihm, und er wurde ein wenig ruhiger, setzte sich und nahm sie auf den Schoß.

Da sein Vater im religiösen Leben der Gemeinde nicht die geringste Rolle gespielt hatte, war dem Pfarrer die schwere Aufgabe übertragen, so zu tun, als habe er ihn gekannt. Der Pfarrer versuchte das jedoch erst gar nicht, sondern erklärte in dünnen Worten, der Herr habe den Herrn Müller zu sich in sein Reich gerufen. Und nun wollen wir beten ... Der Gottesdienst war erfreulich kurz, der Weg zum offenen Grab auch. Dann stand Müller neben seiner Mutter eine Dreiviertelstunde lang am offenen Grab und musste vielen Menschen die Hand schütteln, von denen er nicht genau wusste, wer sie waren und warum sie seinen Vater verabschiedeten.

Dann sah er Krause.

Er stand in seinem unvermeidbaren beigefarbenen Trenchcoat einhundert Meter entfernt neben zwei Scheinzypressen, hielt die Arme locker vor dem Bauch verschränkt und wirkte wie ein interessierter Spaziergänger, der bei seinem Gang durch den Friedhof zufällig auf Lebende trifft.

Müller war augenblicklich beglückt, denn das war ohne Zweifel eine Ehre. Und mehr noch fühlte Müller, dass dieser Krause es war, bei dem er ein Zuhause gefunden hatte.

»Junge«, sagte seine Mutter neben ihm mahnend, »das ist Klara, mit der du mal im Sandkasten gespielt hast.«

»Hallo, Klärchen«, sagte Müller. »Schön, dich zu sehen.«

»Ich lebe jetzt in Bremen«, sagte Klara aufgedreht. »Und ich habe vier Kinder.«

»Das ist schön!«, sagte Müller wenig überzeugend.

Als er den Kopf wieder hob, um nach Krause Ausschau zu halten, war er nicht mehr zu sehen, der Platz neben den Zypressen leer.

Er hat einen Spaziergang gemacht, dachte er. Das tut er oft. Diesmal, weil mein Vater beerdigt wurde, hierher auf diesen Friedhof. Es ist gut, dass ich Teil dieses Mönchsordens bin.

»Ich habe schon einhundertvier Leute zu Grüns eingeladen«, tuschelte seine Mutter.

»Das packen wir«, sagte er beruhigend.

»Wir gehen dann heim«, bemerkte Melanie. »Ich muss noch einmal in die Bank.«

»Aber natürlich, mein Liebchen«, sagte seine Mutter mit dem Charme einer Eisenfeile.

Dann standen sie endlich allein vor dem Schacht des Grabes, seine Mutter nahm eine Hand voll Erde und ließ sie auf den Sarg fallen. Sie sagte: »Du weißt ja gar nicht, wie sehr er mir fehlen wird. Wenn du fünfzig Jahre lang neben einem Menschen am Morgen aufwachst, dann kannst du dir nicht vorstellen, wie es ist, ohne ihn aufzuwachen.«

»Ich bin da, auch wenn ich ihn nicht ersetzen kann«, sagte er. »Ich verspreche dir, da zu sein.«

Dann sah er Karen.

Sekundenlang hatte er das Gefühl einer Sinnestäu-

schung, aber Zweifel gab es nicht. Auch sie trug einen Trenchcoat. Sie war nicht weiter entfernt als dreißig oder vierzig Meter. Gelassen ging sie auf einem schmalen Pfad zwischen Gräberreihen, schaute zu ihm hin, nickte und ging weiter. Zweifelsfrei: Karen Swoboda mit der Löwenmähne.

»He, Moment mal«, sagte er hastig und laut. Er wollte losstürzen. Aber dann merkte er, dass Karen offensichtlich kein Treffen wollte, denn ihre Schritte wurden immer schneller, und Müller war der Weg durch viele Menschen versperrt, die nur langsam vorwärts kamen.

»Was ist denn, mein Junge?«, fragte seine Mutter irritiert.

»Eine alte Freundin«, sagte er. »Ich bin erstaunt, sie hier zu sehen.«

»Dann lass uns jetzt zu Grüns fahren. Wieso alte Freundin?«

Er musste lächeln. »Na ja, eine wirklich gute alte Freundin eben.«

»So was hast du, Junge?«

»So was habe ich, Mama.« Er fasste sie behutsam am Ellenbogen, und sie gingen langsam von dem Grab fort.

»Und wann siehst du Anna-Maria? Geht das so wie nach den modernen Ehescheidungen? Zwei Stunden alle vierzehn Tage, und wenn du zweieinhalb Stunden daraus machst, bricht die Welt zusammen?«

»Ich hoffe nicht«, sagte er. »Und jetzt geht es zur Fütterung der Raubtiere.«

Er fragte sich, warum Karen gekommen war. Ausgerechnet zur Beerdigung seines Vaters. Und warum sie nicht einfach zu ihm hingekommen war, obwohl sie doch wissen musste, dass ihm das geholfen hätte. Erst Krause, dann Karen. Er war sehr verwirrt.

Bei Grüns hatte man das Personal verdoppelt, der Saal

war voll, es herrschte Lärm wie in einem überfüllten Bahnhof. Mit Erleichterung stellte Müller fest, dass seine Mutter sich begeistert ins Gewühl stürzte und mit allen möglichen Leuten gleichzeitig sprach, wobei sie sich groteskerweise dauernd wie eine Tänzerin drehte.

Jemand dicht vor ihm sagte erleichtert: »Mein Junge, endlich kriege ich dich zu fassen! Ich wollte ja etwas zum Tod meines Bruders sagen, und ich habe seit Tagen darüber nachgedacht, wie ich das tun kann, dass es wirklich jedem, der hier ist, etwas gibt. Wir Älteren haben ja die Pflicht, nicht einfach irgendetwas zu sagen, sondern etwas, das bleibt, über das man nachdenken kann, was einem einfällt, ehe man abends einschläft. Und da mein Bruder ja eine tief gläubige Person war, ist mir Folgendes eingefallen. Wir waren doch vier Geschwister daheim ...«

Er hatte aufdringlich gelbe Zähne und heftigen Mundgeruch. Ich mag ihn nicht, dachte Müller.

»... und da gibt es eine köstliche Begebenheit, die uns allen tief im Gedächtnis geblieben ist. Eines Abends kam unser Vater, den dein Vater ja sehr verehrt hat, leicht bedudelt nach Hause und rief die Familie zusammen. Du siehst, ich will auf die Familie hinaus, deshalb erzähle ich diese Geschichte, deshalb ist sie so wertvoll. Also, unser Vater ruft die Familie zusammen, sitzt da in seinem Sessel und dröhnt: Nun hört mal gut zu! Also, so würde ich gern anfangen, wenn du nichts dagegen hast. Und dann kann man ohne Schwierigkeiten überleiten zu meinem eigentlichen Anliegen. Das heißt: Familie und Gott, und ich denke mir das so, dass ...«

»Hör zu«, sagte Müller scharf. »Mein Vater ist beerdigt worden, dein Bruder. Du kannst um ihn trauern. Aber wenn du eine Rede schwingen willst, obwohl hier alle nur etwas essen und sich friedlich unterhalten wollen, dann

schwinge diese Rede draußen auf dem Parkplatz. Mein Vater war niemals eine tief gläubige Person, und ich verbiete dir, hier laut zu werden. Ist das klar?»

Gegen 14 Uhr verließ Müller die Trauergesellschaft, fuhr nach Hause und zog sich um. Als er in die Kühle der Tiefgarage des Amtes tauchte, wurde er augenblicklich ruhiger und fand es richtig, Karen nicht angerufen zu haben. Welche Beweggründe sie auch immer gehabt hatte, auf dem Friedhof zu erscheinen, sie würde es ihm erklären. Dann stahl sich für eine Sekunde die Frage in sein Bewusstsein, ob Karen Swoboda möglicherweise hatte prüfen wollen, ob er tatsächlich einen Vater hatte, der verstorben war und an diesem Tag beerdigt wurde.

Auf seinem Besuchersessel hatte jemand die komplette Ausrüstung eines SEK-Mitgliedes ausgebreitet. Darauf lag ein Zettel: »Ich hoffe, du hast dir keinen Bauch angefressen. Mach es gut und viel Glück! Herbie.«

Er begann sofort, sich umzuziehen, und wurde von einem Sturm an Erinnerungen überwältigt. An das oberste Prinzip des SEK, die Freiwilligkeit. Wer gehen wollte, sollte gehen. Der Dienst ging immer vor. Wenn er gerufen wurde, durfte er niemandem je sagen, wohin. Er war Teil einer Elite gewesen. Chancenlos, die Überstunden zu zählen. Das, was wirklich zählte, war der Korpsgeist. Der war beim SEK stärker als jede Verbindung zu einer Frau.

Es klopfte, und Krause stand in der Tür.

»Haben Sie ein paar Minuten Zeit?«

»Natürlich.«

»Es ist ziemlich denkwürdig, Sie zu sehen, wie Sie sich in einen Kampfanzug der Polizei zwängen, junger Freund.

Sie sind beigeordnet, also hinten bleiben und nichts riskieren. Die Leute des SEK wissen, dass Sie ein BND-Mann sind. Es ist ihnen aber nicht klar gesagt worden, weshalb Sie eigentlich dabei sind. Das Ziel ist: mögliche Zielpersonen, den Kobalt-Raub betreffend, festzustellen und unschädlich zu machen. Wir sind in dieser Sache sehr vorsichtig vorgegangen und haben uns beim SEK wie auch beim Bundeskriminalamt mit Leuten zusammengetan, die wir kennen und denen wir vertrauen. Wir haben bewusst darauf verzichtet, den Verfassungsschutz oder den Militärischen Abschirmdienst zu verständigen. Die einfache Begründung: Wir wollen keinerlei Wirbel und schon gar keine Hektik. Und wir wollen undichte Stellen zu den Medien unter allen Umständen auf ein Minimum beschränken. So lange wir kontrollieren können, wem wir was sagen, so lange können wir davon ausgehen, dass die Fährtenuche intensiv, aber ohne jede Hetze durchgeführt wird. Unser Achmed hat viele Fragen aufgeworfen. Eine nur scheinbar deutliche Spur ist das Video vom Fernsehsender Al-Dschasira, worin diesem Land gedroht wird. Im Grunde hängt diese Spur aber genauso in der Luft wie die zu Helmut Breidscheid. Bei Breidscheid haben sich zwar merkwürdige Aspekte ergeben, aber nichts deutet bisher darauf hin, dass er kriminell ist. Er ist ein knallharter, international arbeitender Geschäftsmann, was aber nicht bedeuten muss, dass er Kobalt klauen lässt. Es fehlt bisher jegliches Motiv. Die dreihunderttausend Dollar bei Achmed unterm Bett deuten zwar Skurriles an, aber Beweise irgendwelcher Art, die eindeutig kriminelle Hintergründe haben, konnten wir nicht finden. Die Hinzuziehung von Russen oder Bewohnern ehemaliger Ostblockstaaten ist zwar eindeutig bewiesen, führt aber keinesfalls direkt zu Achmed oder aber zu Breidscheid. Das heißt, uns fehlen

die Beweise für irgendwelche handfesten Verbindungen, wir haben einen Brei, ein Durcheinander an Dingen, die eigentlich nicht zueinander passen, aber offensichtlich miteinander zu tun haben. Achten Sie also auf Verbindungsstücke. Wir müssen den Kreis Achmed-Breidscheid-Russen-Kobalt schließen, und ich sage Ihnen ganz offen, dass ich das für ein sehr trübes Gewässer halte. Zuweilen aber kann sich durch ein bisher nicht bekanntes Segment alles zusammenfügen. Achten Sie auf solche Segmente.« Er grinste leicht.

Müller lächelte. »Ich wollte Ihnen danken, dass Sie bei der Beerdigung waren.«

»Oh, das war reiner Egoismus. Ich brauche Müller pur, nicht irgendeinen Verschnitt. Ich wollte einfach sehen, wie es Ihnen geht. Goldhändchen wird Ihnen nach Ihrer Rückkehr einiges über Breidscheid verklickern. Der Mann ist ein Phänomen, das verspreche ich. Und jetzt machen Sie es gut. Ich muss mich jetzt meinem Freund vom Mossad widmen, Sie sind schon alle da: das FBI, die CIA, der Mossad und selbstverständlich die Russen. Und das alles zusammen ergibt einen teuflischen Eintopf.« Er lächelte schmal und ging hinaus.

Dann ging es sehr schnell. Jemand kam herein, sagte: »Mein Name ist Schneider, Vorname Jürgen. Und du bist Karl oder Charlie oder der Kleine, wenn mich nicht alles täuscht.« Er war ein schmaler Zweimetermann mit einem offenen, sympathischen Gesicht. »Ist die Ausrüstung okay?«

Müller nickte.

»Gut. Hier ist eine P226 für dich.«

»Die will ich nicht«, sagte Müller hastig.

»Du wirst sie nehmen«, bestimmte Schneider. »Du musst sie bei dir tragen. Für den Fall einer Selbstverteidigung. Vorschrift.«

»Na ja, denn«, murmelte Müller und steckte die Waffe in die Lederschlaufe am Gürtel. »Wir können.«

»Und bei Kampfhandlungen will ich dich ganz hinten sehen. Hinterm warmen Ofen.«

»Gut«, nickte Müller.

Der Bus des SEK war ein dunkelblauer Mercedes und vollkommen zivil, nichts ließ Polizei erkennen, nur die Scheiben waren stark getönt. Müller grüßte vage in die Runde und ließ sich auf einen freien Sitz unmittelbar hinter dem Fahrer sinken. Mit dem Fahrer zusammen waren sie jetzt vierzehn Männer, mit Ausnahme von Müller alle bis an die Zähne bewaffnet, niemand trug einen Helm.

»Also, Kinder«, sagte Schneider und drehte sich auf dem Beifahrersitz nach hinten. »Der Mann, den wir eingeladen haben, war mal viele Jahre bei unserem Verein. Er heißt Charlie für euch, für den Fall, dass ihr den Namen braucht. Bei eventuellen Auseinandersetzungen wird er ganz hinten sein, ist aber unbedingt zu schützen. Das geschieht nach Schema elf. Wir nehmen die Autobahn 11 und gehen dann auf die 20 bis zur Ausfahrt Pasewalk. Vier Kilometer vor Pasewalk liegt ein Ort namens Rollwitz. Das ist Ziel Nummer eins. In diesem Rollwitz gibt es eine alte, längst aufgelassene Gastwirtschaft. Dort finden Treffen unbekannter Art angeblich von Ausländern aus den östlichen Nachbarstaaten statt. Die örtliche Polizei sagt, dass deswegen keine Unruhe herrscht und niemals irgendwelche Zwischenfälle gemeldet wurden. Keinerlei Auffälligkeiten also. Wie die Polizei weiter sagt, haben sie sich auch deshalb nicht darum gekümmert, weil sie hoffnungslos unterbesetzt sind. Wir kommen von hinten rein, gehen rein, nehmen fest oder auch nicht. Es muss schnell gehen. Wir gehen nach Schema vier vor. Wir werden dann

an die örtliche Polizei übergeben und verschwinden. Ziel Nummer zwei klingt abartig, aber da wir schon mal in der Gegend sind, wollen wir uns das auch noch ansehen. Nach Mitteilung eines Bürgers aus Pasewalk, der sich ganz ernsthaft als der Sohn von Spiderman bezeichnet und der auch so gekleidet ist, müssen wir zu einer Scheune, die mitten in der Pampa liegt. Angeblich finden wir dort jede Menge Russen, Georgier, Rumänen, Bulgaren, Polen. Sagt Spiderman junior. Wir werden sehen. Bisher hat es verdeckte Erhebungen gegeben durch die Bundeswehr, die Spähtrupps durch die Region laufen ließ. Kein Ergebnis. Dann haben rund zwanzig zivile Fahnder sich über die ganze Region verteilt, aber ebenfalls nichts gefunden. Zu eurer Kenntnis: Wir haben die Spuren Nummer dreihundertfünfundsechzig und sechshundertelf zugeteilt bekommen. Und wahrscheinlich müssen wir wieder damit rechnen, nichts zu finden.«

Der Fahrer war sehr schnell und blieb konstant auf der linken Fahrspur. Müller schätzte, dass er mit hundertachtzig Stundenkilometern fuhr.

»Seid ihr ständig mit diesem Kobalt-Fall beschäftigt?«, fragte Müller.

Schneider nickte. »Wir erledigen pro vierundzwanzig Stunden drei bis sechs besondere Ziele, bei denen unklar ist, was sie bedeuten. Das hat schon drei Stunden nach dem Raub des Materials begonnen. Wir haben kaum geschlafen. Was glaubt ihr denn? Haben wir eine schmutzige Bombe im Raum Berlin?«

»Wir müssen sicherheitshalber davon ausgehen«, sagte Müller. »Sonst könnten wir am Ende dämlich aussehen.« Dann schwieg er, weil er nicht wusste, was Schneider wissen durfte und was nicht.

Nach etwas mehr als einer Stunde hatte der Fahrer die

Ausfahrt Pasewalk erreicht und nahm die Bundesstraße 109. Vor der Einfahrt in den Ort Rollwitz hielt er an.

Schneider bediente eine Reihe kompliziert aussehender Geräte vor ihm, setzte sich Kopfhörer auf und sprach in ein Mikrofon. Nach drei Minuten wandte er sich um und sagte: »Wir haben eine Lage. Das Gebäude dieser Gaststätte liegt etwas zurück von der Straße. Davor ist ein großer Parkplatz. Unmittelbar an das Hauptgebäude schließt sich nach hinten ein großer Saal an. Rechts in diesem Saal liegen die Toiletten. Hinter dem Gebäude liegt ebenfalls ein großer Parkplatz. Vor dem Gebäude parkt niemand, dahinter etwa fünfundzwanzig Pkw. Von diesem Platz kommen wir auf zwei Wegen in den Saal, ein Eingang rechts, ein Eingang links. Von vorn gibt es nur den Eingang durch die Gaststätte. Ich will, dass drei Leute links hineingehen, drei Leute rechts. Achtung, die drei Leute rechts: Ihr kommt an den Toiletten vorbei, nichts übersehen. Ich gehe mit drei Männern von vorne hinein. Conny und Albert, ihr passt auf Charlie auf. Die Übrigen sichern das Gebäude durch bis in den Dachboden. Wichtig zu wissen: Das gesamte Gebäude ist offiziell unbewohnt, auch im ersten Stock. Die Gaststätte ist seit etwa zwölf Jahren außer Betrieb, der Eigentümer ist festgestellt, will aber mit den Fremden in seinem Haus angeblich nichts zu tun haben. Es wird vermutet, dass er den gesamten Komplex einfach vermietet hat. Wir können, Schorsch, und der Zugriff erfolgt genau in null plus zwei Minuten. Alles wie gehabt, Einteilung ist bekannt. Helm auf zum Gebet.«

Der Fahrer Schorsch fuhr mit Vollgas seitlich an dem Gebäude vorbei und parkte unmittelbar auf der Rückseite. Die Männer waren sofort draußen, kannten ihre Zuordnungen und verloren keine Zeit. Sie standen mit entsicherten Waffen an den Eingängen.

Müller hielt sich an Schneider, der im Laufschrift an der linken Seite des Gebäudes entlanglief und dann vor dem Haupteingang stehen blieb. Es war vollkommen still, bis Schneider »Zugriff!« in sein Mikrofon sagte.

Die Eingangstür war verschlossen.

Jemand sagte knapp: »Hebel rein!«

Einer der Männer trat nach vorn und setzte einen stähler-
nen Hebel an. Es knallte und splitterte, die Tür schwang auf.

Müller dachte: Schade, es war eine schöne alte Eichentür. Er ließ die Männer an sich vorbeigleiten und kam dann selbst in die uralte Dorfkneipe. Es roch stark nach Hefe. Einen Augenblick lang störten ihn die zwei schweigsamen Männer hinter ihm. Er dachte: Wenn ich jetzt angegriffen werde, will ich diese verdammte Pistole nicht berühren. Ich kann es einfach nicht.

Rechts von der Theke war eine Tür, über der ein Schild mit der Aufschrift SAAL angebracht war. In der Mitte hinter der Theke führte eine Tür offensichtlich in die Küche, denn Müller sah weiß geflieste Wände. Er ging langsam durch die Tür in Richtung Saal, die beiden Begleiter links und rechts einen Schritt hinter ihm.

Sie gerieten in eine bizarre Szene.

Im Hintergrund an zwei langen, aneinander gestellten Tischen saßen vier Männer in Hemd, Krawatte und Anzug. Vor ihnen standen vier Telefone und einige Flaschen mit Mineralwasser. Genau vor diesen Tischen standen Bankreihen, insgesamt sechs. Und auf diesen Bänken hockten Männer, einige hatten Frauen neben sich. Fast alle Männer rauchten und hatten Aschenbecher auf dem Fußboden stehen. Es wirkte wie die Versammlung eines Bürgervereins.

Schneiders Männer sicherten ab, und ein paar von ihnen

sammelten die Ausweise der Leute ein. Niemand sprach ein Wort.

Schneider kam zu Müller und fragte: »Wofür hältst du das hier?«

»Für ein illegales Arbeitsamt«, sagte Müller.

Schneider nickte. »Kann stimmen. Aber Kobalt gibt es hier nicht. Ich fürchte, wir müssen weiter zu Spiderman.«

In diesem Augenblick löste sich ein junger Mann mit hellblondem Haar aus der letzten Bankreihe und rannte mit weit vorgestrecktem Kopf blitzschnell auf den linken hinteren Ausgang des Saales zu.

»Oha!«, sagte Schneider neben Müller ganz ruhig.

Es gab keine Sekunde der Aufregung, niemand brüllte irgendetwas, nur das Trommeln der Schuhe des Flüchtenden war zu hören.

Dann traf er auf den SEK-Mann, der den Ausgang sicherte. Der Mann zeigte keinerlei Reaktion. Der Flüchtende versuchte ihm in vollem Lauf auszuweichen, drehte unwillkürlich nach rechts, streckte die Hände weit vor und prallte dann gegen einen mannshohen gusseisernen Kanonenofen, der wahrscheinlich schon viele Generationen von Dörflern gewärmt hatte. Der Junge blieb liegen.

»Ich brauche einen Arzt«, sagte Schneider in sein Mikrofon.

»Und ich brauche diesen Jungen«, bat Müller.

»Geht klar«, nickte Schneider. »Falls er sich nicht das Kreuz gebrochen hat.«

Weil Unruhe hochkam und einige Leute anfangen, sich schnell und unkontrolliert zu bewegen, ging Schneider nach vorn und sagte: »Keine Angst! Niemand wird verhaftet, niemandem geschieht Unrecht. Bleiben Sie ruhig.«

Dann wandte er sich einem seiner Leute zu und sagte: »Von den vier Chefs hier vorne tragen die beiden rechten Waffen. Im Jackett. Nimm sie ihnen ab.«

Der Angesprochene nickte nur und sagte in sein Mikrofon: »Ich brauche Deckung.«

Sofort kamen zwei SEK-Mitglieder aus dem Hintergrund des Saales. Sie stellten sich neben den vier Chefs auf, die nach wie vor vollkommen reglos auf ihren Stühlen hockten, und richteten ihre Maschinenpistolen auf sie. Dann gaben sie kurze, knappe Befehle. »Aufstehen! Rücken zu mir! Hände auf den Kopf! Keine Bewegung!«

Nach einer Weile sagte jemand: »Es sind alte Walther PPK. Wunderbar gepflegt, richtig schöne Stücke.«

Schneider kam zurück zu Müller. »Es sind außer den vier Chefs sechsundvierzig Leute. Alle wollen Arbeit, sonst nichts. Sie haben alle Touristenvisa, und wahrscheinlich sind die sogar echt.«

Von hinten kam ein Mann mit einer schweren Arzttasche nach vorn, in seinem Gefolge zwei Sanitäter. Sie gingen zu dem Kanonenofen und knieten sich neben den jungen Mann.

Es war still, kein Laut war zu hören. Schneider ging wieder nach vorn und erklärte: »Schreiben Sie bitte Ihren Namen und die gültige Adresse auf Zettel, die ich jetzt verteilen lasse. Sie können bald nach Hause gehen.«

Der Arzt am Kanonenofen stand auf und sagte laut: »Alles klar hier. Kein körperlicher Schaden, aber leichter Schockzustand. Ich vermute, das war die Aufregung.«

Müller ging hin und sagte zu dem Jungen: »Ich möchte mit dir sprechen.«

»Ich nicht sprechen«, antwortete der Junge. Er saß mit angezogenen Knien auf dem alten Bretterboden. »Nix deutsch.«

Müller versuchte es auf Englisch. »Kann ich mit dir reden?«

»Englisch geht klar«, sagte der Junge und stand auf.

»Dann komm, wir gehen in die Gaststätte.« Er fragte zu Schneider hinüber: »Wie viel Zeit habe ich?«

»Zehn Minuten.«

Der Junge war vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt, und er zitterte vor Angst und Aufregung. Er setzte sich ein wenig holprig in Bewegung und legte dabei beide Hände auf den Kopf.

»Wir sind nicht im Krieg«, sagte Müller. »Du bist ein freier Mann. Nimm die Hände runter.«

Als der Junge sich setzte, machte Müller eine unvermutet heftige Bewegung, und der Junge zuckte ängstlich zusammen.

Er hatte ein längliches, sehr blasses Gesicht mit klugen, unruhigen Augen. Seine Hände waren lang, elegant und gepflegt. Seine Kleidung war billig und oben am Hals war sie leicht ausgefranst und mit Schweißflecken durchsetzt.

»Alles klar«, sagte Müller eindringlich. »Du brauchst keine Angst zu haben. Keine Ausländerbehörde. Mein Name ist Charlie. Wie heißt du?«

»Vitali.«

»Aus welchem Land kommst du?«

»Rumänien.«

»Wie alt bist du?«

»Dreiundzwanzig.«

»Wie lange bist du in Deutschland?«

»Achtundzwanzig Monate.«

»Mit einem Touristenvisum? Und das ist natürlich längst abgelaufen?«

»Ja.«

»Okay. Vitali, ich brauche Hilfe. Kennst du diesen Mann?« Er ließ ein Foto von Achmed über den Tisch segeln.

Die Antwort kam sofort und energisch: »Kenne ich nicht.«

»Arbeit bekommst du von den vier Männern da im Saal?«
»Ja. Sie werden angerufen, du kannst mich buchen. Ich koste zehn Euro die Stunde.«

»Und wie viel davon bekommst du?«

»Vier Euro.«

»Und du arbeitest mal hier und mal da?«

»Ja. Meistens in Berlin. Ich mache Gärten und so was. Manchmal passe ich auch auf Kinder auf oder helfe in Restaurants. Was eben so anfällt.«

»Du weißt, dass radioaktiver Stoff geraubt wurde?«

»Jeder weiß das. Die Leute haben Angst.«

»Das stimmt. Hast du in Berlin irgendetwas gehört von einer Gruppe, die etwas mit diesem Stoff zu tun hat?«

»Nicht direkt.«

»Was heißt: nicht direkt?«

»Na ja, man hat gesagt, das wären Russen oder Polen oder Leute aus Georgien. Sie bringen Unglück, sie bringen Gerüche. Ich habe Russen getroffen, die waren stinksauer deswegen.«

»Hast du jemals gehört, wo diese Gruppe steckt? Wo sie sich versteckt hält?«

»Nein. Muss ich jetzt sofort nach Rumänien zurück?«

»Ich werde versuchen, etwas für dich zu tun, versprochen. Hast du jemals von einem Mitglied dieser Gruppe etwas gehört? Einen Namen? Einen Spitznamen?«

»Ja. Einer soll Pjotr heißen. Das soll der Chef sein. Aber ich weiß natürlich nicht, ob das stimmt. Dann habe ich von einem Mann gehört, der Dimitri der Riese genannt wird. Aber sonst nichts.«

»Was sagen die Leute so? Was hat diese Gruppe vor?«

»Niemand weiß Genaues. Die meisten denken: Die werden eine schmutzige Bombe bauen und dann irgendeinen erpressen. Den Staat. Was weiß ich.«

»Und niemand hat etwas darüber gesagt, wo diese Leute sich aufhalten?«

»Sie sagen: Die halten sich da auf, wo du keinen Russen suchst. Aber ich weiß nicht, wo das ist.«

»Was ist mit Terrorismus?«

»Na ja, ein paar denken, es sind Terroristen. Aber die meisten glauben, es sind keine Terroristen. Die wollen nur reich werden und wieder verschwinden.«

Schneider kam aus dem Saal. »Charlie, wir müssen!«

»Ich habe ein Problem«, sagte Müller. »Mit dem Jungen hier müsste mein Chef dringend reden. Ist das hinzukriegen?«

»Schwierig. Sollen wir ihn mit einem Dienstwagen nach Berlin schicken? Und du garantierst mir dafür, dass er dann dem LKA oder BKA überstellt wird? Sagen wir: zehn Stunden für euch?«

»Das wäre gut.«

»Dann arrangiere ich das schnell. Ich kläre das später mit meinem Chef. Das kann ich verantworten.«

Müller reichte Vitali die Hand und sagte: »Okay. Du gehst jetzt auf eine kleine Reise nach Berlin. Keine Angst, Vitali. Vielleicht finden wir eine Lösung.«

Dann rief er Krause an, erreichte ihn nicht und sprach stattdessen kurz auf das Band: »Ich schicke einen jungen Rumänen, der etwas von Pjotr weiß, der der Chef der Kobalt-Räuber ist. Nach zehn Stunden müsst ihr ihn überstellen.«

Draußen hatte mittlerweile die SEK-Gruppe an die Polizei übergeben.

Müller war einen Augenblick lang in Versuchung, Karen anzurufen, ließ es dann aber sein, weil er nicht wusste, was auf ihn zukam und wann er wieder in Berlin sein würde. Er hoffte inständig, dass sie noch da war.

Als alle wieder im Bus waren, griff Schneider zum Mikrophon und bedankte sich für die schnelle und gründliche

Arbeit. »Wir fahren jetzt zu Spiderman, der behauptet hat, die Gruppe um den radioaktiven Stoff zu kennen oder im Traum gesehen zu haben. Wie auch immer, wir haben noch keine Lage und treffen zunächst Spiderman bei einem praktischen Arzt namens Kirsch in Pasewalk. Das erledige ich mit Charlie. Schorsch, wir können.«

Schorsch brauchte nur ein paar Minuten, hielt dann vor einem Einfamilienhaus in einem großen Garten und sagte: »Hier müsst ihr rein.«

Der Arzt öffnete die Tür und lächelte sie an. Er war etwa fünfzig Jahre alt und hatte ein von Falten vollkommen zerklüftetes Gesicht. Er erklärte: »Spiderman erwartet Sie, meine Herren. Und er ist sehr aufgeregt: Er wird wahrscheinlich zum ersten Mal in seinem Leben ernst genommen. Zu Spiderman selbst sage ich Ihnen nur, dass er vollkommen verrückt ist. Aber auf eine sehr verträgliche, nette Art. Er hat noch niemals Gewalt angewendet. Er ist zweiundvierzig Jahre alt und lebt mit seiner Mutter zusammen. Niemand kennt seinen Vater. Er war anfangs wahrscheinlich ein Borderliner, entwickelte sich dann aber immer weiter in Richtung klassisch verrückt. Aber: Er ist durchaus nicht zurückgeblieben, und wenn er meint, er hat in der alten Stockmannscheune Russen und Polen gesehen, dann können dort durchaus Leute sein. Bei ihm weiß man nie so genau, was reine Fantasie ist und was von der Wirklichkeit angestoßen wurde. Ich bin nur der Mann, der gelegentlich mit Mittelchen eingreift, wenn seine Verrücktheiten überhand nehmen. Ich bitte Sie nur herzlich, nicht hart mit ihm umzuspringen.« Dann drehte er sich um und führte sie in ein kleines, gemütlich eingerichtetes Wohnzimmer. Spiderman saß in einem Sessel, sprang auf, als sie eintraten, blieb in Habachtstellung stehen und strahlte sie an.

Er hatte ein pausbäckiges Gesicht, wirkte sehr friedlich

und war eigentlich nur ein halber Spiderman: Er trug ein feuerrotes Hemd mit Kapuze über dem Kopf, auf die die Spinnennetzlinien gezeichnet waren, aber unten normale Jeans und helle Sportschuhe.

»Ich bin geehrt«, erklärte er zackig.

Sie reichten ihm die Hand und setzten sich in kleine, bequeme Sessel.

Schneider beugte sich vertrauensvoll vor. »Mister Spiderman, wir sind außerordentlich dankbar, dass Sie uns helfen wollen. Können Sie uns schildern, was Sie beobachtet haben?«

»Aber ja, meine Herren«, sagte Spiderman. »Es ist einfach so, dass ich in meiner Welt zuweilen Dinge sehe und erfahre, die den normalen Sterblichen verschlossen bleiben. Will heißen: Die sehen das alles nicht, die hören das alles nicht. So hatte ich vor ein paar Tagen im Traum die Eingebung, dass hier in meiner unmittelbaren Nähe etwas ablief, was möglicherweise den deutschen Staat in seinen Grundfesten erschüttern könnte. Will sagen: Ich erlebte am Fernseher den Raub des radioaktiven Materials, machte mich dann auf eine nächtliche Patrouille, flog bei der Gelegenheit über die alte Stockmannscheune, sah mich um und fand ein Grab.«

»Was war in dem Grab?«, fragte Müller.

»Ich bin nicht indiskret, meine Herren. Will sagen: Ich ließ mich nicht dort nieder, um in der Erde zu stochern. Das Grab blieb unberührt.«

Müller nickte. »Wen sahen Sie denn noch? Ich meine, bewegten sich dort Menschen?«

»Beim ersten Überflug nicht. Allerdings beim zweiten. Will sagen: Ich entdeckte dann eine beträchtliche Anzahl ausländischer Besucher. Will heißen: Sie sahen östlich aus.«

»Wie viele waren es denn?«, fragte Schneider.

»Ich landete vorübergehend auf einer Pappel. Dort stehen Pappeln, meine Herren. Ich sah zunächst mindestens vier Männer.«

»Wann genau war das?«, fragte Müller.

»Vorgestern.«

»Und was taten diese Männer?«

»Was Männer so tun, meine Herren. Will sagen: Sie kamen mal raus aus der Scheune, mal gingen sie rein. Da sie mich nicht sehen können, wenn ich fliege, bewegten sie sich natürlich.«

»Wann sind Sie zuletzt über diese Scheune geflogen?«, fragte Schneider.

»In der vergangenen Nacht. Da ich wusste, dass meine Beobachtungen wichtig sind, habe ich die Patrouillenflüge verdoppelt.«

»Und da gab es noch immer Männer?«

»Ich sah drei. Deutlich.«

»Waren diese Männer bewaffnet?«, fragte Müller.

»Das war das Erstaunliche. Will sagen: Sie waren bewaffnet. Mit Maschinenpistolen. Und Pistolen im Gürtel.«

Müller zog Achmeds Foto aus der Tasche und hielt es Spiderman hin. »War dieser Mann dabei?«

Spiderman betrachtete das Foto nur den Bruchteil einer Sekunde. »Aber ja. Positiv. Ich nehme an, er ist ein international gesuchter Gangster oder Terrorist. Will sagen: Ist er Ihre Zielperson?«

»Ja«, bestätigte Müller.

Schneider beugte sich vor. »Wissen Sie, ob diese Männer jetzt noch in der Scheune sind?«

»Das weiß ich nicht. Will sagen: Die meisten wissen nicht, dass ich nicht hellsehen kann. Ich bin Spidermans Sohn, aber kein Zauberer.«

»Sie werden sich wundern, meine Herren, über seine ge-

schliffene Ausdrucksweise«, erläuterte der Arzt. »Aber mein Freund Hartmut, wie er im bürgerlichen Leben heißt, liest pro Tag etwa drei bis vier Stunden. Und falls Sie wissen wollen, wann Goethe in Weimar zum letzten Mal im Theater war: Hartmut weiß es.«

»Das ist sehr schön«, sagte Müller. »Ich bin beeindruckt, und ich danke sehr für die Auskünfte. Wo genau liegt diese Scheune?«

»Das ist einfach. Wenn Sie die Straße vor meinem Haus bis zum Ende fahren, beginnen drei Feldwege. Nehmen Sie den mittleren. Er führt Sie geradeaus etwa vier Kilometer weit, ist teilweise geteert, teilweise Sand, aber befahrbar. Dann kommt so etwas wie eine Kreuzung. Nehmen Sie den Weg nach rechts und folgen Sie ihm zwei Kilometer. Dort teilt sich der Weg. Nehmen Sie den nach links. Nach tausend Metern kommen Sie direkt zur Scheune.«

»Augenblick«, sagte Schneider. »Wie liegt diese Scheune? Das heißt, von welchem Punkt aus kann ich sie sehen?«

»Das ist noch einfacher«, sagte Spiderman. »Will sagen: Sie sehen aus ungefähr tausend Metern Entfernung zunächst die Pappelreihe. Dann sehen Sie das Dach der Scheune, weil die in einer Falte im Gelände liegt. Will heißen: Nach taktischen Gesichtspunkten müssten Sie Ihr Fahrzeug etwa tausend Meter vor der Scheune abstellen und den Rest zu Fuß hinter sich bringen. Als Deckungsmöglichkeit gibt es Felder mit halbhohem Mais und Weizen.«

Müller murmelte: »Verblüffend. Ich danke Ihnen noch einmal.«

Sie schüttelten ihm die Hand und gingen hinaus.

»Lass mich mit meinen Leuten konferieren«, bemerkte Schneider. »Wie schätzt du Spiderman ein?«

»Ich nehme ihn ernst, bitterernst.«

»Ich auch. Ich bin in drei Minuten fertig.« Er stieg in den Bus.

Achmed, dachte Müller, ich hoffe, ich finde dich nicht in dem Grab.

Die Tür des Busses öffnete sich, und Schneider sagte: »Wir können, Charlie.«

Dann sprach er in sein Mikrofon mit irgendwelchen Institutionen und Menschen, von denen Müller nicht die geringste Vorstellung hatte, während Schorsch mit hoher Geschwindigkeit durch die Felder fuhr.

»Kalli und Bruno Schutzkleidung komplett«, ordnete Schneider an. »Die Übrigen Helme auf, Gegensprechanlagen durchtesten, Waffen fertig machen. Damit das klar ist: Wir machen die klassische Zangenbewegung. Das heißt drei Mann rechts, drei Mann links. Erst wenn wir die Scheune sehen können, kommen die Übrigen in drei Gruppen zu zwei Mann aus den Feldern oberhalb der Scheune. Zu Charlies Bedeckung brauchen wir niemanden mehr. Er wird nachkommen.« Er machte eine kleine Pause. »Ich habe mich entschieden, in Anbetracht unseres Zieles hart vorzugehen. Bei Gegenwehr töten wir.«

»Ich sehe die Pappeln«, sagte Schorsch hinter dem Steuer.

»Okay, wir halten an und starten. Charlie, dringender Appell an deine Disziplin: Bleib hier beim Bus, bis meine Stimme über Lautsprecher kommt. Dann kannst du den Bus mitbringen.«

Achmed, dachte Müller, bring dich in Sicherheit, sonst bist du tot. Karen, warte auf mich in Berlin. Papa, ich gehe jede Wette ein: Wenn du mich jetzt sehen könntest, wärest du wahrscheinlich stolz. Und Mama, du würdest jetzt ganz ernsthaft behaupten: Mein Sohn rettet gerade das Vaterland.

Er musste grinsen, als er das dachte, denn im Moment war er sehr weit vom Krieg entfernt, und andere trugen ih-

re Haut zu Markte. Aber wenn er in sich hineinhorchte, war er stolz, wenigstens besuchsweise zu diesem Haufen zu gehören. Er ertappte sich dabei, dass er dauernd auf die Uhr sah. Null plus vier Minuten, null plus sechs Minuten. Sie würden schon da sein.

Über dem Land lag eine unglaubliche Stille, vor seinen Füßen summt eine Erdwespe herum und untersucht seine Stiefel. Zwei Meter weiter blühte eine violette Malve, und auf einer dieser Blüten saß ein Blutstropfen. Anna-Maria, ich habe in der vergangenen Nacht gedacht, dass du möglicherweise ganz gern in meiner neuen Wohnung herumtollen willst, dachte Müller.

»Charlie«, kam es aus dem Lautsprecher, »setz dich hinter Steuer und komm her. Wenn der Weg sich zur Scheune senkt, lass den Bus stehen.«

Er fuhr den Bus dorthin, hielt an, und zu seiner Verblüfung stand die ganze Gruppe in der scharfen Linksbiegung, die zu der Scheune hinunterführte.

»Keine Gefahr«, sagte Schneider. »Aber alles verstrahlt. Das Grab gibt es auch. Auch verstrahlt. Wir gucken gleich, wer drin liegt. In der Scheune steht ein Kleinlaster, darin stehen drei unversehrte Pakete mit Kobalt. Das heißt, dass wir fünfundsiebzig Prozent des verschwundenen Materials gefunden haben. Ein Paket wurde geöffnet, der Inhalt ist verschwunden, nur Reste sind an der Werkbank nachweisbar. Und offensichtlich hat sich niemand die Mühe gemacht, Spuren zu vertuschen. Wenn du mich fragst, sind das ganz miese Zeichen. Und ich stehe jetzt vor dem Problem, dass ich bei meiner Meldung ein riesiges Chaos auslöse, weil sie alle kommen wollen. Und weil ich niemanden kenne, der sie davon abhalten kann. Das betrifft sämtliche beteiligten Ministerien ebenso wie das Kanzleramt, das federführende Innenministerium, das neue Amt für Terro-

rismusbekämpfung wie den Militärischen Abschirmdienst, den Verfassungsschutz, das Landeskriminalamt Berlin, das Bundeskriminalamt und das Bonner Amt für Krisen. Weißt du was, Charlie? Ich erhöere in diesem Moment jeden, der meinen Job übernehmen will.«

Ein paar der Männer lachten unterdrückt.

»Haben wir eine Vorstellung, wie die Strahlung wirkt?«, fragte Müller.

Schneider nickte. »Die Krebsrate in der unmittelbaren Umgebung erhöht sich augenblicklich um fünfhundert Prozent, das heißt, Krebs wird sich auch bei Leuten zeigen, die normalerweise bis zu ihrem Tod nicht davon betroffen sind.«

»Wie lange kann ich diese Strahlung ohne unmittelbare Folgen aushalten?«, fragte Müller.

»Vorsichtig geschätzt zwei bis drei Minuten, anschließend bist du ein Todeskandidat. Direkte Folgen sind schwere Übelkeit mit Erbrechen, Haarausfall und Wunden auf der Haut, die wie Verbrennungen aussehen. Also dieselben Erscheinungen, wie sie bei bestimmten Bestrahlungstherapien auftreten.«

»Hör zu«, sagte Müller. »Ich muss wissen, wer in dem Grab liegt.« Dann überlegte er Schneiders Situation. »Ich würde dir raten, dir Zeit zu nehmen und mit deinem Chef zu sprechen. Ihr müsst vermeiden, dass hier ein Chaos entsteht und der Tatort versaut wird. Und die Journalisten auf dem verstrahlten Boden rumrobben. Hast du irgendeine sichere Direktleitung? Aber noch einmal: Ich muss wissen, wer in dem Grab liegt. Jetzt.«

»Okay. Kalli und Bruno. Schaut in dem Grab nach.«

»Ich muss selbst reinschauen«, sagte Müller.

»Dreißig Sekunden, nicht mehr«, bestimmte Schneider. Dann ging er abseits, um zu telefonieren.

Es dauerte acht Minuten, bis jemand quäkend über die

Lautsprecher kam. »Wir haben den Toten frei. Zumindest das Gesicht.«

Müller nickte. »Ich gehe jetzt hin.«

Jemand bemerkte: »Dreißig Sekunden. Gott schütze deine Eier.«

»Danke«, murmelte Müller und ging los.

Achmed, mach jetzt keinen Scheiß. Zeig mir, dass du nicht in dieser Erde liegst. Im Grunde war der Platz vor der Scheune idyllisch und grün, heimelig fast. Ideal für einen Friedhof.

Die beiden in den Schutzanzügen traten beiseite.

Der Mann, der in der Erde lag, war nicht Achmed. Nach der vagen Beschreibung konnte es Dimitri der Riese sein.

»Das hat gut getan«, seufzte Müller erleichtert und ging wieder davon.

Schneider kam zu ihm und sagte: »Okay, wir haben eine Entscheidung getroffen. Wir müssen hier abhauen. Wir wollen keine Medien. Wir sperren ein Quadrat von etwa sechs Kilometern Seitenlänge vollkommen ab. Die Einheiten der Schutzpolizei werden mit Bussen angekarrt. Die sind schon unterwegs. Zusätzlich haben wir etwa zehn Streifenwagen zur Verfügung. Will heißen: Hier wird alles dicht gemacht, wie Spiderman sagen würde. Wir können dann verschwinden, eine Pressekonferenz wird es im Innenministerium geben, aber vermutlich erst morgen früh. Details unseres Fundes gehen nur an die Spitzen der beteiligten Behörden mit Hinweis auf absolute Vertraulichkeit. Kommst du mit uns zurück?«

»Ja, das ist am einfachsten.«

»In etwa einer Viertelstunde geht es los. Ich muss meine beiden Kollegen in den Schutzanzügen hier lassen. Wir können sie nicht mitnehmen, sie strahlen. Das ist vielleicht ein Scheißding.«

»Du sagst es.«

Müller entfernte sich ein paar Schritte, um Krause anzu-rufen, und er erreichte ihn direkt.

»Haben Sie ein paar Minuten?«

»Ja«, sagte Krause. »Kann ich auf Lautsprecher gehen? Herr Sowinski ist auch hier.«

»Selbstverständlich.« Müller berichtete schnell und kon-zentriert.

»Gut. Kommen Sie zurück und dann bitte direkt zu mir«, sagte Krause. »Ich habe ein paar Kleinigkeiten.«

Müller fühlte sich erschöpft durch die stundenlange An-spannung, er setzte sich auf einen Grasfleck.

Er ärgerte sich jetzt, dass er Karen auf dem Friedhof nicht angesprochen hatte. Er ärgerte sich, dass er sie nicht angerufen hatte, dass er sie nicht gebeten hatte, ein paar Tage länger in Berlin zu bleiben. Er fühlte sich einsam.

Sie fuhren ein paar Minuten später, und Schorsch beeilte sich, nach Berlin zu kommen. Sie setzten Müller beim BND ab, Schneider sagte: »Es war mir eine Ehre.«

Müller ging in sein Büro, zog sich um und stellte fest, dass er vergessen hatte, Schneider die P226 zurückzugeben. Er nahm sie in die Hand und betrachtete sie, als habe er eine solche Waffe noch nie gesehen. Er spürte eine tiefe Furcht, weil er mit einer solchen Waffe einen Menschen getötet hatte.

Krause war nicht allein, Sowinski saß mit am Tisch. Sie sahen ihm entgegen, und er hatte instinktiv das Gefühl, diese Situation schon einmal erlebt zu haben. Ihre Augen waren hart wie Stein.

»Setzen Sie sich. Mein Freund Uri ist in der Stadt, einer der Mossad-Häuptlinge. Wir verstehen uns seit zwanzig Jahren sehr gut. Er saß da, wo Sie gerade sitzen. Und natür-

lich will er den gesamten Hintergrund von mir haben, weil er nicht ganz zu Unrecht vermutet, dass man auch in Tel Aviv oder in Jerusalem eine schmutzige Bombe einsetzen könnte. Kennen Sie Uri?»

»Nein, nicht persönlich.«

»Aber er kennt Sie.« Krause warf ein Foto flach über den Tisch.

Das Foto zeigte Müller in Damaskus auf einer der schmalen Altstadtgassen mit den schönen Innenhöfen. Müller ging durch die Sonne und wirkte wie ein neugieriger Tourist.

Müller war augenblicklich wütend.

»Das trifft mich nicht sonderlich. Ich habe in Damaskus wiederholt Mitglieder befreundeter Dienste fotografiert. Präzise sechs Mal. Davon waren drei, zwei Männer und eine Frau, für den Mossad tätig, einer für die CIA, zwei konnten wir den Russen zuordnen. Die Fotografien sind aktenkundig. Außerdem will ich darauf aufmerksam machen, dass Damaskus ein Tummelplatz der Dienste ist. Ich würde an zwei guten Tagen allein von Seiten der Syrer zehn bis fünfzehn Agenten verifizieren können. Achmed hat sie mir gezeigt.«

»Stimmt«, nickte Sowinski.

»Gut«, murmelte Krause. »Gehen wir mal weiter.«

Das nächste Foto kam herangesegelt.

Es zeigte Müller mit Karen Swoboda in der Bar, vor ihnen ein Salat mit Geflügel. Ein weiteres folgte. Es zeigte dieselbe Szene, aber diesmal küsste Müller Karen.

»Noch nicht lange her«, murmelte Krause. »Wer ist die Frau?«

»Eine Frau aus der Werbebranche. Sie heißt Karen Swoboda, ist zu Hause in Frankfurt am Main. Gegenwärtig verhandelt sie mit den Freien Demokraten über eine Werbekampagne.«

Mein Gott, dachte Müller fiebrig, ich muss hier raus, ich kriege keine Luft mehr.

»Und diese Frau hat Sie angesprochen oder Sie diese Frau?«

»Die Frau mich. In der Bar, in der wir da sitzen und Salat essen. Sie wollte einfach Siebzehnundvier spielen.«

»Und Sie haben das geglaubt?« Krauses Fragen stachen wie scharfe Messer.

»Ja, ich habe das geglaubt. Und, ehrlich gestanden, glaube ich das immer noch.«

Er dachte verbissen, ich lasse mir das nicht nehmen.

»Kann es sein, dass diese Frau an Sie herangespielt wurde?« Krause schloss kurz die Augen.

»Darüber habe ich keine Sekunde nachgedacht, wenn ich ehrlich sein will. Das erscheint mir zu abwegig. Die erste Gegenfrage würde lauten: Warum sollte sie auf mich angesetzt werden? Und: Ich habe ihr nicht gesagt, wer ich bin, vor allem nicht, in welcher Arbeit ich stecke.«

»Aber Sie haben mit ihr geschlafen?«

»An der Stelle werde ich wütend, weil es um mein Privatleben geht.« Müller sah, dass Krause noch eine weitere Anlage vor sich liegen hatte, und er wusste, dass es noch nicht zu Ende war.

»Also, diese Karen Swoboda hat keine Ahnung von Achmed? Keine Ahnung von Damaskus? Keine Ahnung von Herrn Breidscheid? Und keine Ahnung von den möglichen Zusammenhängen?«

»Exakt«, sagte Müller.

»Seien Sie nicht so sicher«, bellte Krause. Er schob Müller einen Zeitungsausschnitt zu und blaffte: »Nur die Bildunterschrift, bitte!«

Da war Karen mit zwei Männern zu sehen. Alle drei hatten Sektgläser erhoben, alle drei strahlten. Die Bildunter-

schrift lautete: »Ein Prosit auf kommende gute Geschäfte. Die Werbefrau Karen Swoboda, der Stuttgarter Maschinenbauer Matthias Hechtsheim, der Generalvertreter Helmut Breidscheid.«

In Müllers Gesicht bewegte sich nichts, seine Augen waren hart wie Kiesel, seine Hände lagen ruhig auf der Tischplatte.

»Darf ich erfahren, wer das Foto mit mir und Frau Swoboda in der Bar gemacht hat?«

»Einer von Uris Leuten«, sagte Sowinski. »Das hat damit zu tun, dass Uris Truppe gut ist und Gott sei Dank zu unseren Freunden zählt. Wir sind aber nicht sicher, ob nicht auch Leute der CIA dort waren und Sie identifiziert haben. Oder die Russen, zum Beispiel, die ja auch nicht schlecht sind. Im Gewerbe geht seit Tagen das Gerücht, dass nur einer aus dem Metier eine brauchbare Szenerie für die schmutzige Bombe hat. Und dass wir die Hüter dieser brauchbaren Szenerie sind und Sie der Hauptdarsteller.«

»Uri weiß, dass Sie es sind«, setzte Krause leise und bekümmert hinzu. »Es bringt überhaupt nichts, ihm etwas anderes zu erzählen. Und es ist nicht zu vermeiden, dass alle anderen bald auf unserer Matte stehen.«

»Von wem ist der Zeitungsausschnitt?«

»Aus dem öffentlich zugänglichen Material, auf das sich Goldhändchen gestürzt hat«, sagte Krause. »Er hat erstaunliche Entdeckungen gemacht, die auch Sie sicherlich entzücken werden.«

»Sie war auch auf der Beerdigung«, murmelte Müller tonlos.

Er spürte seine Wut wie einen heißen Ball im Bauch, und er wusste, dass es keinen Sinn mehr hatte, sich abzuschotten.

»Ohne dass Sie vorher davon wussten?«, fragte Sowinski schnell.

»Sie hat mir vorher nichts gesagt. Sie war einfach da.«

»Ein außergewöhnlicher Liebesbeweis«, sagte Krause höhnisch.

»Aber wer hat sie geschickt, verdammt noch mal?«, fragte Müller.

»Es klingt jedenfalls nach einer größeren Dimension«, sagte Sowinski.

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Ich nehme Sie vollkommen raus«, sagte Krause. »Ich muss Sie rausnehmen. Es wird eine Untersuchung geben.«

»Moment«, schnappte Müller. »So einfach ist das alles nicht. Ich falle doch nicht wie ein heuriger Hase auf die erstbeste hübsche Frau rein.«

»Genau das ist aber passiert.« Sowinski war erbarmungslos. »Sie verlieren Ihre Familie, Ihre Frau, Ihren Vater, Sie sind angreifbar. Und da taucht wie aus dem Nichts eine gewisse Karen auf, mit der Sie ins Bett hüpfen, weil Sie doch ach so einsam sind. Und diese Frau hat mit Breidscheid, von dem wir noch nicht wissen, wie er da hineinpasst, Champagner getrunken auf irgendein Geschäftchen. Das sieht ziemlich beschissen aus, mein Lieber.«

Schweigen.

»Es geht noch weiter«, knurrte Krause. »Selbstverständlich haben wir den Zeitungsausschnitt gegengecheckt, und wir sind auf etwas Komisches gestoßen. Die Staatsanwaltschaft Wirtschaftsvergehen Stuttgart hat eine Ermittlung gegen diesen Maschinenbauer Hechtsheim und Breidscheid eingeleitet.

Grund: Es bestand der dringende Verdacht, dass die beiden im Rahmen größerer Maschinenausfuhren drei Maschinen gebaut haben, die zusammengekoppelt ein wunderbares Gerät zur Herstellung von Gewehrmunition ergeben. Die Staatsanwaltschaft kam zu spät, die Ma-

schinen waren raus. Und bis heute weiß niemand, wohin genau.«

»Scheiße!«, rief Müller. »Sie werden zwanzig, dreißig Firmen finden, für die Karen Swoboda gearbeitet hat. Ach was, fünfzig. Ich möchte die Chance haben, die Frau zu fragen.«

»Auf keinen Fall«, murmelte Krause kopfschüttelnd. »So läuft das nicht, mein Freund. Ich denke, es ist das Beste, Sie gehen heim und schlafen sich ein paar Tage aus.«

»Heißt das, ich bin suspendiert?«, fragte Müller entgeistert.

»Was denn sonst?«, bellte Sowinski. »Sollen wir jetzt auch noch Händchen halten und Taschentücher reichen?«

»Ich habe das eingebrockt, ich löffle das aus«, sagte Müller. »Wenn die Frau an mich herangespielt worden ist, werde ich die Frau umdrehen und an Sie heranspielen.«

»Wie bitte?«, fragte Krause verblüfft. »Haben Sie überhaupt registriert, um was es hier geht? Es gibt ein festgeschriebenes Gesetz beim Bundesnachrichtendienst: Wenn ein Mitglied der Bruderschaft, weiblich oder männlich, sich in jemanden verliebt, muss das dem Vorgesetzten gemeldet werden. Mit Namen und Adresse und allem Drum und Dran. Wir prüfen dann, ob die Sache sauber ist oder nicht. Ist Ihnen diese Vorschrift jemals zur Kenntnis gebracht worden?«

»Ja.«

»Und warum, verdammt noch mal, sind Sie nicht zu mir gekommen und haben das auf den Tisch gelegt?«

Er ist persönlich beleidigt, dachte Müller verblüfft. Wieso denn das?

Weil du so etwas wie sein Ziehsohn bist, sagte das andere Ich.

»Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, weil ich vollkommen durch den Wind war. Ich habe in zweiundsiebzig

Stunden mehr schlucken müssen, als ich verdauen konnte. Ich habe in Achmed wirklich einen Freund verloren. Und meine Frau hat mich monatelang betrogen.« Er wurde immer heftiger. »Ich weiß im Übrigen, dass in der Geschichte des BND die wenigsten Leute, die in irgendeine Liebesaffäre verstrickt waren, damit zu ihrem Vorgesetzten gingen. Das ist einfach eine vollkommen irre Regel, und Sie wissen das auch.«

»Jetzt ist es ein Fall für den Präsidenten«, sagte Sowinski knapp.

»Und ich werde selbstverständlich anschließend für den Rest meines Lebens im Archiv der ganz leichten Fälle landen«, höhnte Müller. »Ich werde Ihnen sagen, was da passiert ist. Ich war heilfroh, dass ich in die Arme von Karen Swoboda flüchten konnte. Das ist der ganze Fall. Und falls Sie nicht den Mut haben, den Fall zusammen mit mir zu klären, bin ich schlicht und ergreifend beim falschen Verein.« Er stand so heftig auf, dass der Stuhl hinter ihm umfiel. Er bückte sich, stellte ihn wieder auf und wollte hinausgehen.

Krause stoppte ihn in der Tür mit der Bemerkung: »Gehen Sie jetzt bitte nicht in das Hotel.«

»Das kann ich gar nicht«, schnaubte Müller. »Die Frau ist längst wieder in Frankfurt.«

»Ist sie nicht«, Krause schüttelte den Kopf. »Sie ist nach wie vor im Hotel. Schließlich will sie doch etwas über Sie herausfinden, oder?«

Zwischenspiel

Basie hatte den Kamin angeheizt und die dicken, dunklen Ledersessel in einer weiten Runde aufgestellt.

Der Chef saß links, Kim neben ihm. Leicht seitlich versetzt der Sekretär von Kim, der keinen Namen zu haben schien.

Basie hatte festgestellt, dass der Sekretär eine Neunmillimeter-Glock in einem Achselhalfter an der rechten Körperseite trug. Er war also Linkshänder.

Basie hatte etwas hysterisch versucht, den Chef davon zu überzeugen, dass der Mann bei einer einfachen Geschäftsbesprechung keine Waffe tragen dürfe. Der Chef hatte nur gelacht und gesagt, es sei gleichgültig, ob der Mann eine Waffe trage. Die Waffe sei dessen Problem. »Das Selbstwertgefühl der Nordkoreaner ist einfach beschissen«, hatte er gemeint.

Kim trank gerade seinen dritten doppelstöckigen Wodka, der Chef hielt sich wie immer an Wasser, der Sekretär trank spärlich von seinem Coke. Sogar während des Trinkens behielt er immer den Raum im Auge. Das wirkte lächerlich. Aber immerhin gab es keine spürbare Anspannung.

»Mister Kim«, sagte der Chef seelenruhig. »Sie haben ein Problem. Sie haben eine Menge Rohopium, aber niemanden, der Ihnen das Zeug abnimmt. Und Sie wollen, dass für Sie das Geschäft im eigenen Hafen beendet ist. Sie wollen also mein Geld haben, bevor mein Schiff aus Ihrer Drei-Meilen-Zone ist. Sehe ich das so richtig?«

Kim nickte. Er war ein kleiner, nichts sagender Mensch in einem dunklen Anzug, hielt aber zu Hause einen Minisesselsessel besetzt, allerdings ohne klare Zuständigkeit.

»Und Sie wollen zwanzig Millionen US-Dollar auf die Hand?«, fragte der Chef im Ton eines Menschen, der die Forderung für unanständig hielt.

»Ja«, sagte Kim. »Vier Millionen US-Dollar in bar. Sofort. Und sechzehn Millionen US-Dollar auf eine bestimmte Bank in Singapur.«

Das hättest du jetzt besser nicht gesagt, dachte Basie. Die vier Millionen sind allein für dich, das sieht ein Blinder mit Krückstock.

»Mister Kim. Die Schwierigkeit besteht für mich nicht in vier Millionen US-Dollar in bar. Die Schwierigkeit besteht für mich darin, dass ich mindestens drei Schiffe brauche, weil ich auf hoher See mindestens zweimal umladen muss, um allzu neugierige Leute davon abzuhalten, das Schiff zu kapern. Und machen wir uns nichts vor: Es ist allgemein bekannt und durch Satelliten bewiesen, dass Sie Mohn anbauen lassen, obwohl alle Welt weiß, dass Ihre eigene Bevölkerung hungert. Nun fragt sich diese interessierte Welt, wohin Sie Ihr Rohopium schaffen. Das heißt für mich: Ich muss sehr vorsichtig operieren. Es kommt hinzu, dass die Staatengemeinschaft Nordkorea und seine Aufrüstungsbestrebungen nicht gerade liebt. Sie können ganz sicher sein, Mister Kim, dass die Amerikaner ständig vom Himmel herab auf Ihr Land schauen. Mein Risiko ist also gewaltig. Sagen wir also die vier Millionen plus zwölf nach Singapur.«

»Das sind vier Millionen zu wenig«, sagte Kim. Er sprach ein grauenhaftes Englisch, war aber immerhin verständlich.

»Ich kann das Geschäft für zwanzig Millionen nicht machen«, stellte der Chef fest. Dann hob er leicht die Hand und deutete auf sein Wasserglas.

Basie goss nach und wusste, was er zu tun hatte.

Zwischen dem Kaminzimmer und dem Esszimmer gab es eine breite Durchreiche. Und gleich dahinter saßen wie

auf einem Präsentierteller die drei Frauen, die Basie am frühen Abend aus München geholt hatte. Sie lachten miteinander, trugen unglaublich tiefe Ausschnitte und halfen nach, sie dauernd noch tiefer rutschen zu lassen.

Basie öffnete die Durchreiche, nahm zwei silberne Schalen mit Käsegebäck und trug sie zu den kleinen Tischchen zwischen den Sesseln. Dann baute er sich dicht hinter dem Sekretär auf, was dem sichtlich unangenehm war.

»Sie müssen mich verstehen, Mister Kim«, sagte der Chef. »Ich habe das durchkalkuliert. Und wir wissen beide, dass Sie außer mir keinen anderen Abnehmer haben. Ehe ich es vergesse: Ich brauche einen abgeschlossenen Vertrag mit Ihrer Regierung, damit mein Schiff zu Ihnen kommen kann. Verkaufen Sie mir eine satte Ladung Teakholz, wenn möglich. Aber vergessen Sie zwanzig Millionen. Seien Sie mit sechzehn zufrieden.«

Basie bewegte sich nach vorn an dem Sekretär vorbei auf das Feuer zu. Er legte zwei Buchenscheite nach und sah, wie Kims Blick zu der Durchreiche glitt. Und er hörte, wie die Frauen leise lachten.

»Aber vielleicht wäre es ratsam, wenn wir beide eine Weile pausieren«, sagte der Chef. »Etwas Entspannung vielleicht?«

»Zwanzig Millionen«, wiederholte Kim stur und in sich gekehrt.

»Sechzehn«, widersprach der Chef lächelnd. »Und ich kenne keinen Kaufmann auf dieser Welt, der Ihnen ein besseres Angebot macht. Wir können das gleich regeln, kein Problem. Sie können auch eine Anweisung über sechzehn Millionen direkt mitnehmen. Dann brauchen Sie das Bare nicht zu transportieren.«

Genial, dachte Basie. Jetzt kriegt Kim Angst, dass ihm das Bare durch die Lappen geht.

»Vier in bar«, sagte Kim. »Gut, ich überlege eine Weile. Geht vielleicht bei achtzehn?«

Der Chef schüttelte lächelnd den Kopf. »Das geht nur bei sechzehn. Vier in bar, zwölf nach Singapur.« Dann lachte er plötzlich und fragte: »Was machen Sie eigentlich mit so viel Geld?«

»Ich diene meinem Führer«, sagte Kim.

»Ihr Chef hat einen sehr großen Hunger, denke ich. Na gut, wir reden später weiter.« Dann klatschte er in die Hände und rief: »Die Damen, bitte. Und, Basie, bitte, Champagner. Und den Koffer.«

Basie sagte brav: »Jawohl, Sir«, und freute sich über das Geschäft. Kim würde sechzehn kriegen, nicht einen Cent mehr. Das war sicherlich nicht der Beginn einer wunderbaren Freundschaft, aber genauso wenig das letzte Geschäft mit Nordkorea.

Die drei Frauen kamen in den Raum, und es war merkwürdig, zu erleben, wie Kim ein wenig zurückzuckte, als könne er mit diesem europäischen Angebot nicht umgehen. Dann stand er auf, reichte den Frauen nacheinander die Hand und verbeugte sich sehr förmlich. Er sagte irgendetwas auf Koreanisch, was niemand verstand.

Zum ersten Mal klinkte sich der Sekretär ein. Er stand auf, stand stramm und sagte ohne eine Miene zu verziehen: »You are welcome!«

»Das sind Jill, Mai Thai und Verena«, sagte der Chef. »Sie gehören gewissermaßen zu meinem Haus.«

Basie ging zum Safe in das Büro und holte den Aluminiumkoffer mit dem Bargeld heraus. Er musste grinsen, weil der Chef schon vorher richtig kalkuliert hatte: Vier Millionen will er für sich, hatte er vorhergesagt. Dann ging Basie zurück in das Kaminzimmer und schenkte den Champagner aus.

Kim konzentrierte sich auf die südostasiatische Mai Thai, hatte sich wahrscheinlich für die zwei üppigen langbeinigen Blondinen noch nicht genug Mut angetrunken.

Der Sekretär nahm keinen Champagner.

Kim deutete auf die Tür zum Roten Salon, und Mai Thai nickte lächelnd.

Der Sekretär erhob sich, nahm einen Stuhl und stellte ihn neben die Tür zum Roten Salon. Er setzte sich.

Basie wandte sich an die zwei Blondinen. »Sie können es gemütlicher haben, meine Damen«, sagte er. »Zwei Türen weiter serviere ich etwas zu essen, und da ist auch fantastische Musik.« Er wandte sich an den vor der Tür sitzenden Sekretär. »Wollen Sie mit uns kommen und etwas essen?«

»Nein«, sagte der Sekretär, ohne sein Gesicht zu verziehen.

Aus dem Roten Salon kam lautes Gelächter. Kim war wahrscheinlich zufrieden mit sich, der Welt und Mai Thai.

»Na, kommen Sie, meine Damen.« Basie grinste und führte die anderen beiden zu einem kleinen Buffet, wo er sie alleine ließ.

Seine Welt war in Ordnung, er hatte alles im Griff. Und mit dem Chef schien auch alles in Ordnung zu sein. Seit dem Unfall mit Selma war Basie ein wenig auf der Hut. Der Chef war schon seit längerer Zeit immer fahriger geworden. Er flippte manchmal richtig aus, kriegte Wutanfälle ohne Grund. Aber jetzt saß er oben in seinem Arbeitszimmer und telefonierte mit dem Kardinal. Das machte er immer, wenn ein hervorragendes Geschäft in Aussicht stand.

In diesem Augenblick gab es in Basies Welt nur einen Menschen, den er absolut nicht mochte. Das war der Sekretär mit der Glock unter der Achsel, der wie das Schicksal persönlich die Tür zu seinem vögelnden Boss abschottete, der hinter der Tür laut lärmend und lachend seinem Vergnügen nachging, wobei die hohen, spitzen

Begeisterungsschreie von Mai Thai den klanglichen Background bildeten.

Es war nach ein Uhr, als der Minister über das Haustelefon die beiden Blondinen herzlich zu sich einlud und gleichzeitig Getränke bei Basie orderte.

Basie machte also ein Tablett zurecht, forderte die beiden Damen lächelnd zum Dienst am Nächsten auf und wollte mitsamt seinem Tablett an dem Sekretär vorbei in den Roten Salon marschieren.

Der Sekretär stand blitzschnell auf, Basie rannte gegen ihn, und das Tablett stürzte mit erheblichem Krach auf den Boden.

»Da geht niemand rein«, sagte der Sekretär.

»Ich bin hier zu Hause«, sagte Basie streng. »Ihr Chef hat Getränke bestellt und diese beiden Damen eingeladen. Über das Telefon.« Hinter ihm kicherten die beiden Blondinen.

»Der Herr Minister ist nur über mich zugänglich«, stellte der Sekretär fest.

»Dann ist er ein ganz armer Mensch«, sagte Basie im Brustton der Überzeugung. »Meine Damen, wenn Sie schon einmal vorgehen wollen, ich räume hier erst mal auf.«

Er eilte zurück in die Küche, machte ein neues Tablett fertig und kehrte zum Roten Salon zurück. Der Sekretär hatte ganz schmale Augen und hätte wahrscheinlich am liebsten jede Flasche auf ihren Inhalt kontrolliert.

Basie drängte sich an ihm vorbei in den Roten Salon. »Herr Minister«, sagte er demütig, »ich bitte um Entschuldigung, aber Ihr Terrier vor der Tür steht ständig im Weg herum und verursacht Kollisionen. Hier habe ich Champagner im Angebot, Kaviarhäppchen und exquisites bayerisches Weißbier.«

Der Minister war bis auf einen winzigen schwarzen Slip

nackt, Mai Thai war gänzlich textillos, die beiden Blondinen hatten begonnen, den Minister zu befummeln und sich gleichzeitig aus den Kleidern zu räkeln. Es war nichts weiter als eine biedere, kleinbürgerliche Orgie, bei der die Beteiligten strikten Arbeitswillen bekundeten.

Der Minister sagte: »Der Mensch vor der Tür ist äußerst lästig. Und er ist dumm, ohne es zu wissen.«

»Sie tun mir Leid, Sir«, murmelte Basie leise.

»Glauben Sie, dass Ihr Chef irgendwann weiter verhandeln will?«

»Ich nehme das an, Sir«, erwiderte Basie artig, drehte sich und bat im Hinausgehen: »Melden Sie sich, wenn etwas fehlt, Sir.«

Basie ging an dem Sekretär vorbei in die Küche und legte neuen Champagner auf Eis. Dann rief der Chef über die Hausleitung an.

»Ich hätte gern eine kleine Flasche Champagner. Und vielleicht ein paar Häppchen Schweinsmedaillons.«

»Kommt sofort, Sir.«

»Was macht der Koreaner?«

»Er genießt das Leben. Jetzt hat er die Blondinen geholt. Ich nehme an, er ist jetzt locker. Aus der Whiskyflasche fehlen zwei Drittel.«

Basie machte ein Tablett für den Chef zurecht und trug es hoch in den ersten Stock in das Arbeitszimmer.

Der Chef telefonierte mal wieder. Die Stimme aus dem Lautsprecher kam sanft, aber energisch.

»Ich denke, wir nehmen dreizehn Uhr.«

»Einverstanden«, sagte der Chef und ging wie üblich auf und ab. »Und lasst es krachen.«

»Natürlich«, sagte die Stimme. »Ende.«

Basie kannte die Stimme nicht. Er stellte den Imbiss für den Chef auf ein kleines Tischchen und verließ den Raum

wieder. Er ging hinunter in das Erdgeschoss, sah den Sekretär bewegungslos vor der Tür zum Roten Salon sitzen.

»Ich hätte gern ein Wasser«, sagte der Sekretär.

»Gern, Sir.« Basie nickte und brachte dem Mann ein Glas Mineralwasser.

»Möchten Sie etwas essen? Vielleicht etwas deutsche Wurst, deutschen Schinken? Sehr zu empfehlen.«

»Ich bin nicht hier, um zu essen«, erwiderte der Mann abweisend.

»Da haben Sie Recht«, murmelte Basie großzügig. »Ich wollte auch nur freundlich sein.«

Nein, er mochte diese Type nicht, ganz und gar nicht.

Großes Gelächter hinter der Tür, eine der Frauen quietschte ganz schrill, der Minister sagte irgendetwas, und alle grölten lachend.

»Im Gegensatz zu Ihnen ist Ihr Chef richtig gut drauf. Seien Sie doch locker, Mann. Niemand tut Ihnen was, niemand hat etwas gegen Sie. Und wir alle verehren Ihren großen Führer!«

Es war so offensichtlich Spott und Häme, dass ein Ruck durch den Mann ging, er plötzlich seine Waffe in der Hand hatte und aufrecht stand.

»Seien Sie vorsichtig«, sagte er nur. Dann setzte er sich wieder und verstaute die Waffe im Achselhalfter.

Tatsächlich war Basie beeindruckt von der Schnelligkeit des Mannes, er hatte abwehrend beide Hände erhoben.

In diesem Moment schrie eine der jungen Frauen hoch und schrill, dann folgte ein dumpfer Aufprall und ein lautes Klatschen.

Der Sekretär zog die Waffe, riss die Tür auf und stürmte in den Salon. Er fuchtelte mit der Waffe herum, beschrieb mit ihr einen Halbkreis wie in einem schlechten Krimi und brüllte irgendetwas auf Koreanisch.

Passiert war im Grunde gar nichts. Mai Thai war im Eifer eines körperlichen Gefechtes von der Lehne des Sofas gestürzt, lag wie ein sterbender Schwan auf dem roten Marmor des Raumes und schrie vor Lachen, während sie mit der nackten Hand klatschend auf den Marmorboden schlug.

Der Minister sah seinen Aufpasser empört an und rief etwas, was niemand verstand.

Der Sekretär maulte zurück, und es klang drohend.

Der Minister war empört, hatte einen roten Kopf und sagte etwas mit ätzender Schärfe. Dabei fummelte er in seiner Kleidung herum, die auf der Lehne eines Sessels hing.

Das dauerte nur zwei oder drei Sekunden.

Der Minister hatte offensichtlich endlich gefunden, was er suchte. Er stand auf und ging nackt direkt auf den Sekretär zu. Dann hob er die rechte Hand, und Basie sah die Waffe. Der Minister schoss, der Sekretär fiel wie ein gefällter Baum, die Frauen kreischten, Basie flüsterte: »Du lieber Gott!«

Der Minister sagte in seinem grauenhaften Englisch erleichtert und zufrieden: »Das wollte ich, seit wir Korea verlassen haben.« Dann wandte er sich an die Frauen und erklärte: »Es tut mir Leid, aber er war wirklich ein Schwein.«

Basie griff nach dem Haustelefon, wählte die Nummer des Chefs und sagte stark beunruhigt: »Chef, wir haben peinlicherweise eine Leiche im Haus.«

Müller hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen verloren zu haben. Er fühlte sich, als sei er in fremder Umgebung auf der Flucht. War Karen auf ihn angesetzt worden? Und wenn ja, von wem und warum?

Er fuhr in seine neue Wohnung, nachdem er seine Koffer und Kisten bei seiner Mutter eingeladen hatte.

»Ich muss arbeiten«, hatte er unwillig geantwortet, als seine Mutter ihn gefragt hatte, ob er denn nicht wenigstens einen Tag Pause machen könne.

Beinahe dankbar für die Beschäftigung schleppte er sein Gepäck in mehreren Gängen in seine kleine Wohnung hinauf, räumte alles ordentlich in Schränke und Schubladen, duschte dann eine halbe Stunde lang, stand für Minuten vor dem Telefon und überlegte, ob er Karen anrufen und fragen sollte, ob sie Teil eines böartigen Spiels war. Aber sie würde es natürlich nicht zugeben. Wieso hatte sie gesagt, sie müsse zurück nach Frankfurt, und war dann nicht abgereist? Wieso war sie bei der Beerdigung seines Vaters erschienen?

Dann sah Müller die Waffe, die er achtlos auf das Bett geworfen hatte.

In diese Zeiten wollte er nicht zurück. Er wollte, dass seine Alpträume endeten, und wusste zugleich, dass er dafür mit irgendjemandem darüber sprechen musste. Er wusste, dass er sich Hoffnung gemacht hatte, dass dieser Jemand Karen sein würde.

Er zog einen Bademantel über und legte sich auf das Bett. Er ließ das Magazin aus der Waffe gleiten und zielte spielerisch mal hierhin, mal dorthin. Nie wieder Waffen, nie wieder Tod.

Was würde jetzt im Dienst geschehen? Würde er ein Verfehmter sein? Würde er in eine Botschaft am Ende der Welt versetzt, um dort nahezu beschäftigungslos in der Sonne zu sitzen? Jetzt musste er jedenfalls erst einmal abwarten. Er war ein Kind von Krauses Gnaden, und er hasste diesen Zustand.

Als Krause schellte, war es 22.14 Uhr.

Er kam schnell herein, warf seinen Trenchcoat auf den rosafarbenen Sessel und sagte: »Wir haben im Augenblick keine Zeit für Streit.« Dann nahm er den Trenchcoat erneut auf und warf ihn auf den Boden. Er setzte sich in den Sessel, schaute sich um und stellte fest: »Ein gemütliches Heim ist das gerade nicht.«

»Alles für das Vaterland«, erwiderte Müller ironisch. Dann setzte er hinzu: »Falls Sie hierher gekommen sind, weil Sie völlige Unterwerfung wollen, dann sind Sie falsch. Wenn Sie etwas zu trinken wollen, ich habe Wein, Wasser und Whisky.«

»Einen kleinen Whisky hätte ich gern.«

Müller machte zwei großzügige Whiskys zurecht.

Krause fragte: »Glauben Sie an eine schmutzige Bombe?«

»Ja.«

»Glauben Sie, dass sie hier in Berlin gezündet wird?«

»Das weiß ich nicht. Ich denke, dass die Aufgeregtheiten in Sachen Al-Kaida in der Öffentlichkeit nicht richtig dargestellt sind. Al-Kaida ist längst eine übergeordnete Marke, so etwas, auf das man sich als potenzieller Terrorist berufen kann. Das sind inzwischen junge Briten, junge Franzosen, junge Deutsche, die einfach die Schnauze voll haben von dem Gegackere, in das einheimische Politiker ausbrechen, wenn sie von Terror reden. Wir machen die Muslime in aller Welt zu lächerlichen Figuren, weil wir dem üblenerede der USA folgen. Es könnte auch London treffen, Paris, Rom, ich weiß es einfach nicht. Was sagen Ihre Leute?«

»Sie wissen es auch nicht. Aber bevor wir weiter überlegen, muss ich erwähnen, dass die Geschichte mit der Frau Swoboda grenzenlos leichtsinnig war.« Dann schwieg er und sah Müller aufmerksam, aber freundlich an.

»Das ist richtig«, gestand Müller.

»Das darf nicht noch einmal geschehen«, sagte Krause.

»Ich habe jetzt nur zwei Optionen. Ich nehme Sie entweder vollkommen raus aus dem Fall, oder ich erteile Ihnen die Weisung, mit dem Zeitungsausschnitt zu Frau Swoboda zu gehen und herauszufinden, was hinter all dem steckt. Ich tue Letzteres, weil wir praktisch keine Zeit haben. Nach der ersten Untersuchung dieser Scheune bei Pasewalk ist den Spezialisten klar, dass die schmutzige Bombe gebaut ist. Wir befinden uns an dem Punkt, an dem wir praktisch nur noch beten können.« Er legte eine Kopie des Zeitungsausschnittes auf den kleinen Tisch und lehnte sich dann zurück. Er trank einen kleinen Schluck.

»Dann noch ein Wort zu uns beiden. Es ist so, dass ich Sie für einen der besten Leute halte. Wir beide passen in unserer Denkweise gut zueinander. Natürlich wäre es Ihnen ein Leichtes gewesen, mich kurz einzuschalten, einfach zu sagen: Ich habe da eine Frau kennen gelernt. Sie hätten diese Irritationen ausschließen können, ja ausschließen müssen. Da ich ein guter Zuhörer bin, vergesse ich nicht, dass Sie sich nicht nur von Ihrer Frau getrennt haben, sondern auch noch hinnehmen mussten, dass diese Frau fremdgegangen ist. Das muss Sie unglaublich gekränkt haben ...«

»Es war viel schlimmer«, unterbrach ihn Müller. »Ich dachte, es muss mich kränken, ich dachte, ich muss beleidigt sein. Aber es ist mir scheißegal. Da tauchte der böse Verdacht auf, dass ich bindungsunfähig bin. Und das hat mir wirklich zu schaffen gemacht.«

Krause lächelte leicht und nickte. »Aber im Hinblick auf die kommenden Jahre will ich festhalten, dass Sie mich beim nächsten Mal kontaktieren, um Fehlerquellen auszuschließen.«

»Ich werde mich daran halten«, versicherte Müller. »Wie geht es zeitlich weiter?«

»Wir arbeiten pausenlos durch. Es wäre also von Vorteil, wenn wir die Spur Karen Swoboda noch heute Nacht ausschließen oder aber einarbeiten könnten. Der Präsident ist ziemlich oft im Kanzleramt, während die Opposition herumschreit, dass er offensichtlich keine Ahnung hat.« Er lachte kurz und hart. »Dabei ist er der Einzige mit einer guten Spur. Und die so genannten Fachpolitiker geben Kommentare von sich, dass es der Sau graust. Nehmen Sie die verdammte Waffe da vom Bett. Das passt nicht zu Ihnen.«

»Dann erledige ich Frau Swoboda jetzt«, sagte Müller und fühlte sich befreit. Er war wieder aufgenommen in seinen Orden, er war wieder zu Hause.

»Und ich verschwinde«, sagte Krause. »Melden Sie sich, wenn Sie mehr wissen. Und noch etwas. Es gibt einen Mann namens Taylor bei der CIA. Er ist unangenehm, einer von der Sorte, die uns Deutschen übel nehmen, dass wir nicht mit Hurrageschrei in den Irak eingefallen sind. Engstirnig und furchtbar ungebildet. Und er ist mit einer ganzen Horde unterwegs. Dieser Taylor könnte Sie identifiziert haben, weil er vermutlich eine direkte Leitung in den Stab von Uri hat. Passen Sie also auf, und nehmen Sie keine Schokolade von fremden Onkels an.«

»Ich werde mich in Acht nehmen. Ich melde mich«, nickte Müller.

»Und sehen Sie zu, dass Sie irgendwann eine bessere Behausung bekommen. Das ist ja die reine Tristesse.«

»Das war Ihr Arrangement«, grinste Müller.

Krause hatte die Tür noch nicht hinter sich zugezogen, da rief Müller Karen an.

Sie meldete sich verschlafen und sagte ohne jede Einleitung: »Erzähl mir bloß nicht, du hättest vorher keine Zeit gehabt.«

»Ich hatte keine Zeit. Jetzt habe ich Zeit. Und Hunger. Kann dein Zimmerservice da etwas ändern?«

»Das wird zu machen sein«, sagte Karen.

Müller fuhr beschwingt durch das nächtliche Berlin und nahm sich fest vor, Karen auf keinen Fall zu schonen. Er würde sich schrittweise an sie herantasten, notfalls alle Tricks verwenden, die er beherrschte. Falls sich herausstellte, dass sie ihn gelinkt hatte, würde er sich zum Abschluss eine miese Bemerkung einfallen lassen. Er wusste, dass er auf dem Gebiet blendend war.

Er nahm es als ein gutes Zeichen, dass er einen freien Parkplatz unmittelbar neben dem Hoteleingang erwischte.

Der Tisch mit den zwei Stühlen und den brennenden Kerzen darauf wirkte festlich. Karen trug wieder den seidenen Morgenrock, der ihr Kastanienhaar so gut zu Geltung brachte.

»Schön, dich zu sehen«, sagte er und küsste sie auf die Stirn.

Sie wollte ihn an sich ziehen und irgendetwas sagen, aber sie schwieg dann, räusperte sich und fragte: »Sind Schinkenröllchen und Spargel okay?«

»Sehr gut«, sagte Müller. Er zog das Jackett aus und ließ es einfach auf den Boden fallen. Er fragte: »Wieso bist du nicht in Frankfurt? Du wolltest doch abreisen, oder?«

»Ja, wollte ich. Aber ich habe es mir anders überlegt. Ich wollte dich noch einmal sehen.« Sie sah ihn fragend an. »War das falsch?«

»Oh nein«, sagte er und setzte sich auf den Stuhl. »Ich habe gehofft, du wärst noch hier. Warum bist du auf dem Friedhof nicht zu mir gekommen?«

Sie lächelte unsicher. »Das schien mir nicht angemessen. Da war deine Frau, dein Kind, deine Mutter. Ich woll-

te dir nur zeigen, dass ich bei dir bin. Du hast sehr elend ausgesehen.«

»So habe ich mich auch gefühlt. Vor allem, weil ich wenig später zu einem Einsatz musste. Das war alles sehr unreal.«

»Was für ein Einsatz?«, fragte sie.

»Na ja, dienstlich halt. Außerhalb Berlins. Ich lebe im Moment zwischen den Welten, ich weiß zuweilen nicht, was real ist. Die Beerdigung meines Vaters oder der Einsatz oder beides.« Er legte sich Schinken und Spargel auf den Teller und fragte: »Soll ich den Sekt öffnen?«

»Ja, bitte.« Sie lächelte flüchtig, sie wirkte verwirrt.

Er öffnete die Flasche und goss ein.

»Willst du auch etwas essen?«

»Nein, ich habe keinen Hunger.« Sie sah ihn an und fragte: »Warum berührst du mich nicht?«

»Weil ich verunsichert bin«, antwortete er. »Kennst du einen Mann namens Breidscheid, Helmut Breidscheid?«

Auf ihrer Stirn bildeten sich zwei Falten, ihre Augen wurden schmal, sie mühte sich um Konzentration. »Breidscheid sagst du? Warte mal ...«

Er griff nach seinem Jackett, zog den Zeitungsausschnitt heraus und hielt ihn ihr hin. »Hier vielleicht eine kleine Erinnerungshilfe?«

Sie betrachtete den Ausschnitt, dann zog ein breites Lächeln in ihr Gesicht. »Ja, natürlich kenne ich Breidscheid«, sagte sie heiter. »Aber das ist Jahre her. Und so beeindruckend war er nicht, dass ich mich sofort erinnern müsste.«

»Erzähl mir von ihm«, forderte Müller.

Karen hatte plötzlich einen schmerzlichen Zug um den Mund. Sie sah ihn nicht an, sie nahm ihr Glas und trank einen Schluck.

»Du bist nicht hier, um mich zu berühren. Du bist hier, um etwas herauszufinden. Es ist ja wohl dein Beruf.«

»Ja. Erzähl mir, bitte, von Breidscheid.«

»Du wolltest von Anfang an etwas herausfinden, nicht wahr? Ich war gar nicht gemeint.« Ihr Mund war immer noch schmerzlich verzogen.

»Nein«, sagte er, »so war es nicht.«

»Wenn es nicht so war, was bedeutet denn jetzt Breidscheid? Er hat in meinem Leben nicht die geringste Rolle gespielt. Ist er ein Krimineller? Suchst du ihn?«

»Das weiß ich nicht. An was Erinnerst du dich?«

»An tiefste Stuttgarter Provinz. Ich habe für diesen Maschinenbauer Hechtsheim eine Werbekampagne entwickelt und gleichzeitig eine Hochglanzbroschüre entworfen. Beides kam hervorragend an, beides wurde sehr gut bezahlt. Und darauf haben wir einen Sekt getrunken. Ich erinnere mich, dass dieser Breidscheid ein Monopol bei diesen Maschinen hatte. Er faselte dauernd etwas vom Fernostgeschäft. Ich nehme also an, er war der Generalvertreter. Ach ja, der Maschinenbauer nannte den Breidscheid immer ›mein Schiffssachverständiger‹. Was das bedeutete, weiß ich nicht, obwohl beide immer darüber gelacht haben. Das ist alles.«

»Und du hattest nie wieder mit diesem Breidscheid zu tun?«

»Nie wieder«, sagte sie. »Du kannst also hingehen und sagen: Auftrag ausgeführt, Breidscheid existiert nicht für die Swoboda.«

»Das kann ich nicht«, widersprach Müller sanft. »Mein Dilemma besteht darin, dir noch ein paar Fragen stellen zu müssen. Die erste Frage: Wie oft hast du diesen Breidscheid getroffen?«

»Einmal«, antwortete sie. »Dabei wurde das Foto für die Zeitung geschossen. Er war nicht wichtig für mich, er war einfach zufällig da.«

»Kannst du dich an Einzelheiten erinnern? Ich meine, ihr habt einen Schluck Sekt getrunken, ihr habt miteinander gesprochen.«

»Na ja, der Maschinenbauer nannte mich immer gnädige Frau und wollte garantiert mit mir ins Bett steigen. Das wollen viele.«

»Und Breidscheid wollte das nicht?«

»Der nicht, der ist ein stark gehemmter Typ. Einer, der mit Frauen überhaupt nichts anzufangen weiß. Er ist einer dieser streng konservativen Typen, die mit Frauen nicht umgehen können, weil sie es auch gar nicht wollen. Für mich wirkte er wie aus Holz. Und er schaute alle Frauen, auch mich, so an, als halte er sie grundsätzlich für lüstern und geil.«

»Kannst du dich erinnern, wie lange euer Treffen dauerte?«

»Vielleicht eine Stunde, vielleicht anderthalb.«

»Hat Breidscheid etwas von sich selbst erzählt?«

»Kann ich mir nicht vorstellen. Darf ich mal eine Frage stellen?«

»Aber sicher.«

»Wie weit bist du jetzt von mir entfernt?« Ihre Stimme war plötzlich metallisch.

Elende Frage, dachte er.

»Nicht sehr weit«, log er. »Dass du in der Vergangenheit einmal auf Breidscheid getroffen bist, musste mich verdammt nachdenklich machen. Das ist eigentlich alles.«

»Aber wieso ...« Dann weiteten sich ihre Augen plötzlich. »Das heißt ja, dass du denkst, dass ich dich aushorchen wollte. Oder? Das heißt es doch?« Sie wurde laut.

»Ich bin nicht darauf gestoßen«, sagte er. »Es waren meine Vorgesetzten. Und ich habe das abklären müssen. Das ist eigentlich alles.«

Ihre Hände flatterten unruhig vor ihrem Körper. »Mo-

ment mal, das ist nicht alles. Ich habe nicht mit dir Karten gespielt, um dich auszuhorchen. In was für einer Welt lebst du eigentlich?«

»In einer ziemlich komplizierten«, antwortete er. »Du hast also diesen Breidscheid nur einmal getroffen? Und bei diesem einen Mal hattest du nicht viel mit ihm zu tun? Und das ist viele Jahre her. Ist das richtig so?«

»Jawohl. Ich hatte gar nichts mit ihm zu tun.«

»Und für wie viele Firmen machst du solche Hochglanzbroschüren?«

»Etwa für dreißig pro Jahr. Das schwankt.«

»Bist du notfalls bereit, diese Aussage gegenüber meinen Chefs zu wiederholen?«

»Ist das dein Ernst?« Sie hatte vor Zorn ganz schmale Augen.

»Leider ja. Wir sind eine misstrauische Behörde.«

»Diese Geschichte mit dir geht nur mich etwas an. Und ich werde darüber keinem irgendeine Auskunft geben.« Sie hatte einen harten Mund, und die Falten darum wirkten wie gemeißelt.

»Ich bin bedauernswerterweise nicht in der Lage, dir den ganzen Hintergrund zu erläutern«, sagte Müller.

»Du machst dich doch nur lächerlich.«

»Ich bin ein Geheimdienstmann«, sagte Müller. »Und ich mag meinen Beruf.«

»Dann bin ich ohnehin eine vorübergehende Erscheinung«, sagte sie schnell und bitter.

Er nahm sein Jackett vom Boden auf und zog es an. Er murmelte: »Ich habe verstanden.«

»Genau das hast du nicht«, entgegnete sie schroff.

»Aber ...« Er wollte fragen, wie es weitergehen könnte, begriff dann jedoch, dass sie an ihre Grenzen gestoßen war, dass sie nicht mehr wollte.

»Okay, ich gehe«, sagte er schließlich mit zittriger Stimme. »Aber ich würde gern mit dir darüber sprechen, ob denn das so enden muss.«

»Darauf kann ich verzichten.«

»Schade. Ich hätte dir etwas mehr Verständnis zugetraut«, sagte er, drehte sich um und verließ das Zimmer. Er war wütend. Dass er traurig war, wusste er nicht.

Als er in das Foyer trat, sah er, dass die Bar abgedunkelt war, auch der Pianist war gegangen. In der Rezeption saßen der Nachtportier und ein junges Mädchen, das den Computer bediente. Beide hoben nicht einmal den Kopf.

Der Ausgang des Hotels lag drei Stufen über dem Niveau der Straße. Er sah die beiden Männer da stehen und ihn neugierig anblicken. Er dachte: Die haben auf mich gewartet, wenngleich der Realist in ihm sofort korrigierte: Das kann nicht sein.

Die Männer waren beide groß und massig, und der linke sagte: »Endlich treffe ich Sie persönlich.«

Der rechte sagte: »Hallo, Mister Müller, schön, Sie zu sehen.«

Sie waren beide Amerikaner, und sie wirkten misstrauisch und kalt. Müller hatte nicht den geringsten Zweifel, dass sie beide von der CIA waren. Also fragte er: »Wer von Ihnen ist Taylor?«

»Das bin ich«, sagte der linke. »Das neben mir ist Grisson, ein Kollege. Und wir haben einige Fragen an Sie.«

»Das glaube ich gern«, antwortete Müller kühl. »Aber ich bin nicht befugt zu antworten. Da müssen Sie sich an meine Vorgesetzten wenden.«

»Das wird nicht gehen«, kommentierte Taylor. »Wissen Sie, wir haben gar nicht so viel Zeit. Und wir wollen doch alle, dass wir die Schweine möglichst schnell fassen, oder?«

»Ich weiß nicht, von welchen Schweinen Sie sprechen«, sagte Müller.

»Na ja«, erklärte Taylor geduldig, »wir sind ein befreundeter Verein, wir ziehen schließlich am selben Strang. Und wir wüssten gern, was Sie in Damaskus getrieben haben und wieso denn Damaskus hier in Berlin plötzlich so wichtig ist.«

»Wieso Damaskus?«, fragte Müller.

»Wir wissen, dass Sie einen Mann aus Damaskus hier in Berlin suchen. Und wir wissen, dass das in Zusammenhang steht mit dem Raub des radioaktiven Materials«, sagte Grissom.

Sie waren beide Mitte vierzig, hatten kantige Gesichter und wirkten aggressiv und brutal.

»Ach, du lieber Gott«, sagte Müller. »Da wissen Sie mehr als ich. Ich bin in der Sache nicht tätig. Wahrscheinlich verwechseln Sie mich mit jemandem.«

»Ist klar, dass Sie das sagen müssen«, erwiderte Taylor. »Wir wissen es besser. Notfalls müssen wir eben Ihre Freundin fragen, die Karen Swoboda.«

Das gibt Krieg, dachte Müller. Er zog sich auf eine Linie zurück, die er vertreten konnte. »Meine Freundin, Frau Swoboda, weiß absolut nichts. Sie ist eine Freundin, ganz privat.«

»Das werden wir feststellen«, sagte Grissom mit einem ekelhaften Lächeln.

»Vielleicht reden wir mal mit Ihrer Frau darüber.«

»Falls Sie Frau Swoboda oder meine Ehefrau belästigen, wird die Sache für Sie schmerzhaft«, protestierte Müller. »Ich marschiere auch nicht in Ihre Wohnküche und belästige Ihre Gespielinnen.«

»Wir haben uns gedacht, dass Sie so reagieren«, sagte Taylor. »Das ist eigentlich schade, denn wir wollen nur ein paar Antworten.«

»Na, dann«, sagte Müller und tat so, als wolle er an ihnen vorbeigehen.

Grissom war ungeheuer schnell und baute sich wie ein Schrank vor ihm auf. Er drohte nicht eine halbe Sekunde lang, sondern schlug sofort zu. Er traf nicht punktgenau, aber immerhin erwischte er Müller an der rechten Kopfseite. Dann kam sein Knie hoch und traf Müller schmerzhaft im Bauch.

»Dass Sie nicht mit uns kooperieren, ist dumm«, sagte Taylor gemächlich. »Lass ihn, Larry, er verträgt nichts. Und jetzt fahren wir in ein hübsches Hinterzimmer und schauen mal, was Sie so alles wissen.«

»Sie sollen ein mieser Sack sein«, knurrte Müller. »Tatsächlich sind Sie einer.«

Das ist wirklich Krieg, dachte er. Und ich will es ihnen schwer machen.

Er hatte kaum Luft, einen zusammenhängenden Satz zu sagen. Kopf und Unterleib schmerzten intensiv, Müller dachte, er müsse sich übergeben, und war von einer heilloosen, zerstörerischen Wut erfüllt.

Grissom stand vor ihm und war bereit, weiter zu schlagen.

»Wir nehmen ihn mit«, entschied Taylor.

Grissom sagte: »Okay«, und schlug eine Doublette gegen Müllers Kopf.

Er war augenblicklich bewusstlos. Später erinnerte er sich an seinen letzten Gedanken. Das triviale Das-darft-doch-nicht-wahr-sein.

Er wurde wach, als sie ihn durch eine Tür stießen und er nach vorn auf die Knie fiel.

»Scheiße«, sagte er heftig.

Sie bugsierten ihn zu einer Matratze, die auf dem Boden lag. Die Matratze war der einzige Einrichtungsgegenstand des Raumes, sie war blau mit irgendwelchen goldenen Blü-

ten bedruckt, fleckig und schmutzig. Grissom stieß Müller heftig nach vorn, und er fiel darauf.

»Hör zu, Kumpel«, sagte Taylor. »Du kannst es dir einfach machen und sagen, was ist. Andernfalls könnten wir auf die Idee kommen und dir eine Spritze setzen, nach der du wie ein Wasserfall redest.«

»Ich könnte dich aber auch so schlagen, dass du die Schmerzen nicht mehr aushältst und redest«, drohte Grissom.

»So ein Scheiß!«, erwiderte Müller.

Aber er wusste, dass sie Recht hatten, und er schätzte die Szene so ein, dass Taylors Chef angeordnet hatte: Geht auf die Jagd nach diesem Mann, und lasst euch von ihm erzählen, was ist. Und wie ihr das macht, will ich gar nicht wissen.

Müller erinnerte sich an viele Gerüchte, die über die amerikanische Bruderschaft im Umlauf waren, aber auch an einige Begebenheiten, die definitiv der Wahrheit entsprachen. So waren zahlreiche Fälle bekannt, wo Agenten der CIA Verdächtige in Länder entführt hatten, in denen sie ungestört foltern konnten, etwa nach Ägypten. Es war sinnlos, zu schweigen, Müller musste ihnen etwas auftischen, irgendeine Geschichte erzählen, langsam, Stückchen für Stückchen, haarscharf an der Wahrheit entlang. Er erinnerte sich an einen Ausspruch Krauses: »Es ist eindeutig so, dass amerikanische Agenten grundsätzlich glauben, überall auf der Welt die Regeln brechen zu können. Es gibt natürlich Ausnahmen, aber die sind verdammt rar.«

Taylor, das schien sicher, war keine Ausnahme, und Grissom war schlicht brutal.

Er konnte nicht sprechen, ohne zu lispeln. Wahrscheinlich hing das damit zusammen, dass Grissom seinen linken Mundwinkel getroffen hatte.

Er sagte leise: »Okay, was wollt ihr denn wissen?«

»Wie heißt der Mann aus Damaskus, den du suchst?«, fragte Taylor schnell.

»Abu Omar«, sagte Müller. »Aber ich weiß nicht, ob das sein richtiger Name ist. Ich kenne nur diesen Namen.«

»Okay. Alter, Beruf und so weiter.«

»Ich kenne sein Alter nicht, seinen Beruf auch nicht.«

»Ist er ein Profi im Geschäft?«

»Nein, würde ich sagen. Ich habe ihn nur einmal getroffen. Ich schätze, er ist um die dreißig. Ob verheiratet, ob Kinder, weiß ich nicht.«

»Wieso kommst du auf die Idee, dass er irgendetwas mit dem Raub des radioaktiven Materials zu tun hat?«

Die Einschläge kommen immer dichter, dachte Müller.

»Weil dieser Mann angeblich gesagt hat, in Deutschland sei es am leichtesten, solches Material illegal zu bekommen.«

»Hast du ihn gefragt? Hat er das gesagt? Ist er ein Terrorist? Hat er Verbindung zu Terroristen? Zur Al-Kaida? Zu denen in Afghanistan? Zu denen, die die Sauerei in New York angerichtet haben?«

»Ich war in Damaskus«, begann Müller monoton. »Ich wollte den Typen kontaktieren. Ich hatte eine Telefonnummer, sonst nichts.«

»Von wem?«

»Von einem Vorgesetzten. Von wem der sie hatte, weiß ich nicht.«

»Also, langsam.« Taylor setzte sich auf die Fensterbank. Jetzt war er bei der Sache. »Du fliegst in Damaskus ein. Was machst du dann?«

»Taxi, Hotel«, antwortete Müller. Die Matratze roch muffig. Müller entdeckte einen großen Fleck neben sich. Der Fleck sah aus wie getrocknetes Blut.

»Kann ich mich hinsetzen?«, fragte er.

»Wieso?«, fragte Grissom aggressiv.

»Weil das hier verdammt dreckig ist«, antwortete Müller kühl. »Und ich liege ungern im Dreck, wenn du neben mir stehst und jederzeit zutreten kannst.«

»Er hat Recht«, murmelte Taylor. »Setz dich. Mit dem Rücken an die Wand.«

Müller hatte extreme Kopfschmerzen, er musste die Augen schließen. Er richtete sich in Sitzhaltung auf und schob sich dann an die Wand. Als er sich anlehnen konnte und sein Körper sich ein wenig entspannte, gingen die Schmerzen augenblicklich zurück.

Der Raum, in den sie ihn gebracht hatten, war offensichtlich ein Apartment, denn Müller sah eine Nische mit einer Kochecke und durch die offene Tür eine Holzwand, in der Garderobenhaken eingeschraubt waren. Wahrscheinlich gab es rechts davon ein Bad. Von der Decke baumelte ein Kabel ohne Lampe, durch das große Fenster war ersichtlich, dass die Wohnung in einem oberen Stockwerk liegen musste, denn er sah keine anderen Häuser, keine Türme, keine Schornsteine, nur den Himmel.

Der lichtete sich langsam und kündigte den neuen Tag an. Er sah auf seiner Uhr, dass es kurz vor halb drei war. Er wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hatte. Er wollte handeln.

Er sagte: »Warum habt ihr nicht einen meiner Chefs gefragt? Die hätten euch doch alles erklärt.«

Taylor antwortete: »Dein Chef mag mich nicht, und ich ihn ehrlich gestanden auch nicht.«

»Das ist ja nicht verwunderlich«, sagte Müller trocken. »Ihr benehmt euch wie Wildsäue. Es ist mit euch immer dieselbe Scheiße, ob hier oder im Irak oder in Afghanistan.«

»Lass das!«, sagte Grissom scharf. »Niemand hat dich nach deiner Meinung gefragt.«

Müller musste lachen, das tat weh, die Kopfschmerzen wurden stechend. »Grissom, der Herrscher über das Erdreich! Mann, seid ihr Arschlöcher. Also gut, was wollt ihr noch wissen?«

»Es kam zu einem Treffen«, sagte Taylor. »Mit diesem Abu Omar. Wo war das Treffen, wie lief das ab? Ich brauche die Inhalte.«

»Es lief in einem Lokal in der Altstadt ab. Er wartete auf mich. Wir saßen an einem Tisch auf der Straße. Er wirkte höflich und zurückhaltend, machte aber klar, dass er Geld erwartete. Er wollte zweitausend US-Dollar.«

»Hat er sie bekommen?«, fragte Grissom schnell.

Müller antwortete nicht, sondern blickte Grissom lange an, dann Taylor. Er sagte: »Kannst du, bitte, deinen blöden Terrier zurückpfeifen? Er stellt die falschen Fragen. Dumme Fragen. Er versteht die ganze Sache nicht, sie übersteigt seinen Horizont. Und immer, wenn er was nicht versteht, prügelt er los. Wir nennen das in Europa unkultiviert.«

Grissom tat genau das, was Müller bezweckt hatte. Er kam nach vorn und wollte Müller schlagen.

Aber Müller hatte blitzschnell seine Beine angezogen und stieß sie mit aller Gewalt nach vorn. Sein rechter Fuß traf Grissom im Gesicht, der linke landete ungefähr auf dem Solarplexus des Amerikaners.

Grissom atmete laut aus und lag still.

Müller sagte monoton: »Abu Omar bekam die zweitausend Dollar. Und was er erzählte, schien auf den ersten Blick logisch. Er sagte, eine bestimmte Gruppe der Al-Kaida habe sich Berlin vorgenommen und wolle hier in der Nähe an radioaktives Material kommen. Wie geschehen. Aber verrückterweise war Abu Omar am folgenden Tag nicht mehr in Damaskus, sondern tauchte in Berlin auf. Wir haben ihn am Flughafen Tegel identifiziert. Seitdem

suchen wir ihn in dieser gottverdammten Stadt. Und steck um Gottes willen diese Waffe weg. Wem willst du Angst machen? Mir?»

Taylor lehnte an der verdreckten Kopfwand und hielt einen Revolver in der Hand. Er sagte: »Leute wie dich brauchen wir. Du kannst umsteigen, wenn du willst.«

»Kein Interesse«, erwiderte Müller. »Kann ich mich mal hinstellen? Mir ist schlecht von den Schlägen.« Er dachte fiebrig: Von Breidscheid wissen sie nichts. Noch nicht.

»Okay«, sagte Taylor. »Aber unternimm nichts. Ich würde schießen, mein Kleiner.«

Müller richtete sich an der Wand auf und bemühte sich, den ohnmächtigen Grissom dabei nicht zu berühren. Als er stand, drehte er sich zu Taylor und fragte: »Was willst du noch wissen?«

»Du hast ihm todsicher den Kiefer gebrochen.«

»Na ja, dann darf er ja nach Hause fliegen und sich ausruhen.« Müller trat von der Matratze auf den uralten, fleckigen Teppichboden und reckte beide Arme in die Höhe.

»Ich kann dir nicht mehr erzählen, weil ich nichts weiß. Ich suche Abu Omar. Hier in Berlin. Und wenn ich ihn habe, sage ich dir Bescheid. Ist das okay? Und lasst die Frau in Ruhe. Die weiß absolut nichts, sie kennt nicht mal meinen Beruf. Sie hat keine Ahnung, dass es einen Mann namens Abu Omar gibt.« Er ging langsam an das Fenster und starrte hinaus in den frühen Morgen. Auf den ersten Blick erkannte er drei Tankstellen unter voller Beleuchtung und zwei sich kreuzende Schnellstraßen.

Das ist Marzahn, dachte er.

Er drehte sich zu Taylor herum und grübelte: »Ich frage mich, weshalb ihr Amerikaner euch so viele Feinde in einer

so unglaublich kurzen Zeit gemacht habt. Das muss mit eurem verrückten Präsidenten zu tun haben und mit seinen Scheißkriegen in Afghanistan und im Irak.«

»Wir bringen die Demokratie«, sagte Taylor matt.

Müller setzte sich langsam zum Ausgang hin in Bewegung. Er antwortete: »Das höre ich dauernd, und ich weiß, dass es falsch ist. Ihr bringt Tod und Unruhe und vor allem Hass.«

Er war jetzt auf Armlänge neben Taylor, und er brannte vor Wut.

Als er einen Schritt an dem Mann vorbei war und deutlich hörte, wie der erleichtert ausatmete, sackte er tief in die Knie, drehte sich, sprang hoch. Er erwischte Taylor mit dem linken Fuß am Kopf. Die Waffe schepperte laut gegen einen Heizkörper, Taylor sackte zusammen, versuchte aber, sich hochzustemmen.

»Du verdammtes Arschloch!«, brüllte Müller und grätschte dem Mann zwischen die Beine. Taylor war augenblicklich bewusstlos.

Müller wurde schlecht, er musste sich übergeben.

Er stand da weit vorgebeugt, kotzte und verfluchte seinen Beruf. Er hatte heftige Kopfschmerzen, und das Würgen wollte nicht aufhören.

An der Innenseite der Apartmenttür steckte ein Schlüssel. Er zog ihn ab, öffnete die Tür und schloss sie hinter sich. Dann stand er in einem beinahe dunklen, langen Flur, der wie ein Schlund vor ihm lag. Er drehte den Schlüssel herum, zog ihn ab und warf ihn durch den Briefschlitz der nächsten Wohnung.

An der Wand stand meterhoch eine schwarze Elf – elfter Stock. Müller rief den Lift und schaute dann nach dem Klingelschild an der Wohnung, in die er gebracht worden war. Da stand »Greifix-Bau GmbH & Co.«.

Noch im Lift griff er nach seinem Handy und rief die Notnummer an, auf die er zurückgreifen konnte, wenn es eng wurde.

Krause sagte etwas krächzend: »Ja, bitte!«

»Tut mir Leid, dass ich Sie aus dem Bett hole. Ich habe mit der Frau gesprochen. Nach meiner Überzeugung ist sie in unseren Fall in keiner Weise involviert. Ich werde ein Protokoll schreiben. Dann hat mich von der befreundeten Bruderschaft jenseits des großen Meeres ein Mann namens Taylor vor dem Hotel angesprochen. Bei ihm war ein zweiter Mann namens Grissom. Denen müsste mit einem Notarzt geholfen werden. Ich gebe gleich durch, in welchem Haus sie sind. Es handelt sich um den elften Stock eines Plattenbaus in Marzahn, der Mieter der Wohnung ist eine Baufirma namens Greifix.«

»Was haben Sie mit den Amerikanern gemacht?«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Ich habe sie k. o. geschlagen. Möglicherweise Kieferbruch. Können Sie das Rote Kreuz schicken?«

Der Aufzug hielt im Erdgeschoss.

»So, jetzt habe ich die Hausnummer, achtundfünfzig. Ja, es ist Marzahn.« Er gab den Straßennamen durch.

Krause atmete tief durch und flüsterte beinahe. »Mein Gott, auch das noch.«

»Dieser Grissom hat mich mehrfach geschlagen. Und Taylor hat eine Waffe aus der Tasche gepult. Da bin ich erst richtig wütend geworden. Ich komme jetzt rein, wenn ich ein Taxi auftreiben kann. Ende.«

Im Osten schimmerte zaghaft das erste Tageslicht.

»Schlagen Sie aber nicht den Taxifahrer k. o.«, mahnte Krause.

Während er die Schnellstraße überquerte, um zu einer der Tankstellen zu kommen, rief Müller Karen an.

»Tut mir Leid, dass ich dich störe, aber du musst dringend ausziehen. Und zwar schnell.«

»Was soll denn das?«

»Es gibt Leute, die der Meinung sind, dass du etwas über den Raub des radioaktiven Materials weißt.«

»Jetzt spinnst du.«

»Nein. Zieh aus und ruf mich an, wenn du ausgezogen bist. Das ist wichtig. Ich weiß, ich bin schuld. Aber ausziehen musst du trotzdem. Es handelt sich um unangenehme Leute.« Er kletterte über eine Leitplanke und beendete die Verbindung, weil sie vollkommen haltlos zu schimpfen begann.

Dann rief er seine Frau an. Als sie sich verschlafen meldete, fragte er knapp: »Kannst du ein paar Tage mit dem Kind zu einer Freundin?«

»Warum denn das?«

»Weil möglicherweise Gefahr besteht.«

Sie fragte nicht weiter, sondern entschied knapp: »Wir sind dann bei Jennifer.«

Zwischenspiel

»Würden Sie bitte den Raum verlassen?«, befahl Basie den drei Frauen. »Bitte, gehen Sie in den Fernsehraum.«

Dann griff er ein dickes Kissen und legte es dem Toten unter den Kopf, damit nicht noch mehr Blut auf den Marmor floss.

Die drei bleichen Frauen verließen den Raum, zitternd und mit abgewandtem Gesicht.

»Jetzt wird es eng, Mister Kim«, flüsterte Basie.

»Er hat gesagt, er würde mich dem Geheimdienst melden. Ich hatte keine Wahl.«

»Sie haben das Gastrecht missbraucht, Mister Kim«, sagte der Chef gefährlich ruhig. Er kam durch die Tür und sah sich den Sekretär genau an. »Ich bin ein unbescholtener Mann, und Sie wollten mit mir ein Geschäft machen. Jetzt töten Sie Ihren Begleiter.«

»Sie sind mächtig, Sie können das leise regeln«, sagte Kim, ohne eine Miene zu verziehen.

»Ich fürchte, nein«, sagte der Chef. »Das hier ist ein Mord oder ein Totschlag. Und in diesem Land kann man das nicht unter den Teppich kehren.« Er hatte ein vor Spannung verzerrtes Gesicht, es wirkte wie aus Stein. »Bei Ihnen zu Hause mag das gehen, hier geht das nicht.«

»Ich rufe die Polizei«, murmelte Basie nicht ohne Erheiterung, rührte sich aber nicht von der Stelle.

»Ich habe diplomatischen Status«, sagte Kim.

»Das wird nicht reichen«, sagte der Chef streng. »Sie haben jemanden erschossen. Und wir verstehen Ihre Sprache nicht, können also keine Aussage dazu machen, was zwischen Ihnen und dem Sekretär vorgefallen ist. Was wird jetzt aus unserem Geschäft?«

»Das können Sie abwickeln«, antwortete Kim. »Die Bank in Singapur wird das bestätigen. Das Geschäft ist durchgeplant.«

»Und wie bekomme ich die Ware?«

»In exakt drei Monaten. Das wird die Bank bestätigen und das Ministerium auch. Die Daten liegen fest.«

Der Chef sah Kim lange an, dann begann er zu lächeln. Er sagte: »Sie hatten von Beginn an den Plan, nicht zurückzukehren. Und Sie hatten von Beginn an den Plan, den Mann notfalls zu töten, nicht wahr? Deswegen wollten Sie vier Millionen in bar, nicht wahr?«

»Das Geld geht an mein Land«, sagte Kim.

»Aber nicht die vier Millionen, oder? Eher doch zwölf Millionen, nicht wahr? Und die vier in bar marschieren mit Ihnen irgendwohin. Das ist eine gute Rente, Mister Kim. Wohin wollen Sie denn gehen?«

»Das weiß ich nicht genau. Zuerst einmal nach Kanada, vielleicht.«

»Na, sehen Sie. Und Sie haben vermutlich auch schon Papiere, nicht wahr? Ich gebe Ihnen zwei Millionen mit, mehr habe ich nicht im Haus. Basie?«

»Ja, Sir?«

»Mister Kim und ich regeln jetzt das Geschäft mit Singapur und dem Ministerium in Nordkorea. Wenn die Bestätigungen vorliegen, fahren Sie Mister Kim zum Flughafen. Und vorher regeln Sie die Schweinerei hier, bitte. Mister Kim, Sie kommen mit mir. Wir sollten zunächst Ihr Ministerium unterrichten, dass Ihr Aufpasser sich in die Freiheit abgesetzt hat. Ach ja, Basie, wir sollten die Damen entlohnen, großzügig entlohnen, und dann sofort nach München zurückbringen.«

Basie nickte. Schon hatte der Chef wieder zwei Millionen mehr rausgeschlagen. Das macht ihm keiner nach, dachte er.

Er überlegte, wie er den Sekretär entsorgen konnte. Das würde nicht so schwer sein, hier in der Garmischer Ecke kannte er sich gut aus. Er entschied, dass es am besten war, ihn in die Wildnis zu fahren und im Grenzland zu Österreich unter die Erde zu bringen. Basie kannte da schöne Fleckchen. Und er hatte mittlerweile Übung darin, Menschen spurlos verschwinden zu lassen.

Er holte den Hausmeister aus dem Schlaf und sagte ihm, er müsse die Damen augenblicklich nach München zurückbringen. Dann nahm er drei Flaschen Champagner und band an jede fünf Hundertdollarscheine. Er sagte den Frauen: »Vermutlich wird der Sekretär überleben, wir schaffen ihn jetzt ins Krankenhaus. Es tut mir aufrichtig Leid, dass Sie das erleben mussten. Nehmen Sie das zum Trost. Im Namen meines Chefs bitte ich Sie um Vergebung und wäre außerordentlich dankbar, wenn Sie den kleinen Zwischenfall vergessen würden. Sie sollten nicht darüber sprechen, zu niemandem. In zehn Minuten fährt Sie der Wagen nach München zurück.«

Dann machte er sich auf den Weg in den Roten Salon und stand eine Minute vor der Leiche des Sekretärs. Er hatte zu entscheiden, wie er sich der Leiche am besten entledigen konnte. Dann zog er den Mann aus, bis er vollkommen nackt war. Er band ihm ein dickes, festes Tuch um den Kopf, um weitere Blutspuren zu vermeiden, transportierte den Leichnam auf der Schulter bis in die Garage und lud ihn in den Kofferraum eines schwarzen Volvo. Er ging zurück in den Roten Salon und säuberte den Fußboden mit einer scharfen Lauge. Anschließend verbrannte er die Kleidung des Mannes. Er hörte mit halbem Ohr, wie die Frauen in einen anderen Wagen stiegen und der Wagen losfuhr.

Er setzte sich in den Volvo und nahm die alte Straße nach Innsbruck, die kilometerweit durch wildes Gelände

führte. Niemand kam ihm entgegen, niemand war hinter ihm, im Osten tauchte der erste Schimmer des Tages auf. Er fuhr bedächtig, er wollte keinen Fehler machen und die perfekte Stelle finden.

Als er ungefähr zwölf Kilometer gefahren war und nicht unterscheiden konnte, ob er schon in Österreich oder noch in Deutschland war, kam er in eine scharfe Rechtskehre, in der an den Ausbuchtungen der Straße zu erkennen war, dass hier große Fahrzeuge auf die von unten kommenden zu warten hatten. Die großen Reifen hatten Rinnen hinterlassen. Basie entschied sich für eine solche Rinne.

Zunächst brachte er den Wagen hinter einem Dickicht in einem Waldweg zum Halten, sodass er von der Straße nicht gesehen werden konnte. Dann ging er zur Straße zurück, hackte den Boden mit einer Spitzhacke auf und grub dann konzentriert ein Loch mit einem Spaten. Das war der gefährlichste Moment, denn möglicherweise würde er ein sich näherndes Fahrzeug nicht früh genug hören.

Als die Rinne ungefähr einen Meter tief war, rannte er zum Volvo und lud sich den Toten auf die Schulter. Er legte ihn seitlich in die Rinne und füllte dann das Material wieder auf. Dann holte er den Wagen und fuhr eine Viertelstunde lang immer wieder über das Grab, bis absolut nicht mehr erkennbar war, dass hier gegraben worden war. Jeder Bus und jeder Lkw würde von jetzt an das Grab sicherer machen.

Er fuhr zurück, zog sich noch in der Garage aus und verbrannte seine Kleidung. Dann duschte er und seifte sich zehn Minuten lang ab.

Der Chef brüllte: »Basie, verdammt noch mal!«

»Ich komme«, schrie Basie zurück und warf sich einen Bademantel über.

Er rannte in das Arbeitszimmer im ersten Stock. In ei-

nem großen Ledersessel hockte Mister Kim, der Chef stand am Fenster und hatte einen roten Kopf.

»Sie fahren Mister Kim jetzt zum Flughafen. Ohne Rücksicht darauf, mit welcher Maschine er fliegt. Sie kommen sofort zurück.« Der Chef redete so schnell und laut, als habe er die Beherrschung verloren.

»Ja, Sir, natürlich, Sir.«

»Mister Kim heißt ab sofort Gordon Ashman, und er war hier, um über eine Lieferung Krokodilhäute zu verhandeln. Seine Heimat ist Australien, sein Beruf Kaufmann, er reiste ohne Begleitung an. Und ich hoffe, das Problem ist aus der Welt geschafft.«

Basie nickte. Wieso regte der Chef sich so auf? Das konnte man doch in Ruhe und Gelassenheit erledigen, da musste man nicht schreien.

»Mister Kim. Würden Sie bitte unten im Kaminzimmer warten?«

Kim erhob sich und ging an Basie vorbei zur Treppe. Sein Gesicht war wie aus Stein, und er trug den Metallkoffer mit dem Baren. Als er außer Sicht war, drehte der Chef am Fenster sich zu Basie um.

»Es ist ein wichtiger Tag«, sagte er laut. »Vielleicht der wichtigste Tag überhaupt. Ich will nicht gestört werden bis etwa fünfzehn Uhr. Egal, was kommt, ich bin für niemanden zu sprechen. Ist das klar?«

»Natürlich, Sir«, murmelte Basie beunruhigt. So angespannt hatte er den Chef noch nie erlebt.

SIEBTER TAG

Krause sagte: »Da ich dachte, dass Sie die Amis verprügelt haben, erwartete ich nicht, dass Ihr Kopf so aussieht, als seien Sie in eine Wäschemangel geraten.«

Es war frühmorgens. Müller saß nach nur zwei Stunden Schlaf bereits wieder im Amt. »Die Amis haben ohne Vorwarnung zugeschlagen. Die wollten alle Informationen über Achmed. Ich habe ihnen eine Geschichte von einem gewissen Abu Omar erzählt. Und dann wurde ich wütend.«

»Ich habe den Arbeiter-Samariter-Bund mit einem Arzt hingeschickt. Sie haben tatsächlich zwei Unterkiefer aus dem Verkehr gezogen. Und ich werde mich mit einem wahnsinnigen CIA-Chef herumzuschlagen haben.« Er lächelte. »Na, gut, mein Lieber. Wir haben keine Zeit, Protokolle zu schreiben. Ich habe Goldhändchen beauftragt, Ihnen etwas über diesen Breidscheid zu erzählen.«

»Gibt es irgendwelche neuen Spuren?«

»Nein. Ich persönlich erwarte, dass es ziemlich bald irgendwo kracht. Politiker tönen ununterbrochen: Um Gottes willen keine Panik! Und die, die noch an ihrem Profil arbeiten, sagen: Eigentlich haben wir alles wunderbar im Griff. Aber Sie kriegen keinen Flug mehr raus aus Berlin. Wir haben Bereitschaftspolizei an allen gefährdeten Stellen der Stadt, wobei mir deren Definition nicht klar ist. Am unglaublichsten sind die Kommentatoren von den Zeitungen, die so tun, als hätten sie eben noch einen Kaffee mit

den Gangstern getrunken. Ich habe noch nie im Leben so viele Fachleute für radioaktive Stoffe und deren Diebe erlebt. Wir beide machen an der Stelle weiter, an der wir aufgehört haben. Wir suchen Achmed, und wir wollen herausfinden, was dieser Breidscheid für eine Rolle spielt. Denn wir sind in einem Punkt absolut sicher: Achmed ist Teil der Operation. Und der Herr Breidscheid wohl auch, auf welche Weise auch immer. Und jetzt ab mit Ihnen zu Goldhändchen. Und verlassen Sie das Haus nicht, ohne mir Bescheid zu geben. Wenn ich etwas habe, melde ich mich, und rechnen Sie damit, in den nächsten achtundvierzig Stunden ohne Schlaf auszukommen.«

Müller nickte. »Ich habe übrigens Frau Swoboda gebeten, in ein anderes Hotel zu ziehen.«

Krause begann leise zu lachen. »Die ist stinksauer auf Sie, mein Lieber. Die hat hier über die offizielle Leitung angerufen und gemeldet, wo sie ab jetzt wohnt. Und sie hat darum gebeten, alle zukünftigen Befehle an den Empfang in ihrem neuen Hotel weiterzugeben. Da seien durchweg vertrauenswürdige Leute beschäftigt. Sie hat Sinn für Humor.«

Goldhändchen residierte vor einer Reihe von vier großen Flachbildschirmen, und es ging die Sage, dass er sie gleichzeitig alle auf den Punkt genau im Auge haben konnte. Er hauste in einem Raum ohne Fenster, und er hauste allein, wobei bewiesen war, dass er mit jedem Bildschirm sprach, ihn beschimpfte, laut verfluchte oder zärtlich lobte. Bei Goldhändchen war Bromelienzeit. Die Blumen mit den langen lanzenförmigen Blättern und den geometrisch wunderschön geschnittenen Blüten standen auf Regalen im ganzen Raum und wurden von speziellen Lampen, die wie Kugeln von der Decke hingen, in einem Tag-und-Nacht-Rhythmus bestrahlt.

Es gab weiße, bläuliche, rote und gelbe Bromelien, und Müller sagte noch in der offenen Tür: »Das sieht wunderschön aus.«

»Danke«, murmelte Goldhändchen automatisch und strahlte dann: »Ach, du bist das.«

»Ich komme wegen Breidscheid«, sagte Müller und schloss die Tür. »Du sollst einiges über ihn gefunden haben.«

»Und trotzdem bleibt der Kerl rätselhaft.« Es klang Ärger aus seiner Stimme, denn Goldhändchen war grundsätzlich wütend, wenn er irgendetwas nicht fand.

»Wieso rätselhaft?«, fragte Müller.

»Na ja, die Angaben zur Person sind ziemlich präzise, aber Angaben zu seinem Lebenslauf gibt es nicht, sie bleiben seltsam blass. Informationen zu seiner Haushaltsführung sind, vorsichtig gesagt, voller Lücken, die zu seinem Reichtum sehr ungenau. Er hat jede Menge Wohnsitze und unzählige Bankverbindungen. Auf jeden Fall ist er der einzige international tätige Kaufmann, der ständig mit einem eigenen katholischen Kaplan unterwegs ist. Und mit einem schwarzen Sekretär mit dem merkwürdigen Namen Basie Blossom, der als George Pinter in einem lausigen Nest in Alabama wegen Totschlags verurteilt wurde und dann plötzlich spurlos verschwand. Bis er als Basie Blossom an der Seite dieses Breidscheid wieder auftauchte. Das ist alles höchst verwirrend, und ich kann dir das als braver deutscher Kleinbürger auch gar nicht erklären. Und dann gibt es noch den Kardinal und diese merkwürdige Ehe, die im Namen des Heiligen Vaters zu Rom für null und nichtig erklärt wurde. Aber merke auf und sei ehrfürchtig: Ich habe diese Frau in Bremen als Inhaberin eines Blumenladens gefunden. Und ziemlich sicher macht dieser Breidscheid Geschäfte mit Kriegsgerät und Drogen. Doch zu beweisen war das bisher nicht. Na ja, um es einfach auszudrücken: Du

wirst lange Wege gehen müssen, um diesen Breidscheid einzukreisen.«

»Wir haben keine Zeit für lange Wege«, sagte Müller knapp.

»Oh, das weiß ich. Was willst du zuerst wissen? Ich biete dir eine Finanzspur, eine katholische Spur und eine Ehespur. Du hast die Wahl.«

»Verdammt noch mal, da ist radioaktives Material geraubt worden, und wir sind sicher, dass es eine schmutzige Bombe gibt. Und du bietest mir eine aufgelöste Ehe, eine internationale Finanzspur und irgendetwas spezifisch Katholisches. Was hat der Breidscheid mit dem radioaktiven Material zu tun?«

»Nichts«, antwortete Goldhändchen brav. »Absolut nichts.« Dann lächelte er kurz und flüchtig. »Aber er hat deinen Freund Achmed gekauft. Und der kam nach Berlin und bastelte eine schmutzige Bombe. Sehe ich das richtig?«

»Ja«, antwortete Müller. »Das siehst du richtig. Fang also an. Such dir aus, womit du anfangen willst.«

»Ich liebe diese Ehespur«, sagte Goldhändchen mit einem schiefen Lächeln. »Du wirst deine helle Freude haben.«

»Also die Ehespur«, entschied Müller und setzte sich in einen Sessel.

»Zunächst musst du einiges über Breidscheids Herkunft wissen. Der Mann ist zurzeit siebenundfünfzig Jahre alt und stammt aus einer sehr katholischen Familie aus einer kleinen Stadt im nördlichen Münsterland. Der Vater war Grundschullehrer, die Mutter Hausfrau. Der Sohn wurde streng katholisch erzogen. Also: Onanie ist eine Todsünde, lautes, grelles Lachen eine Beleidigung des Herrn, das andere Geschlecht schlicht verboten, außer, man heiratet und zeugt Kinder in totaler Dunkelheit ...«

»Hör mal«, unterbrach Müller, »das sind unglaublich-

ge Stereotypen, wir schreiben das Jahr 2005. So etwas gibt es doch gar nicht mehr.«

»Das ist sehr, sehr falsch«, sagte Goldhändchen. »Bei Breidscheids hat es das gegeben. Und ich denke, bei Breidscheids gibt es das noch immer.«

»Woher, zum Teufel, hast du das? Im Internet wird das nicht stehen.«

»Selbstverständlich nicht. Aber ich habe mit dem Bürgermeisteramt gesprochen, da gibt es eine einfühlsame Dame, die mit ihm zusammen in der Schule war. Und fast alle Leute klatschen gern. Der Knabe Helmut besucht zuerst die Grundschule, dann das Gymnasium, er macht Abitur. Es fällt auf, dass er keine Freunde hat, von Freundinnen ganz zu schweigen. Es gibt für ihn auch keine Cliques. Dieser Breidscheid ist ein Solist und hat jetzt überhaupt keine Anbindung mehr zu seinem Geburtsort. Wenn man fragt, was dieser Breidscheid getrieben hat, erfährt man im Grunde nichts. Es wiederholen sich die Sätze: Eines Tages war er weg. Und dann las man nur noch etwas über ihn in Zeitungen. Nun gut, ich habe also recherchiert, dass der Vater ziemlich früh starb. Da war Helmut etwa achtzehn. Der Vater starb übrigens an Lungenkrebs, hat aber nie geraucht. Die Mutter kümmerte sich um den Sohn und hatte gleichzeitig ein inniges Verhältnis zu einem Kaplan der katholischen Kirchengemeinde. Der zog nicht nur bei den Breidscheids ein, der muss auch etwas gehabt haben mit Helmut's Mutter. Das glauben die meisten Leute, mit denen ich sprechen konnte. Helmut machte eine Banklehre am Ort, lebte brav und bieder und vertrat die Meinung, er könne nur eine Frau heiraten, die noch niemals mit einem anderen ins Bett gestiegen sei ...«

»Das ist verrückt«, sagte Müller aufgebracht, »woher weißt du das?«

»Von der Mitschülerin auf dem Gymnasium. Wie du siehst, habe ich mich richtig umgehört. In der Bank spezialisierte sich Helmut sehr schnell auf das Immobiliengeschäft, und in diesem Städtchen erinnert man sich noch ganz genau, dass dieser Milchbubi als absolutes Ass auf dem Immobilienmarkt in den Konferenzen mit den Mächtigen in der Region gegessen hat. Das geht so drei bis vier Jahre. Helmut dürfte etwa dreiundzwanzig Jahre alt sein, als er plötzlich verschwindet, zunächst spurlos. Dann taucht er wieder in München auf, später in Hamburg und in Genf. Und er hat jedes Mal eine eigene Immobilienfirma. Es sieht aus, als trainiere er für den großen internationalen Markt. Und tatsächlich ist es wohl auch so. Während Immobilienfirmen gegründet werden, Pleite gehen, aus dem Markt verschwinden, katastrophale Untergänge erleben, wächst und gedeiht das Geschäft von Helmut Breidscheid. Er hat, das muss man zugeben, einen genialen Riecher, das goldene Händchen eben. Und ganz langsam wird er international. Dann ist er achtundzwanzig Jahre alt, bereits mehrfacher Millionär und heiratet plötzlich. In New York. Da denkt man, er hat sich eine flotte Biene aus dem internationalen Jetset geholt, aber nichts da. Es ist eine junge Frau aus Bremen, und sie sitzt in seinem Sekretariat. Sie heißt Marion Krug und stammt, ganz wie der kleine Helmut, aus achtbaren, aber bescheidenen Verhältnissen. Sie heiraten in New York, wir sind im Jahr 1976. Die Ehe zerfällt sehr schnell. Im Jahr 1978 werden die beiden wieder geschieden. Und im gleichen Jahr, höre und staune, Genosse Müller, hebt die katholische Kirche diese Ehe auf, das heißt: Die Ehe wird annulliert. Und an diesem Punkt erwacht mein Misstrauen. Eine Ehe kann in der katholischen Kirche nur nach einem komplizierten, mindestens zweijährigen Verfahren annulliert werden. Und auch nur dann, wenn vor dieser Ehe-

schließung irgendetwas entscheidend Störendes vorhanden war, was dem Ehepartner verschwiegen wurde. Breidscheid gab an, seine Frau habe heimlich getrunken und Drogen genommen. Und davon habe er nichts geahnt.«

Müller musste grinsen. »Heißt das, dass du in den Archiven des Vatikans herumspaziert bist?«

Goldhändchen grinste ebenfalls und erwiderte: »Das geht dich überhaupt nichts an, das willst du gar nicht wissen. Tatsache ist, dass die Ehefrau mit geradezu erschreckender Geschwindigkeit wieder aus Helmut Breidscheids Leben geschossen wurde. Und zwar zivilrechtlich wie kirchlich. Und das Letztere lässt aufhorchen. Und damit sind wir schon auf der Finanzspur.«

»Moment, Moment, das geht mir jetzt zu schnell. Wie hat Breidscheid es geschafft, außer der Reihe eine kirchliche Annullierung seiner Ehe zu erreichen? Ich denke, so etwas setzt Beziehungen voraus, erstklassige Beziehungen, oder?«

»Die hat er. Ich sag es ja: Damit kommen wir zu den Finanzen.« Goldhändchen stand auf, ergriff eine Sprühflasche und sprühte seine rund zwei Dutzend Bromelien ein. »Ich würde gern eine züchten, deren Blüte grün ist. Das wäre das Größte.«

»Also, was ist mit den Finanzen? Junge, mach schnell, gleich bricht der Tag an, und ich weiß immer noch nichts.«

»Also, setz einmal voraus, dass Breidscheid immer reicher und immer internationaler wird. Wo immer Neues gebaut wird, ist Breidscheid schon da. Das gilt besonders für alle neuen und riesigen Handelsplätze in Fernost. Wenn in Bombay neue Wolkenkratzer in den Himmel wachsen, dann gehört der höchste immer Breidscheid. Normalerweise wird ein solcher Mann viele Firmen gründen und als Dach eine Holding, die irgendwo, meinetwegen in New York sitzt. Breidscheids Geld versickert.«

»Wie bitte?«

»Na ja, er hat in New York zwar ein Zentralbüro, das sämtliche Umsätze verwaltet, aber die Gelder, die gemacht werden, versickern. Das heißt, man kann sie nicht verfolgen, man kann sie nicht zuordnen. Und Steuern zahlt er so gut wie überhaupt nicht, nirgendwo auf der Welt. Zumal der Knabe rund vierzehn Wohnsitze rund um den Globus besitzt. Das ist im Zeichen der Globalisierung einsame Spitze. Des Rätsels Lösung bietet ein Hochglanzmagazin, das in Tokio erscheint und sich in einer Serie mit den heimlichen, wirklich Reichen des Planeten beschäftigt hat. Das Magazin ist zu dem Schluss gekommen, dass Breidscheids Gelder, also seine Bruttoeinnahmen, sämtlich bei Banken landen, die entweder von der katholischen Kirche beaufsichtigt werden oder sogar ausschließlich der Kirche gehören. Sind die Gelder irgendwo richtig schön katholisch eingelaufen, werden sie in Teilchen gesplittet und um den Globus gejagt. Dabei kann es passieren, dass Gelder, die eine Bank auf den Seychellen heute losschickt, in kleine Portionen geteilt morgen wieder in der gleichen Bank auf verschiedenen Konten auftauchen. Diese Konten können dann nicht eindeutig Breidscheid zugeordnet werden, ein Heer von Staatsanwälten wäre dazu nicht in der Lage. Das hatten wir schon einmal im Verlauf der Kokainkriege, als die Dealer so viel Bargeld in den karibischen Raum brachten, dass eigene Offshore-Banken gegründet wurden, in denen man diese Gelder zählte. Das Zeug kam nämlich in Koffern oder sogar in Plastiktüten an und wurde in diesen Filialen gezählt. Geradezu wahnwitzige Mengen an Dollars. Und dann entdeckte ein Journalist, dass einige dieser Geldzählbuden dem Vatikan gehörten. Das wurde im allseitigen Einvernehmen blitzschnell wieder vergessen, aber nicht ungeschehen gemacht. Mit anderen Worten: Breidscheid

wickelt seine Geschäfte über Banken ab, die entweder zu hundert Prozent der Kirche gehören oder aber von der Kirche dominiert werden. Und damit kommen wir zu dem Verdacht, dass unser Freund Mitglied des Opus Dei ist. Von ihm selber weiß man natürlich nichts, er hat ja nie ein Interview gegeben. Tatsache ist jedoch, dass dieser immens reiche Mann einen Freund hat, mit dem er fast täglich redet: Es handelt sich um einen deutschen Kardinal. Leider kann ich aber bei diesen Gesprächen nicht zuhören, sie finden auf einer sicheren Leitung statt.« Er grinste. »So etwas gibt es tatsächlich.« Dann setzte er nach Sekunden hinzu: »Hier und da.«

»Frage: Hast du Breidscheid abgehört?«

»Ja. Aber er verfügt über mindestens zwei sichere Leitungen, in die ich nicht hineinkomme. Also bin ich ausgeschlossen.«

»Es ist von faulen Geschäften die Rede gewesen. Also von Drogen- und Waffenhandel. Ist darüber etwas herauszufinden?«

»Es wird immer wieder behauptet, dass er mit beidem handelt. Aber: Diese Geschäfte verlaufen so blitzschnell, dass sie schwer zu beweisen sind. Zuweilen sind die infrage kommenden Summen auf dem Markt kaum zu erkennen, im Netz nicht nachzuweisen, strömen in Sekunden aus allen Himmelsrichtungen auf einem einzigen Finanzplatz zusammen. Von den entsprechend beteiligten Banken kann ich nur sagen, dass diese Gelder plötzlich verschwunden sind. Das heißt, die Bosse der Banken wissen Bescheid, es ist also ein abgesprochenes Verfahren. Zu beweisen, dass Breidscheid dahinter steckt, dürfte sehr schwer sein, wenn nicht unmöglich. Aber eines scheint klar: Breidscheids Gelder verschwinden immer in Richtung Vatikan.«

»Scheiße!«, fluchte Müller. »Was hat Breidscheid mit ei-

ner schmutzigen Bombe zu tun? Was du sagst, ist wirklich hoch interessant, aber es zeigt keinen Weg zu Achmed. Weshalb hat Breidscheid ihn gekauft?»

»Ich weiß es nicht«, sagte Goldhändchen. »Aber ich mache weiter. Hier ist die Adresse von Breidscheids Exfrau in Bremen. Wenn ich Neues finde, sage ich sofort Bescheid. Vielleicht ist die Lösung ganz einfach, und wir sehen sie nur nicht. Aber jetzt brauche ich erst mal dringend so etwas wie ein Frühstück.«

»Unsere Kantine schläft noch.«

»Ja, richtig. Aber ich kenne eine entzückende Frühlkneipe, die mir jetzt Bratkartoffeln macht und ein mageres Stück Fleisch.«

»Du bist ein Luxusgeschöpf«, stellte Müller fest. »Aber ein gutes. Ich danke dir jedenfalls herzlich. Wieso wird denn dieser Mensch mit dem erstaunlichen Namen nicht verhaftet? Dieser Sekretär oder Butler oder was er ist.«

»Du meinst Basie Blossom? Der ist im Grunde alles gleichzeitig. Ich nehme an, dass Breidscheid den angestellt hat, weil jemand, der erpressbar ist, fantastisch in diesen Laden passt. Wahrscheinlich hat Breidscheid mit irgendeinem Mächtigen der US-amerikanischen Justiz ein Augenzwinkern gewechselt. Derartige Bekanntschaften sind immer von Nutzen. Basie Blossom hat in Alabama eine Nutte erschlagen und anschließend behauptet, das sei aus Versehen passiert. Soll ich dir den Vorgang ausdrucken?«

»Ja, bitte, bei Gelegenheit. Hat Breidscheid eigentlich auch in Deutschland einen Wohnsitz?«

»Ja, im Werdenfelser Land. Der Ort heißt Graswang und liegt in der Nähe von Oberammergau, neben dem Kloster Ettal.«

»Hat er eine Art Haushalt dort? Bei all seinen verschiedenen Bleiben?«

»Er hat einen eigenen Jet. Er reist mit seinem Kaplan und Basie Blossom. In jedem Haus gibt es eine Haushälterin oder eine Art Hausmeister. Und wenn man seine Reisen verfolgt, dann bleibt er selten länger als eine Woche an einem Platz. Im Grunde ist er wahrscheinlich eine arme Sau und nirgendwo zu Hause. Als festen Wohnsitz gibt er die Bermudas an, aber seriös ist das gerade nicht. Und da taucht er auch nur für jeweils ein paar Tage auf. Er hat einen deutschen Pass, einen amerikanischen Pass und einen weiteren aus Kuwait. Rein behördlich gesehen sieht es so aus, dass er sagt, er sei ein Deutscher. Aber Steuern zahlt er hier nicht. Keinen Cent.«

»Wie geht so was?«

»Das weiß ich nicht, sonst würde ich auch keine Steuern zahlen und säße nicht hier. Übrigens sind derartige Figuren nicht gerade selten. Im Gegenteil, das häuft sich, das nennt man auch Globalisierung.«

Müller erinnerte sich an eine Bemerkung, die Karen gemacht hatte. »Ich habe gehört, dass Breidscheid von einem Handelspartner als Schiffsspezialist bezeichnet wurde. Ist er etwa auch Reeder?«

»Nein, aber er hat Reeder an der Hand. Und er verschifft mit Vorliebe alle Waren, mit denen er handelt. Er bringt es fertig, Ware von Fernost per Schiff zunächst nach Neuseeland zu bringen und dort zwischenzulagern, um sie dann im genau richtigen Moment irgendwo anlanden zu können. Dieses Verfahren sichert Märkte und macht ihn stark. Abgesehen davon kann er selbstverständlich Zuladungen auf diese Weise verstecken, Drogen eben oder Waffen und Munition, Maschinen und weiß der Teufel was alles. Dabei hilft ihm die Tatsache, dass er es sich erlauben kann, Märkte leer zu kaufen, um dann sechs Monate später plötzlich mit der gewünschten Ware aufzutauchen. Er ist ein teuf-

lisch guter Kaufmann. Aber das kann man ihm nicht anlasten. Noch etwas solltest du wissen: Er taucht grundsätzlich nicht im Jetset auf. Wenn sich also die Reichen und Schönen in Monte Carlo treffen, ist Breidscheid todsicher nicht dort. Er scheut Gesellschaft.«

»Hat er eigentlich überhaupt keine Anbindung an die Politik, international oder national? Dass er in Südamerika Waisenhäuser unterstützt, weiß ich schon. Aber gibt es Stiftungen, die er unterhält, irgendwelche politischen Strömungen?«

»Bisher habe ich den Strang nicht recherchiert. Soll ich das herausfinden?«

»Ja, bitte. Und Dank noch einmal.«

Der Tag war gekommen, Müller fühlte sich erschöpft. Er zog an einem Automaten eine Cola und schlenderte trinkend die Flure entlang, als sei er auf einem Spaziergang.

Achmed, ich würde gern wissen, ob du noch lebst.

Er hatte plötzlich das Verlangen, Karens Stimme zu hören. Aber er verzichtete auf einen Anruf. Es war zu früh.

Es gab einen Automaten für Süßigkeiten. Er zog sich einen Schokoriegel und aß ihn bedächtig in einem Treppenhaus. Dann wollte er einen Kaffee und ging in sein Büro, um sich einen aufzugießen.

Kurz darauf rief Krause an. »Es gibt Neues von Achmed: Al-Dschasira hat ein Foto von ihm gesendet. Mit dem Hinweis, dass dieser Mann hinter dem Kobalt-Raub steckt, man aber sonst so gut wie nichts von ihm weiß. Er stamme aus Damaskus und sei von Bin-Laden ausgebildet worden ...«

»Aber das ist doch absoluter Unsinn!«, rief Müller ärgerlich.

»Natürlich. Aber auf diese Weise bleibt die Schuld bei den Muslimen. Russen tauchen keine auf, Breidscheid sowieso nicht, und sämtliche Rechtsaußen haben wieder eine

Steilvorlage. Ungefähr siebzig Muslime sind vorläufig verhaftet worden, weil man sie in die Nähe gewaltbereiter Islamisten rückt. Sehr zweifelhaft, ob die Verhöre ein Ergebnis bringen. Wir jagen ein Phantom.«

»Ich weiß nicht mehr recht, wie es weitergehen kann. Das Einzige, was mich reizen würde, ist die Exfrau von Breidscheid. Die hat ein Blumengeschäft in Bremen.«

»Fahren Sie hin. Was kann das bringen?«

»Keine Ahnung. Ich möchte diesen Breidscheid näher beleuchten. Der Kerl ist mir ein vollkommenes Rätsel. Ich kann ihn in unserer Geschichte nicht unterbringen. Aber er hat Achmed gekauft.«

»Fahren Sie. Ich rufe Sie an, wenn ich Sie brauchen sollte.«

»Okay. Ich bin dann auf der Autobahn.«

Müller rief die Fahrbereitschaft und verlangte ein Auto.

»Wir haben ein schnelles C-Modell mit einem Dreieinhalb-Liter-Kompressor. Das könnten Sie haben.«

»Sehr gut. Ich komme.«

Das Blumengeschäft war Teil eines kleinen Einkaufszentrums in einer Vorstadt. Alle Bauten waren aus rotem Klinker und strahlten satte Behäbigkeit aus. Das Geschäft hieß »Blumen und Blüten«.

Die Frau hinter der Theke war eine schlanke Blonde, ungefähr um die fünfzig, mit langen, eleganten Händen. Und sie band gerade ganz versunken einen Strauß.

»Mein Name ist Reichert«, sagte Müller freundlich. »Einer meiner Kollegen hat schon mit Ihnen gesprochen. Es geht um Ihren ehemaligen Ehemann. Ich kann selbstverständlich begreifen, wenn Sie nicht gern über diese Phase Ihres Lebens sprechen ...«

Sie strahlte ihn an: »Warum denn nicht? Der Mann ist für mich nicht mehr akut, er ist eine vergangene Verfehlung, wie ich immer sage. Du lieber Gott, das ist eine Ewigkeit her. Was wollen Sie denn wissen, oder nein, erst mal: Wieso ist denn der Kerl jetzt von Interesse?«

»Das kann ich Ihnen genau sagen«, erklärte Müller. »Wir brauchen einige Auskünfte, die mit Vorgängen zu tun haben, die wir in unserer Behörde bearbeiten. Aber wir kommen an den Menschen nicht heran, der ist ständig unterwegs und nicht erreichbar. War das zu Ihrer Zeit auch schon so? Also, wissen Sie, wir brauchen die Auskünfte auch für statistische Zwecke, und wir suchen Leute, die etwas über seinen Werdegang wissen. Von wegen: internationale Handelsbeziehungen und dergleichen. Der Mann ist schließlich ein Aushängeschild für die Globalisierung. Und weil das Leben wieder Spaß machen soll und die Leute Ehrgeiz entwickeln sollen, machen wir eine Regierungsbroschüre. Das sind die stillen Helden, so in der Art.«

»Der wollte damals schon nichts anderes als international arbeiten. Er wollte ein Haus auf den Bahamas und eins in Hongkong und eins in der Südsee, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Ehrlich gestanden verstehe ich das nicht«, sagte Müller.

»Na, ja, eben die Welt des Geldes, des internationalen Handels und so.«

»Da kenne ich mich nicht so gut aus.«

»Also, junger Mann: Der wollte kein deutsches Geschäft, der wollte nicht GmbH und Co. KG, der wollte richtig klotzen.«

»Ach so, ich verstehe.« Müller lächelte freundlich und unbedarft in ihre blanken, blauen Augen. »Sie waren nach offiziellen Angaben nur zwei Jahre verheiratet. Ich nehme also an, das Geschäft war ihm wichtiger als die Familie.«

Sie gluckste. »Ja, das kann man wohl so sagen. Ach, du lieber Gott, wir waren ja so was von unbedarf, das können Sie sich gar nicht vorstellen.«

»Keine Kinder, nicht wahr?«, sagte Müller eifrig und naiv.

»Keine Kinder! Gott sei Dank! Das hätte mir gerade noch gefehlt.«

»Warum denn nicht? Ich meine, Kinder sind doch was Schönes, oder? Na ja, geht mich nichts an.«

»Also, mein Lieber. Um Kinder kriegen zu können, muss man ja erst mal zusammen ins Heu. Und das war eben nur sehr, sehr spärlich der Fall.«

»Sie meinen, er war zu viel unterwegs, gar nicht zu Hause?«

»Das auch. Aber der intensive körperliche Kontakt, der nun mal nötig ist, um ein Kind auf Kiel zu legen, der pas-sierte nur einmal. In der so genannten Hochzeitsnacht.«

Müller erschrak programmgemäß: »Wollen Sie damit sagen, dass Sie in zwei Jahren Ehe nur einmal ... also nur einmal, also, die Ehe vollzogen haben?«

»Sie sagen es«, antwortete sie sehr erheitert. »Und das Schlafzimmer war stockduster. Er sagte, eigentlich hätte er für fleischliche Begierden keine Zeit. Und er fände das auch sehr sündig. Da musste ich lachen, und er keuchte und sagte, nun wäre es aber genug. Danach strafte er mich richtig mit Verachtung.«

»Das ist nicht Ihr Ernst?«

»Doch, doch«, sagte sie. »Ich bin eine sündige Eva. Aber das verstehen Sie nicht, das versteht keiner, nur der Breidscheid.«

»Aber jemand, der so hart und international arbeitet, muss doch eigentlich ein Interesse daran haben, eine Familie zu gründen. Ich meine, er hat ja ein Riesengeschäft zu vererben.«

»Breidscheid doch nicht. Der gibt alles der Kirche. Das

stand schon damals fest. Da lebte seine Mutter noch und vögelte im hohen Alter mit irgendeinem Kaplan herum. Zustände, kann ich Ihnen sagen, Zustände! Das glaubt einem kein Mensch.«

»Ich kann das nicht fassen«, raunte Müller in ehrfürchtigem Erstaunen. »Zwei Jahre verheiratet und nur einmal miteinander geschlafen. Wie geht so was?«

»Das weiß ich eigentlich auch nicht. Aber ich erinnere mich, dass ich zuweilen den körperlichen Kontakt gesucht habe, schließlich war ich eine junge Frau. Da hat er herumgeschrien, ich sei die Sünde persönlich. Und ich bin heute noch der Meinung, dass er mich am liebsten totgeschlagen hätte. Der rastete richtig aus, dem trat Schaum vor den Mund, ungelogen. Mein Lebensgefährte sagt immer, das müsste ich eigentlich mal aufschreiben. Aber ich habe ja unterschrieben, dass ich nichts über die Ehe verbreite. Das wollte sein Anwalt damals. Und das Gespräch hier bleibt ja unter uns.«

»Mit welcher Begründung hat man Sie eigentlich geschieden?«

»Na ja, das Übliche, weil wir uns nicht verstanden haben. Über die Kirche kam dann, ich hätte vorher Drogen genommen und außerdem jede Menge getrunken. Das Einzige, was ich getrunken habe, war ein Malzbier pro Monat, und meine Droge war ein Aspirin, wenn ich Kopfschmerzen hatte. Aber ich hätte alles unterschrieben, ich wollte nix wie weg. Die offizielle Scheidung war dem Helmut auch ziemlich egal, doch die kirchliche Annullierung der Ehe, die war lebenswichtig. Na ja, und kurz danach hat ihm der Kardinal dann den Kaplan ins Haus geliefert. Als ich das erfahren habe, bin ich vor Lachen ausgeflippt. Das sieht ihm ähnlich.«

»Also, ganz privat«, Müllers Stimme wurde leise. »Ich habe sogar irgendwo gelesen, dass er möglicherweise krumme

Geschäfte macht. Also, irgendwas mit Kriegsgerät und Drogen. Also, ein ausländisches Magazin hat das angedeutet ... Wir von der Regierung, wissen Sie, müssen ja vorsichtig sein, wenn wir erfolgreiche Unternehmer vorstellen wollen. Am Ende kommt dann der *Spiegel* und deckt einen Skandal auf, und wir stehen dumm da.«

»Von krummen Dingen weiß ich nichts, ich weiß nur was von riskanten Dingen. Aber da hat der Kardinal oft gesagt, so was muss man riskieren.«

»Das hat der Kardinal gesagt?«

»Ja, den hat mein Ehemann immer gefragt, wenn er sich bei einem Geschäft nicht ganz sicher war. Aber sonst kann ich Ihnen zu Geschäften nichts sagen, das hat mich auch nie interessiert.«

»Nun ist er ja auch sehr hilfsbereit. Ich sage immer: Der ist die Caritas persönlich. Also die Waisenhäuser in Rio sind schon ein gewaltiges Ding. Gibt es noch andere solche Beispiele?«

»Ich kenne keine, aber ich war ja auch nur ein paar Jahre dabei.«

»Und dann hat er Ihnen den Laden hier gekauft, nehme ich mal an.«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Anwälte haben mir Geld angeboten, aber ich habe es nicht genommen. Ich bin raus aus der Ehe, und das war es dann. Ich wollte sein Geld nicht.«

»Weil es irgendwie schmutzig war?«

»Nein. Weil ich nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte. Gar nichts.«

»Also aus den Augen, aus dem Sinn?«

»Kann man so sagen. Manchmal ruft er an.«

»Ach, nein. Erzählen Sie mal, also das interessiert mich wirklich.«

»Aber das dürfen Sie nicht drucken!«

»Um Gottes willen, das wollen wir nicht, oh nein, so was kommt nicht in die Tüte. Mehr privat.«

»Nun, er hatte ja diesen furchtbaren Vater. Der hat dem Jungen, als er so zwölf, vierzehn war, die Hände im Bett angebunden, damit er nicht ... also, sich selbst befriedigte. Der Vater hat mal eindeutige Flecken in seinem Bett gefunden, und da hat er den Jungen so geschlagen, dass er drei Tage nicht zur Schule gehen konnte. Und die Mutter war nicht anders. Als beide Eltern gestorben waren, wurde Helmut international. Er kaufte Haus um Haus, er wollte haben, haben, haben. Aber: Ich sage immer, Geld macht nicht glücklich, aber viel Geld macht einsam. Ich erinnere mich, dass wir in der Südsee waren. Es war eine kleine Insel, zwei Dörfer und ein Hotel. Und ich ging den Strand entlang und sagte: »Weißt du, so ein Leben, das wäre einfach Spitze«, und er antwortete: »Kein Problem, dann kaufe ich diese Insel.« Ich habe laut gelacht, bis ich merkte: Der meint das so, das war kein Scherz. Nach der Scheidung war ein paar Jahre Funkstille. Ich habe in einem Büro gearbeitet und gespart. Ich wollte schon immer einen Blumenladen. Dann fing er an, mich anzurufen. Zweimal im Jahr, dreimal im Jahr. Das wird immer mehr. Und wissen Sie, was ich denke? Der Mann ist einsam, der Mann hat kein Zuhause und auch keinen Menschen, mit dem er reden kann. Dann reden wir eine Stunde, und es ist wieder gut. Bis zum nächsten Mal.«

»Über was redet denn einer, der im Geld schwimmt und alles hat, was er braucht?«

»Erstaunlicherweise gerade über die einfachen Dinge. Er sagte mal: Weißt du, ich würde gern deinen Kartoffelsalat essen. Mit Würstchen. Und anfangs habe ich sogar gedacht: Der Kerl ist schwul und kann es nicht zugeben. Dann habe

ich gedacht, vielleicht ist er bi. Aber in Wirklichkeit ist er gar nichts, er hat keinen Arsch und keinen Schwanz, wenn Sie wissen, was ich meine. Und er hat kein Zuhause. Haben Sie mal die Einrichtungen in seinen Häusern gesehen?«

Müller schüttelte den Kopf.

»Na ja, überall dasselbe teure Zeug. Ein Haus ist wie das andere. Ich nehme an, der hat sich von einem Innenarchitekten das erste Haus einrichten lassen und dann dieselben Dinge für all die anderen Häuser gekauft. Im Grunde ist das stinklangweilig, und meinen Kartoffelsalat hat er auch nicht mehr. Er ist einfach allein. Er hat da diesen Basie, der um ihn herum ist und alles erledigt. Ich habe schon mal gedacht, vielleicht putzt der ihm auch noch den Hintern ... Aber richtig reden kann er mit dem sicher auch nicht.«

»Und den Kaplan hat er vom Kardinal?«

»Genau. Weil er ja mindestens dreimal die Woche ein religiöses Gespräch braucht. Und beichten geht er auch alle naselang.«

»Da fällt mir ein, dass ich überhaupt nichts Politisches über ihn habe. Hat er denn irgendwelche politischen Ambitionen? Oder Freunde in der hohen Politik? Das haben doch Wirtschaftsgrößen wie Ihr Exmann häufig. Gibt es da einen?«

»Oh ja, Franz-Xaver Buchwinkel. Allgäuer Ecke. Das ist ein ganz Rechter. Der ist so weit rechts, dass man Tage braucht, um hinzukommen. Also, das sagt mein Lebensgefährte immer. Ich kenne ihn selbst nicht, der kam ja später. Aber die beiden sind ganz eng, soviel ich weiß. Politisches Interesse hatte mein Exmann immer schon. Genauso wie sein Vater, der Briefe nach Bonn schrieb. Damals war es ja noch Bonn, nicht Berlin. Helmut hat auch eine Menge Geld an die Parteien gegeben, also an die christlichen. Und eingemischt hat er sich dauernd und Briefe geschrieben an

den Kanzler und den Bundespräsidenten. Mit Ratschlägen, wie sie es besser machen können. Das war immer schon so, aber es hat zugenommen in der letzten Zeit. Als Bush mit den Amerikanern in den Irak einmarschierte, hat er mir am Telefon gesagt, das wäre die einzige Möglichkeit, den ganzen Nahen Osten für das Christentum vorzubereiten, Bush wäre der Retter der christlichen Werte und so weiter.«

»Der geht ja wirklich ran«, sagte Müller in ehrfürchtigem Staunen und vermerkte innerlich: Buchwinkel also, der aus dem Fernsehen.

»Das kann man so sagen. Er kann sich eben alles kaufen. Und wenn er meint, die Politik geht die falschen Wege, dann wird er wütend. Und das ist in der letzten Zeit auch immer mehr geworden. Ich habe ihm mal gesagt: Dann musst du eben selbst Politik machen. Aber da sagte er: Das wollen die gar nicht. Das christliche Abendland, sagt er, ist längst untergegangen.«

»Wer ist denn damit gemeint, wenn er sagt: Die wollen das gar nicht?«, fragte Müller.

»Na ja, ich denke mal, die Christlichen oder so. Ich habe jedenfalls den Eindruck: Der Helmut wird immer einsamer. So klingt er auch am Telefon, eine lange Zeit schon, seit Jahren. Er ist mächtig, na klar, aber ich glaube nicht, dass er Freunde hat oder Frauen, zum Beispiel.«

»Wann haben Sie denn das letzte Mal mit ihm gesprochen?«

»Das muss vor vier Wochen gewesen sein oder so.« Sie sah ihn aufmerksam an, sie räusperte sich. »Sie machen keine Broschüre über ihn, nicht wahr? Sie jagen ihn. Oder?«

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Müller und tat erstaunt.

»Na ja, weil Sie die offiziellen Daten über ihn doch schon alle haben, oder? Und weil Sie so nachbohren.«

»Richtig. Aber wir wollen eben sichergehen, dass nichts gegen ihn spricht. So einfach ist das.«

Sie glaubte ihm nicht ganz, sie zweifelte. »Warum fragt man eine alte Ehefrau? Also, ich könnte es ja verstehen.«

»Was könnten Sie verstehen?«

»Dass jemand hinter ihm her ist. Er denkt ja, er muss nirgendwo Steuern zahlen. Wollen Sie Geld von ihm? Oder irgendetwas in der Art?«

»Nein«, antwortete Müller entschieden. »Das wirklich nicht. Der Mann interessiert mich. Irgendwie auch privat. Und diese Kombination in seinem Leben, dieses Kirche und Geschäft, das ist ja nun wirklich faszinierend, oder? Wissen Sie, ob er für das Opus Dei arbeitet?« Du lieber Himmel, jetzt bin ich auf dünnem Eis, dachte er.

»Er hat mal so etwas angedeutet. Aber das ist ja nun sehr lange her.«

»Ich bin Ihnen jedenfalls dankbar für die Auskünfte. Er ist schon ein sehr besonderer Mann.«

»Ja«, sagte sie zögernd. »Das ist er wohl. Und wenn die Broschüre erscheint, kann ich dann eine haben?«

»Natürlich.« Dann reichte Müller ihr die Hand und ging hinaus. Ein fades Gefühl erfüllte ihn.

Er rief Goldhändchen an und sagte: »Hol mir bitte alles zusammen, was du vom Bundestagsabgeordneten Franz-Xaver Buchwinkel finden kannst.«

»Hast du etwas Besonderes ausgegraben?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber er ist mir gerade zum zweiten Mal in kürzester Zeit untergekommen. Das gibt zu denken.«

Dann wählte er Krauses Nummer und sagte knapp, er käme jetzt heim und müsse erst einmal darüber nachdenken, was er erfahren habe.

»Und noch immer nichts von Achmed?«

»Nichts. Dabei haben wir sicher dreihundert Fahnder in der Stadt. Die haben bis jetzt sechshundert Personen bei-derlei Geschlechts aufgetrieben, die ohne Papiere leben. Das Übliche eben. Wir haben sechzehn Gruppen aus dem ehemaligen Ostblock festgestellt, die in Berlin arbeiten. Ohne Papiere, ohne Aufenthaltsgenehmigung. Mehr als vierhundert Leute. Das Kurioseste ist ein Berliner, der einen Schrebergarten mit einem Holzhäuschen drauf hat. Er hat das Ding vermietet an sechzehn Polen, die abwechselnd in drei provisorischen Betten schlafen und alles an Arbeit verrichten, was man sich vorstellen kann. Diese Stadt ist verrückt. Und dann noch diese Touristen, die keine sind.«

»Ich komme rein«, sagte Müller und unterbrach die Verbindung.

Er rief Karen an und sagte ohne Übergang: »Ich rufe dich an, weil ich mich entschuldigen will. Es war nicht gut, was ich da angerichtet habe.«

»Ja«, antwortete sie einfach.

»Bist du noch in Berlin?«

»Ja. Die Liberalen wollen den Vertrag ausdehnen.«

»Könnten wir uns sehen?«

»Wo bist du denn?«

»In Bremen«, sagte er. »Ich fahre jetzt zurück und melde mich, wenn ich in Berlin bin.«

Er fuhr schnell, bis er durch den dichten Verkehr aufgehalten wurde, der vor Hamburg einsetzte.

Er dachte an seine Tochter Anna-Maria, an seinen Vater, der nun beerdigt war, an seine Mutter, die wahrscheinlich unverdrossen ihr neues Leben angehen würde. Er dachte an Karen und überlegte, was er ihr erzählen konnte. Und er dachte an Achmed, der spurlos verschwunden war, so, als

habe es ihn nie gegeben. Dann begannen die Gedanken sich zu verwirren.

Müller rief erneut Krause an.

»Haben Sie ein paar Minuten? Können Sie mir das Opus Dei schildern, meine Vorstellungen davon sind nur vage.«

»Sie haben wahrscheinlich herausgefunden, dass unser Breidscheid Mitglied ist. Das würde hervorragend passen. Das Opus Dei ist einem Geheimbund vergleichbar, wird in der Regel von einem Bischof oder Kardinal geleitet, der nur dem Papst verantwortlich ist. Zurzeit gehören ihm etwa zweitausend Priester an und über achtzigtausend Laien. In Deutschland geht man von eintausend Mitgliedern aus. Das Werk ist 1928 von einem Spanier gegründet worden. Die Mitglieder, ob Priester oder Laien, sind zwar immer noch Mitglieder ihrer heimatlichen Diözese, gehorchen aber anderen inneren Gesetzen: Sie sind darauf geeicht, die uralten Strukturen der Kirche wieder zu wecken, das geistliche Leben zu intensivieren, den Alltag zu heiligen. Sie haben Sozialstationen gegründet, Berufs- und Landwirtschaftsschulen, sogar Universitäten. Dabei sind diese Einrichtungen nicht mehr als Gründungen des Opus Dei erkennbar. Auch die Mitgliedschaft selbst ist geheim. Daher der häufig geäußerte Vorwurf, das Opus Dei sei ein Geheimbund. Die Laien in dieser Organisation arbeiten nach harten, ungeschriebenen Gesetzen, nicht wenige von ihnen zahlen der Kirche jährlich den Zehnten, also genau zehn Prozent ihrer Bruttoeinnahmen. Es gibt rituelle Einzelheiten, die geradezu an barbarische Sitten des Mittelalters erinnern. So tragen Mitglieder zum Beispiel stählerne Reifen um die Oberschenkel, die auf der Innenseite mit Nägeln gespickt sind, damit sie sich ständig daran erinnern, ein Leben lang Buße zu tun. Entscheidend ist die finanzielle Macht des Opus Dei. Deshalb kam es auch zu der Bezeichnung Fünfte Ko-

lonne des Papstes, CIA des Papstes. Die Mitglieder dieser Gemeinschaft sind samt und sonders stark indoktriniert. Man wirft ihnen nicht ganz zu Unrecht vor, die alte Kirche des Mittelalters wieder einführen zu wollen, die Frauen ganz scharf zurückzusetzen auf eine nur dienende Funktion. Reicht das?«

»Das reicht«, sagte Müller. »Und es könnte auf Breidscheid passen. Aber er wird es natürlich nicht zugeben.«

»Sicher nicht«, bestätigte Krause. »Bis später.«

Zwischenspiel

Sie hatten den Kleinlaster morgens um 10 Uhr in Kreuzberg gestohlen und waren damit in den Grunewald gefahren. Im Hof eines Gebrauchtwagenverkäufers hatten sie den Kompressor auf zwei Brettern auf die Ladefläche gezogen.

Pjotr war der schweigende Vierte, die drei anderen waren türkischstämmige junge Männer, die absolut keine Ahnung hatten, worum es in Wahrheit ging. Der Auftrag lautete für sie nur, einen Kompressor von A nach B zu schaffen.

Pjotr stieg in sein Taxi, das von einem Russen gefahren wurde. Es war ausgemacht, dass das Taxi vorausfuhr, der kleine Transporter mit dem Kompressor folgte. Das erste Ziel war ein Hinterhof in Marzahn, wo bereits die beiden Bomben warteten. Pjotr sprach kein Wort mit dem Fahrer, er hatte ihn nie gesehen. Ingeheim war er stolz darauf, Teil eines so raffinierten Plans zu sein.

Sobald auch der Transporter am Zielort angekommen war, stieg Pjotr aus und lud die beiden Bomben hinten auf die Ladefläche. Er packte die zwei Pakete fest auf den Kompressor und schloss die Abdeckplatten. Dann kletterte er wieder hinunter, stieg ins Taxi und nickte. Die kleine Kolonne setzte sich erneut in Bewegung.

Diesmal ging es direkt zum Sony-Center.

Die jungen Männer legten dort zwei Bretter von der Ladefläche auf das Trottoir und rollten den Kompressor hinunter. Dann nickten sie Pjotr zu, der befahl: »Okay. Hinein!«

Der Kompressor wurde in die riesige Halle geschoben und in der Mitte abgestellt.

Dann kam Ludger. Pjotr hatte ihn noch nie gesehen, aber er wusste, dass er kommen würde. Jetzt war der heikle Punkt erreicht. Die jungen Männer stellten kleine Eisen-

pfähle auf und spannten dann ein Plastikband um den Kompressor.

Pjotr sah ihnen zu, nickte und meinte schließlich: »Okay!«

Die jungen Türken hatten ihre Arbeit getan und verschwanden mitsamt ihrem Kleinlaster.

Ludger war ein kleiner, schmaler Mann, etwa vierzig Jahre alt. Er sagte auf Russisch: »Sie werden gleich kommen. Ganz ruhig.«

»Ich bin ruhig«, sagte Pjotr.

Dann stapfte plötzlich ein etwa fünfzigjähriger Mann in einem blauen Arbeitskittel heran, baute sich vor Pjotr und Ludger auf und fragte scharf: »Was soll das hier?«

»Vermessungsamt der Stadt«, antwortete Ludger in perfektem Deutsch. »Wie müssen am Abend den Boden hier aufmachen. Er gibt wohl ein Leck in einem Wasserrohr.«

»Und warum sagt man uns das nicht früher? Warum ruft uns keiner an?«

»Keine Ahnung«, meinte Ludger. »Aber es ist nichts Wildes, dauert nur eine Stunde.«

»Na ja, wenn's denn sein muss.«

Der Mann ging wieder.

»Alles klar«, sagte Ludger zu Pjotr und ging.

Pjotr holte die Zünder aus der Tasche und drückte sie bei O in die Masse. Das geschah sehr ruhig und bedächtig. Dann schloss Pjotr die Abdeckbleche wieder und sah auf die Uhr.

Es war 13.04 Uhr.

Pjotr sah sich um. Wie alle eiskalten Krieger betrachtete er die Szene, die er gleich verwüsten würde. Seiner Schätzung nach befanden sich etwa eintausend Menschen unter der Kuppel. Die meisten sicherlich Touristen, die gleichermaßen neugierig wie verwundert zum steilen Kuppeldach hochblickten, die Filmchen auf der riesengroßen

Videoleinwand verfolgten oder vor den Kinos standen und überlegten, ob sie hineingehen sollten. Hinter den Glasscheiben der Restaurants erkannte Pjotr deutlich Hunderte von Gästen, darunter viele Büroangestellte, die zu Mittag aßen.

Ich werde euch ein wenig erschrecken, dachte er.

Der Kompressor stand inmitten des fröhlichen Gewimmels, und kein Mensch achtete darauf.

Pjotr bewegte sich langsam aus dem Gebäude hinaus und ging direkt an den zuvor ausgewählten Punkt, von dem aus er das Center gerade noch sehen konnte. Er war ungefähr dreihundert Meter entfernt, als er das kleine schwarze Kästchen nahm und den Knopf drückte.

Es war 13.12 Uhr.

Es gab Leute, die hinterher behaupteten, die riesige Kuppel sei nach oben gedrückt worden, um dann wie ein zerplatzter Luftballon zusammenzufallen. Andere meinten, der Explosionsblitz sei so gewaltig gewesen, dass sie noch Minuten später nicht richtig sehen konnten.

Eine Gruppe Rentner aus Dresden, unterwegs mit einem Bus, hatte gerade begonnen, einem Führer zuzuhören, der etwas über die technischen Einzelheiten des Centers erklärte, als der zehn Meter entfernte Kompressor explodierte. Die Gruppe wurde von dem ungeheuren Druck geschlossen in die dreißig Meter entfernten Glasfronten eines Restaurants geblasen. Acht von ihnen waren sofort tot, elf verloren das Bewusstsein und wachten erst Stunden später in einem Krankenhaus auf. Einen Mann, dem die Explosion beide Beine abriss, ließen die Notärzte sterben. Er hatte keine Chance mehr.

In einem der modernen Wohnblocks, Entfernung genau einhundertelf Meter, riss die Welle den Balkon ab, auf den eine junge Mutter gerade den Kinderwagen mit ihrem klei-

nen Sohn geschoben hatte. Als sie entsetzt nach dem Kind sehen wollte, stürzte auch sie vierzig Meter in die Tiefe.

Im gleichen Wohnblock verkeilten sich im Treppenhaus etwa vierzig Bewohner, die mit völlig idiotisch ausgesuchten Habseligkeiten panisch aus dem Haus fliehen wollten.

Zu diesem Zeitpunkt, etwa sechs Minuten nach der Explosion, näherten sich bereits Feuerwehrwagen und Polizeistreifen dem Unglücksort mit höchster Geschwindigkeit. Jetzt kamen auch die ersten Schreie aus dem Center. Ein Zeuge sagte später: »Zuerst war es nur still – totenstill.«

Die gigantischen Glasfronten im Center waren alle zerplatzt, riesige Scherben waren wie Fallbeile auf die Besucher heruntergefallen. Eine junge Frau stand regungslos im Chaos und hielt ihr Kind hoch. Es hatte keinen Kopf mehr.

Neun Minuten nach der Explosion waren die ersten Fernsehteams an Ort und Stelle und begannen zu drehen.

Zehn Minuten nach der Explosion wurde die Strahlung festgestellt, und Feuerwehrleute wie Polizisten begannen hysterisch, die Fernsehteams abzudrängen. Dabei operierten sie selbst ebenfalls komplett ungeschützt.

Ein Team von RTL drehte eine Szene mit einem auf dem Boden hockenden Mann, der beide Arme verloren hatte und offensichtlich nicht im Geringsten begriff, was mit ihm geschehen war.

Dann tauchten Hubschrauber am Himmel auf und schufen durch ihren Lärm ein noch größeres Chaos.

Und erst dann, zwölf Minuten nach der Explosion, kamen aus Lautsprechern die Warnungen an alle: »Schließen Sie Fenster und Türen. Bleiben Sie in Ihren Wohnungen!«

Müller wollte gerade seine Mutter anrufen. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er sie vernachlässigt hatte. Sie war – wieder einmal – aus seinem Leben gegliiten. Vielleicht war das normal, vielleicht geschah das einfach in seinem Alter, vielleicht war auch das eine Routine im Leben. Da hatte er plötzlich einen schrillen Ton im Ohr. Er wurde gerufen.

Krause sagte: »Wir haben eine Explosion um dreizehn Uhr zwölf im Sony-Center. Fahren Sie nicht dorthin, die Leute mit den Messgeräten sagen, dass es die schmutzige Bombe ist. Und wir haben Tote. Kommen Sie rein, so schnell wie möglich.«

»Ich komme«, sagte Müller. Er nahm das Blaulicht mit der rechten Hand von der Halterung, wechselte es in die Linke, ließ das Fenster herunter und setzte es auf das Wagendach. Dann gab er Vollgas.

Karen, dachte er plötzlich panisch. Er wurde etwas langsamer und wählte ihr Handy an. Sie meldete sich nicht. Hoffentlich sitzt sie in irgendeiner Konferenz, dachte Müller.

Es war 14 Uhr, als er in die Tiefgarage einfuhr.

Krause schien erfreut, als er klopfte. »Gut, dass Sie da sind.« Er war allein. »Hier jagt eine Besprechung die andere. Das wichtigste Ziel dürfte sein, unseren Präsidenten zu füttern, der ständig in irgendwelchen Runden im Kanzleramt oder im Innenministerium sitzt. Wir überprüfen sämtliche Quellen in Afghanistan und Pakistan sowie im Libanon, in Syrien und im gesamten Nahen Osten.«

»Wie ist diese Explosion verlaufen?«, fragte Müller.

»Gegen zwölf Uhr vierzig kam eine Gruppe von vier Männern. Sie schoben einen mittelgroßen Kompressor in die Halle. Und zwar dicht an den Kreis aus Marmor, der zuweilen geflutet wird, auf dessen Rand ständig Touristen sitzen und fasziniert auf die stählerne Dachkonstruktion

dieser riesigen Halle blicken. Dann explodierte der Kompressor. Nach der Wucht der Detonation zu urteilen, handelte es sich um C4, einen Plastiksprengstoff von außerordentlich großer Wirkung. Einzelheiten hat Sowinski. Die Explosion selbst fegte durch den Bau mit einer ungeheuren Wirkung. Das Schlimmste dabei war die Unmenge von Glas, das die Büros abschirmt, die Restaurants, die Vorräume der Kinos. Die Glasplatten kamen wie Fallbeile herunter. Es gibt enthauptete Passanten, sogar enthauptete Kinder. Insgesamt gibt es bislang siebenundachtzig Tote, die Zahl wird wohl noch steigen. Und wir müssen mit vierzig weiteren Opfern rechnen, die zu lange der Strahlung ausgesetzt waren. Dazu bekannt hat sich bisher niemand, kein Einzeltäter, keine Gruppe. Das Center wurde weitläufig abgesperrt, wir haben Chaos in der Stadt.«

»Was denken Sie persönlich?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Natürlich denke ich ständig über Achmed nach. Dann auch über diesen Breidscheid. Aber dessen Beteiligung ist nach wie vor gänzlich ungeklärt. Oder haben Sie andere Nachrichten?«

»Nein, bisher nicht. Was kann ich jetzt tun?«

»Hier im Haus bleiben. Wenn wir irgendetwas Aktuelles haben, müssen Sie in die Stadt.«

In seinem Büro schaltete Müller den Fernseher ein und rief sofort Goldhändchen an: »Ich bin im Haus. Hast du irgendetwas über den christlichen Franz-Xaver Buchwinkel?«

»Soll ich zu dir kommen? Ich habe etwas Komisches.«

»Ich komme zu dir, das ist einfacher.«

Er machte sich auf den Weg und sprach dabei mit Achmed.

Was, um Gottes willen, hast du da angestellt? Du bist doch ein friedlicher Mensch, wieso baust du eine Bombe? Wegen des vielen Geldes von Breidscheid? Hast du dabei an

deine Frau gedacht, an deine Söhne? Na, sicher, du wolltest Syrien verlassen, aber doch nicht mit Gewalt. Ich kann dich nicht mit Gewalt in Verbindung bringen, eigentlich nur mit Lachen, einem etwas spöttischen Lachen über menschliche Alltäglichkeiten. Hast du nur die Million Dollar gesehen, nichts anderes mehr? Sie haben dich fallen gelassen, nicht wahr? Du hast ihnen die Bombe gebaut, und dann warst du überflüssig. Also bist du jetzt tot, liegst irgendwo herum, und deine Familie in Damaskus wird ewig vergebens warten. Ich weiß nicht, was ich Nour sagen soll.

Goldhändchen saß wie immer im matten Schein seiner Bildschirme und hackte mit geradezu wahnwitziger Geschwindigkeit auf seine Tastatur ein.

»Setz dich«, sagte er. »Dein Franz-Xaver Buchwinkel ist ein richtiger Rechtsaußen. Und er hat verdammt viel mit Breidscheid zu tun. Er verfügt über ein Handy mit optimalem Sicherheitsstatus. Das ist nicht abhörbar – und es ist auf Breidscheid angemeldet. Wenn du mich fragst, benutzt er es ausschließlich zum Gedankenaustausch mit ihm. Der mündliche Kontakt zwischen Breidscheid und dem Kardinal funktioniert übrigens genauso. Es handelt sich um abgeschottete Verbindungen, in die wir nicht hineinhorchen können.«

»Wie sieht es mit Treffen aus? Zwischen Buchwinkel und Breidscheid?«

»Das ist ein merkwürdiger Punkt. Es gibt viele Treffen. Sie sind schwer nachweisbar, aber es gibt sie. In den letzten zwei Jahren allein vierzehn, wobei ich nur die habe, bei denen öffentliche Fluglinien benutzt wurden. Die Tickets liefen immer über Breidscheids Büro in New York, dorthin gingen auch die Rechnungen.

Nun ist der Buchwinkel geschieden. Es war eine richtig schmutzige Scheidung, denn die Ehefrau ließ durch ihren

Anwalt dem Gericht mitteilen, dass Buchwinkel sie geschlagen hätte. Und zwar immer mit dem Hinweis darauf, dass sie eine miese Eva sei, die nichts anderes als sexuelle Abwegigkeiten im Kopf habe. Gegenwärtig kümmert sich Buchwinkel intensiv darum, dass die katholische Kirche seine Ehe annulliert. Und diesen Fall haben wir bei Breidscheid ja auch. Frau Buchwinkel geriet durch die Ehe mit ihm in psychiatrische Behandlung, die war nach drei Jahren fix und fertig. Hast du in Bremen bei der Exfrau von Breidscheid etwas in der Art gefunden?»

Müller nickte. »Sie erzählt eine sehr ähnliche Geschichte.«

»Das kann auch reiner Zufall sein. Aber wenn die Einstellung dieser Leute zu Frauen so ist, dann müssen Nutten Menschen minderer Klasse sein, Teufelinnen, die den Rest der Welt auf sündige Pfade locken. Und jetzt schau mal die Liste an, die ich gemacht habe.« Er suchte in einem Wust von Papieren herum. »Hier ist sie. Dreimal wurde in Kanada, auf den Bermudas und in Beirut eine Nutte fast zu Tode gepeitscht, als Breidscheid gerade dort war. Ja, ja, ich weiß, dass das ein geradezu gigantischer Verdacht ist. Aber wer würde ihn ernsthaft gegenüber einem so mächtigen Mann aussprechen? Ein Kriminalist auf den Bermudas hat diese merkwürdigen Übereinstimmungen entdeckt. Und den Mann suche ich jetzt.«

»Das wäre was. Glaubst du, dass Breidscheid den Buchwinkel finanziell unterstützt hat oder noch unterstützt?»

Goldhändchen nickte. »Jedesmal, wenn er von einem Treffen mit Breidscheid nach Deutschland zurückkehrte, zahlte er Bares ein. Und es waren immer Dollars. Viele Dollars. Und sie wurden sehr gleichmäßig auf eine Reihe von Konten verteilt, die nicht allein von Buchwinkel geführt werden, sondern auch von Männern aus seiner Umgebung und Angestellten seines Büros. Nur: In seiner offiziellen

Jahresbilanz tauchen diese Gelder nicht mehr auf. Das heißt, er ist im höchsten Maße angreifbar.«

»Sind vierzehn Treffen in zwei Jahren nicht verdammt viel? Ich meine, da kann es doch nicht immer um Geld gegangen sein, da muss doch noch etwas anderes dahinter stecken.«

»Das denke ich auch. Wie wäre es mit praktischer Politik, die der katholischen Kirche dient? Wenn Breidscheid so enge Verbindungen zur Kirche hat, muss man bei Buchwinkel nicht lange suchen. Der Mann steht ultrarechts, der bezeichnet Schwule und Lesben als pervers, minderwertig, als Fehler der Natur. Der zieht sämtliche Register, von denen wir glauben, dass sie abgeschafft werden müssten. Die Frau soll in der Kirche schweigen, in Deutschland wohnende Ausländer sollen niemals einen Pass kriegen. Na ja, die Liste ist endlos. Alleinerziehende junge Mütter sollen ihre Kinder in Heime geben, damit man sie nach christlichen Grundsätzen erziehen kann. Das eigentlich Schlimme daran ist, dass Buchwinkel derartige Überlegungen ganz öffentlich anstellt. Und er hat ein verdammt dankbares Publikum. Und selbstverständlich sollen Ausländer bei uns keine führenden Positionen bekommen und höher besteuert werden. Ich weiß, dass du mir jetzt sagst, dass das alles nicht beweist, dass Breidscheid eine schmutzige Bombe legen lässt. Aber ich muss mir doch ernsthaft Gedanken machen, ob das eine mit dem anderen nicht sehr viel zu tun hat. Ich bleibe jedenfalls dran. Kann ich sonst noch irgend etwas für dich tun?«

»Du hast schon verdammt viel erreicht. Und treib bitte diesen Kriminalisten auf den Bermudas auf. Da wäre ich sehr dankbar. Wie viele Tote haben wir jetzt?«

»Zweiundneunzig inzwischen.«

»Scheiße«, sagte Müller. »Und was ist mit der Strahlung?«

»Ziemlich intensiv, aber nicht so verheerend, wie an-

fänglich geglaubt und geschätzt. Vielleicht hat ein Laie das Ding gebaut. Jetzt waschen sie sämtliche Gebäude ab und sammeln das Wasser in aufgestellten Spezialbehältern. Die müssen dann samt Inhalt entsorgt werden. Aber die ganze Stadt ist hysterisch.«

»Was Wunder«, murmelte Müller, verabschiedete sich und ging, während Goldhändchen schon wieder mit seinen Bildschirmen sprach.

Auf einem der Flure kam ihm Sowinski entgegen, lächelte und sagte: »Auf Sie habe ich gewartet. Sie sollten sich am Explosionsort umsehen. Die Strahlung ist gleich null, die Abschirmung hermetisch.«

»Weiß Krause das? Und was soll ich da genau?«

»Krause weiß es, es wurde eben besprochen. Einer der Experten für radioaktive Strahlung hat uns gesagt, dass die Bombe falsch angelegt war. Das heißt, beide Sprengkörper sind merkwürdigerweise von oben nach unten verlaufend explodiert. Also eigentlich verkehrt herum. Kann es sein, dass Achmed so etwas mit Absicht getan hat?«

»Das könnte sein. Wie heißt unser Experte vor Ort?«

»Nennen Sie ihn Kalli.«

»Okay, ich bin unterwegs.« Müller nahm den Lift in die Tiefgarage und fuhr mit dem eigenen Auto, weil es unauffälliger war.

Die Absperrung war großzügig angelegt. Müller parkte den Wagen, wies sich dann bei den Polizeiposten aus und ging zu Fuß durch den Park auf das Sony-Center zu.

Er musste nicht überlegen, ob Achmed den Fehler vorsätzlich eingebaut hatte, er war ganz sicher, dass das der Fall war. Und er spürte große Erleichterung. Dann dachte er plötzlich an Svenja, die in Nordkorea auf der Flucht war, und er erlaubte es sich, Krause anzurufen.

Er sagte: »Ich weiß nicht, wie ich darauf komme, aber ich will wissen, ob wir Nachrichten von Svenja haben.«

»Noch keine. Wir vermuten sie an der Ostküste Nordkoreas. Es scheint sicher, dass sie bisher nicht entdeckt wurde. Und wir wissen auch nicht, was mit ihrem Begleiter ist. Es ist wahrscheinlich immer noch der alte Zustand: Sie hocken in irgendeinem Loch und wagen nicht, laut zu atmen.«

»Danke«, sagte Müller.

Er wurde auf dem Weg dreimal von Polizisten angehalten und um seine Papiere gebeten.

Er hatte angenommen, dass das Sony-Center weit sichtbar ein Ort des Schreckens sein müsste. Aber das war zunächst nicht der Fall. Alles wirkte fast steril. Es gab ungeheuer viele Menschen, die irgendetwas taten, und viele von ihnen stapften in weißen Anzügen herum. Feuerwehrautos streckten sehr lange, kranartige Leitern und Arbeitsbühnen in die Höhe. Auf den Bühnen standen ebenfalls weiße Anzüge mit langen Besen, die die Fassaden und Fensterreihen säuberten. Müller sah unendlich viele Wasserschläuche über Straßen und Fußwege verteilt und riesige Wasserbehälter, die so aussahen wie Kinderplanschbecken.

Er fragte einen Uniformierten: »Wo sind die Bewohner?«

»Alle evakuiert«, antwortete der.

Als er dann einen der vielen breiten Eingänge in das Center benutzte, sah er sofort blutige Spuren und Tonnen von zersplittertem Glas, zwischen denen Infusionsschläuche lagen und blutgetränkte Mullbinden. Er sah automatisch hoch und entdeckte, dass die Kuppel noch vorhanden war. Aber auch von dort war schweres Glas heruntergekommen und wahrscheinlich wie Geschosse auf die vollkommen hilflosen Passanten getrommelt. Der riesige Fernsehschirm, über den zu gewöhnlichen Zeiten ein Streifen nach dem anderen geflimmert war, war vollkommen zer-

stört, man sah Halterungen dahinter. Müller schaute sich systematisch um und entdeckte keine intakten Glaswände mehr, weder an den Büros noch an den Restaurants oder den Reklameflächen der Kinos. Es war das perfekte Chaos, und die Zahl von zweiundneunzig Toten erschien ihm plötzlich erstaunlich gering.

Achmed, wenn du das sehen könntest. Du würdest dich dein Leben lang hassen. Was ist mit dir geschehen?

Am jenseitigen Ende der Halle waren Arbeiter in Schutzanzügen dabei, Glas auf die Ladefläche eines Lasters zu werfen. Es gab Gruppen von Männern und Frauen, die offenbar Spezialisten waren und sich lebhaft unterhielten, mal hierhin, mal dorthin deutend.

Dann entdeckte er einen kleinen, dicken Mann, der merkwürdigerweise einen Trenchcoat trug, obwohl es sehr warm war. Er stand da, tat nichts, hatte die Hände in den Taschen des Mantels und sah sich bedächtig um. »Kalli?«, fragte er.

»Ganz richtig«, antwortete der Mann. »Zentrale, hä?«

»Ja, Zentrale. Kannst du mir verraten, was du hier siehst?«

»Gern.« Der Mann war vielleicht fünfzig Jahre alt, und er wirkte vollkommen gelassen. »Du siehst da, etwa fünfzig Meter entfernt, eine rote kleine Flagge. Dort stand der Kompressor, in dem der Sprengstoff steckte. Jetzt ist dort ein Krater von schätzungsweise zehn Metern Tiefe. Das hat zwei Gründe: Erstens, weil C4-Sprengstoff benutzt wurde, der sehr effektiv ist, zweitens, weil dort selbstverständlich große Hohlräume sind, Keller und Leitungsschächte. Normalerweise kann man davon ausgehen, dass die radioaktiven Stoffe oben auf die Bombenpakete gepackt werden. Das heißt: Geht das Paket in die Luft, werden die vom Gewicht her unbedeutenden radioaktiven Stoffe unglaublich hoch

geschleudert und dann vom Druck und vom Wind sehr weiträumig auf einer großen Fläche verteilt. Das, was dem Fachmann hier sofort auffällt, ist die Tatsache, dass in diesem Fall unerklärlicherweise die radioaktiven Stoffe am Boden des Pakets angebracht waren, also mit höchstem Druck in diesen zehn Meter tiefen Krater gedrückt wurden. Wären die radioaktiven Stoffe oben auf die Bombe gepackt worden, hätte man Strahlung noch in fünfhundert Metern feststellen müssen, also weit außerhalb des Centers hier. Genau das ist aber nicht der Fall. Strahlung findet ab etwa dreihundert Metern außerhalb des Gebäudes nicht statt. Da ist also etwas schief gegangen aus Sicht der Bombenleger. Aber jetzt würde ich uns raten, von hier zu verschwinden.« Er lächelte freundlich und drehte sich herum.

»Könnte der Bombenbauer seine Auftraggeber gelinkt haben?«

»Ich kenne ihn nicht. Aber er könnte dafür gesorgt haben, dass der Zünder falsch angebracht war.«

»Wie viele Verstrahlte gibt es denn?«

»Etwa zwanzig, was ich für erstaunlich wenig halte. Kennst du den, der das Ding gebaut hat?«

»Wahrscheinlich. Er wurde wohl gezwungen.«

»Dann hat er seine Chefs erfolgreich reingelegt, das tut gut zu hören.«

»Ich danke dir.«

Müller nahm sich viel Zeit und umrundete das Center.

Achmed, du Sauhund, du hast ihnen ein Schnippchen geschlagen, du hast alles getan, was du tun konntest. Jetzt muss ich dich nur noch finden.

Müller ging langsam zu seinem Auto zurück. Im Park setzte er sich auf eine Bank und blieb bewegungslos sitzen, bis ein aufgeregter Polizist zu schimpfen begann und wütend

schrie: »Männchen, ick hab keene Ahnung, wer de bist, aber anscheinend willst du dir den Arsch freiwillig versengen.«

»Endlich mal ein Berliner«, sagte Müller erheitert, gab aber nach und setzte sich in Bewegung.

Aus dem Auto rief er Krause an und teilte lapidar mit: »Ich denke, dass dieser Breidscheid sehr tief in die Sache verwickelt ist und nicht nur im Namen Dritter finanzierte und handelte. Wissen wir, wo der Mann zurzeit steckt?«

»Ja, er ist in seiner deutschen Residenz in der Nähe von Garmisch.«

»Können wir an ihn heran? Können wir ihn befragen?«

»Sicher. Aber wir haben im Augenblick sehr schlechte Karten. Wir haben keinen Zeugen und so gut wie kein Beweismaterial. Plädieren Sie dafür, das Bundeskriminalamt zu bitten?«

»Ja, das erscheint mir wichtig. Und ich überlege, ob wir nicht den Kardinal befragen sollten.«

»Sie müssen sich aber im Klaren darüber sein, dass wir damit in ein Wespennest stechen. Das wird eine Menge öffentlichen Wirbel machen. Bisher gehen alle Journalisten und Beobachter davon aus, dass die Täter irgendwo im Bereich der Islamisten zu finden sind. Wenn wir jetzt sagen: Da steckt wer ganz anderes dahinter, dann lösen wir etwas aus, was nicht mehr zu kontrollieren ist. Und: Man wird Beweise verlangen, die wir noch gar nicht haben. Außer der Tatsache, dass Breidscheid dreihunderttausend Dollar anzahlte und Achmed aus Syrien nach Kairo brachte. Aber Breidscheid wird sagen: Ich habe das Geld nur übergeben und den jungen Mann mit nach Kairo genommen. Er sollte dort eine Arbeit für einen Freund von mir durchführen. Dann wird er irgendeine Arbeit erfinden. Das heißt: Wir haben schlechte Karten, selbst wenn wir die besten Leute vom Bundeskriminalamt kriegen.«

»Wissen Sie, ich rudere im Nebel. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo Achmed steckt, und die generelle Beweislage ist sehr dünn. Einfach formuliert weiß ich nicht einmal, was ich als Nächstes untersuchen soll, mit wem ich sprechen kann, wo die Spur weiterführt. Was hat die Scheune ergeben, in der sie die Bombe gebaut haben?«

»Fingerabdrücke en masse. Wir haben die Fingerabdrücke von Achmed natürlich gefunden, aber der Rest ist nicht zuzuordnen, jedenfalls hier in Deutschland nicht registriert. Das Beste ist, Sie kommen rein, und wir warten auf irgendein Wunder.«

»Ich bin ständig erreichbar und in der Stadt. Ich würde gern meine Mutter besuchen, ich kann mich kaum um sie kümmern.«

»Selbstverständlich. Sie dürfen auch Frau Swoboda treffen. Sie könnten versuchen, sie zu beschwichtigen. Sie ist mit Sicherheit sauer, oder? Also, reden Sie mir ihr.«

»Falls sie mit mir redet«, sagte Müller schnell.

»Sie wird«, vermutete Krause. »Ich rufe Sie an, falls irgendetwas geschieht.«

Er rief Karen auf dem Handy an, aber wieder meldete sie sich nicht. Diesmal versuchte er es zusätzlich im Hotel, in dem sie jetzt wohnte.

»Kann ich bitte Frau Swoboda sprechen?«

»Das geht leider nicht. Die Dame ist heute früh außer Haus gegangen. In Begleitung zweier Herren.«

»Danke«, sagte Müller und hatte ein mieses Gefühl. Wieso hätte man sie zu einer Vertragsverhandlung bei der FDP abgeholt? Wie hatte Taylor formuliert? Wir können auch Ihre Freundin Karen Swoboda fragen.

Er rief im Amt an und ließ sich mit Krause verbinden. Er sagte: »Entschuldigen Sie die Störung, aber besteht die

Möglichkeit, dass die Amerikaner Frau Swoboda einkassiert haben, weil sie vermuten, dass die etwas weiß?«

»Mit anderen Worten: Sie ist verschwunden?«

»Ich fürchte.«

»Haben Sie es im Thomas-Dehler-Haus bei der FDP versucht?«

»Nein. Ich wollte Ihre Einschätzung.«

»Das kann durchaus der Fall sein. Natürlich wollen unsere amerikanischen Brüder unseren gesamten Hintergrund an Wissen. Also sind sie erstens sauer, dass der kleine Müller zwei von ihnen im ersten Anlauf in eine Klinik bringt, und zweitens können sie durchaus glauben, dass Frau Swoboda etwas weiß. Und dann passiert es, dass Frau Swoboda abhanden kommt. Aber rufen Sie zuerst die FDP an.«

»Das mache ich«, sagte Müller.

Er rief das Thomas-Dehler-Haus an und fragte sich durch drei Stationen, weil er klar machen musste, um welche Frau es sich bei Karen Swoboda handelte. Dann hatte er eine jugendliche männliche Stimme erreicht, die munter sagte: »Frau Swoboda? Da sind Sie bei mir richtig.«

»Sie scheint im Augenblick nicht erreichbar«, sagte Müller vorsichtig.

»Da sagen Sie was! Ich war heute Mittag mit ihr zum Essen verabredet, um einige geschäftliche Dinge abzuklären. Haben Sie denn eine Ahnung, wo sie sein könnte? Sie ist doch ein Muster an Pünktlichkeit. In welchem Auftrag rufen Sie an?«

»Ich bin für das Innenministerium unterwegs, ich hatte einige Fragen an Frau Swoboda.«

»Tja. Dann müssen wir beide wohl warten.«

»Das müssen wir wohl«, sagte Müller.

Er rief Sowinski an, um nicht erneut Krause stören zu

müssen. Er sagte: »Haben Sie eine Ahnung, wo die Brüder von der CIA logieren?«

»Warum das?«

»Weil ich den Verdacht habe, dass sie sich Karen Swoboda gegriffen haben.«

»Junge, Sie haben schon genug Amerikaner aufs Kreuz gelegt. Übertreiben Sie nicht. Um was geht es denn?«

Müller erklärte es ihm.

»Oh ja«, sagte Sowinski zögernd. »Das ist keine so abwegige Idee. Die Chefs sind in der Botschaft untergebracht, das Gros der Truppe in einem Hotel namens ... Moment mal ... namens Amelie. Das ist ein Hotel garni im Kreuzberger Bereich, so richtig mittendrin. Hier habe ich es: Grenzgasse. Aber seien Sie um Gottes willen vorsichtig, die Amis sind stinksauer auf Sie, und jeder von denen trägt Ihr Foto mit sich rum. Und vor allem: Seien Sie höflich. Vielleicht entschuldigen Sie sich auch für die zwei gebrochenen Unterkiefer. Schieben Sie es auf die Hektik des Falles.«

»Ich weiß nicht, was ich lieber täte«, knurrte Müller.

Er fuhr nach Kreuzberg und parkte ein paar hundert Meter abseits der Grenzgasse. Von da aus schlenderte er zu dem Neubau, der gediegen und zurückhaltend wirkte und mit dem Slogan warb »Ihr Zuhause in Berlin!«.

Es gab eine Klingel. Müller hatte keinen Plan, er würde improvisieren.

Ein Summer ertönte, das Treppenhaus war hell und mit einem Lift ausgerüstet. »Erdgeschoss: Empfang« stand da. Er betrat eine Art Vestibül, in dem eine Menge Messinglampen und goldumrahmte Spiegel an den Wänden hingen und Perserteppiche auf dem Boden lagen.

»Guten Tag«, sagte Müller freundlich und zurückhaltend. »In Ihrem Haus sind meine amerikanischen Kollegen

abgestiegen. Ich komme, um zu fragen, ob jemand von denen da ist.«

Die Frau hinter der winzigen Rezeption war ungefähr sechzig Jahre alt, mit einer Unmenge Lachfältchen um die Augen und sehr hübsch gewelltem grauen Haar.

»Nein, mein Herr. Von den männlichen Amerikanern ist niemand mehr im Haus. Die haben ja weiß Gott anderes zu tun. Hier ist nur Miss Marple, sie passt auf die Dame auf, der es so schlecht geht. Also, wir nennen sie Miss Marple, sie heißt ja White.«

»Aha«, sagte Müller heftig nickend. »Und wo gastiert Miss Marple? Ich meine, welches Zimmer?«

»Sechzehn im ersten Stock«, antwortete die Grauhaarige. »Soll ich Sie anmelden?«

»Um Gottes willen, ich muss sie nur schnell etwas fragen. Und? Sind Sie zufrieden mit meinen Kollegen? Machen die auch keinen Mist?«

»Oh nein«, sagte sie strahlend. »So nette Gentlemen, sage ich immer, und so ein furchtbar verantwortungsvoller Beruf. Dass die uns hier in Berlin helfen, die Leute zu fangen, die die Bombe gebaut haben, ist ja wirklich ganz toll. Ich habe immer gesagt: Auf die Amerikaner ist Verlass!«

»Weiß Gott!«, stimmte Müller zu. »Darf ich mir so einen Prospekt einstecken? Kann sein, dass ich mal Gäste für Sie habe.«

»Das wäre sehr lieb. Nur: Rechtzeitig vorher anrufen, mein Haus ist sehr gefragt.«

»Mein Kollege Taylor hat mir das geschildert, und mein Kollege Grissom auch.«

»Die Armen! Dass die aber auch gleich zu Anfang einen Unfall haben mussten.«

»Na ja«, sagte Müller. »Bei diesem Beruf kann man sich das nicht immer aussuchen.«

»Aber es ist doch gut, dass wir hier in Berlin ihre Hilfe haben.« Sie war aufrichtig begeistert.

»Na, fein, dann spaziere ich mal ein Stockwerk höher.«

»Und wenn Frau White einen Pfefferminztee will, soll sie einfach hier anrufen.«

»Ich richte es aus«, sagte Müller ganz ernsthaft, drehte sich um und verschwand im Treppenhaus, um den Lift zu rufen. Er wollte wissen, wie schnell das Gerät kam, wie schnell es unterwegs war und wie er es am einfachsten blockieren konnte.

Er schickte die Kabine in den vierten Stock und schob dann den Holzkeil, den die Putzfrauen benutzten, unter die Tür zur Liftkabine. Wenn jemand nicht sehr aufmerksam nachschauen würde, konnte der Lift für viele Stunden unbrauchbar sein.

Dann lief Müller die Treppe hinauf und betrat im ersten Stock einen langen Flur mit Zimmern. Die Nummer sechzehn war die vierte Tür auf der rechten Seite.

Er hörte Stimmen, weibliche Stimmen.

Eine Frau sagte im Knautschton der Texaner: »Also, meine Liebe, reden Sie endlich. Was hat Ihr Lover herausgefunden? Was weiß er über die Bombe?«

Karen sagte: »Ihr seid doch Monster. Ich habe schon tausendmal gesagt, dass ich keine Ahnung habe. Müller sagt mir nichts. Er sagt mir nicht mal, für wen er arbeitet. Und jetzt lasst mich endlich gehen.«

»Keine Chance. Wir sprechen über den deutschen BND, und der hat eine Spur. Genauer gesagt: Ihr Freund Müller. Und Sie wissen das.«

»Lassen Sie mich in Ruhe«, sagte Karen mit brüchiger Stimme.

Müller klopfte laut.

»Ja«, antwortete die Amerikanerin laut.

»Hier ist Wheather von der Botschaft, Sir. Habe etwas Dringliches zu übermitteln, Sir. Geht nur mündlich, Sir.«

Die Frau drehte den Riegel und öffnete die Tür ohne jeden Argwohn. Sie mochte sechzig oder vielleicht auch schon siebzig Jahre zählen. Sie war hager wie ein Eisenrohr, hatte lichtblaues kurzes Haar über sehr hellen Augen und war heftig geschminkt. Sie trug dunkelblaue lange Hosen, eine weiße Bluse und ein Achselhalfter, in dem eine Waffe steckte.

Müller begriff augenblicklich, dass sie eine der Mütter war, die unterm Weihnachtsbaum von »meinen Jungs« schwärmte, die rund um den Globus die heikelsten Unternehmungen mitgemacht hatte und die nur schwer zu über-tölpeln war. Sie war der Inbegriff einer harten Frau. Und sie glaubte an Amerika, ihren Präsidenten und einen straffenden Gott.

Müller hatte eine schnelle Entscheidung zu treffen.

Über ihre Schulter hinweg sah er Karen auf einem Bett in halb sitzender Position. Sie war mit irgendetwas gefesselt, er konnte es nicht erkennen.

Er sagte freundlichst: »You are welcome«, verbeugte sich und schoss dann mit der Linken nach vorn.

Er traf sie direkt in den Solarplexus, und sie sackte zusammen wie ein Luftballon, aus dem die Luft entweicht.

»Ruhig«, sagte Müller zu Karen. »Du musst jetzt ganz ruhig sein.«

»Mein Gott!«, sagte sie aufseufzend und begann zu weinen.

Er sah, dass sie Paketklebeband benutzt hatten. Karen war an Händen und Füßen gefesselt. Er nahm das Taschenmesser und schnitt durch die Klebstreifen.

»Kannst du gehen?«

»Natürlich. Nichts lieber als das. Wie kommst du hierher, wie hast du mich gefunden? Wo bin ich hier eigentlich? Und was waren das für Schweine?«

»CIA. Alles Kumpels, alles nette Leute.«

»Du schlägst Frauen?«

Müller grinste breit. »Wenn es um dich geht, meine Liebe, haue ich sogar dem heiligen Paulus auf die Schnauze. Setz dich mal hin. Was schätzt du, wie lange hast du hier gelegen?«

»Das weiß ich nicht. Sie haben mir eine Spritze gegeben. Sie wollten alles Mögliche über dich wissen.« Sie kicherte. »Und es war sehr komisch, dass ich nichts über dich erzählen konnte.« Dann stand sie auf, geriet ins Wackeln, sagte »Huhh!« und hielt sich an ihm fest.

»Vorsicht!«, sagte er hastig. »Wir müssen raus hier, möglichst schnell. Versuch mal, ein paar Schritte zu gehen.«

Sie machte ein paar Schritte. Sie trug Jeans und ein Holzfällerhemd und sah gut aus.

»Okay. Können wir?«

»Wir können«, sagte sie.

»Du hast ein blaues Auge«, sagte er.

»Das war diese Frau«, antwortete sie. »Sie wurde ungeduldig.«

»Komm jetzt. Bleib eng hinter mir. Und wenn uns hier im Haus jemand begegnet, dann lächle und sag Guten Tag. Aber nicht mehr.«

»Und dann haust du zu.«

»Nicht doch«, wehrte er ab. »Komm jetzt.«

Niemand zollte ihnen Beachtung, niemand hielt sie auf.

Im Wagen sagte Müller: »Wir sollten dein Gepäck aus dem Hotel holen und dich irgendwo anders unterbringen. Bist du bereit, mit meinem Chef zu sprechen?«

»Warum denn das?«, fragte sie. »Weißt du, Müller, ehrlich gestanden habe ich von dir und deinesgleichen die Nase gründlich voll. Ich dachte immer, das Geschäftsleben sei hart und unfair, aber ich denke, deine Branche ist an Un-

fairness und Grobheit nicht zu überbieten, vorausgesetzt, man gerät an Leute wie dich.«

»Ich möchte es, weil ich will, dass sie dich anhören.«

»Du meinst, sonst glaubt dir kein Mensch?«

»Genau das. Wie haben sie dich aufgetrieben?«

»Sie klopfen in dem neuen Hotel an die Tür und sagten Room Service. Sie hatten genau so eine dümmliche Ausrede wie du eben. Na ja, dann waren sie drin, hatten mich und führten mich unter leisen Drohungen mitten durch den Haupteingang ab. Es war eine ziemlich bedrückende Affäre, und ihre Mittel waren höchst unzivilisiert. Kannst du mich aufklären, was da gespielt wird?«

»Natürlich«, sagte er. »Was glaubst du, willst du kurz mit meinem Chef sprechen?«

»Ja. Und dann?«

»Ich weiß nicht, was du geplant hast. Ich würde mich freuen, wenn du noch ein paar Tage bleiben könntest.«

»Wenn es denn hilft«, gab sie zur Antwort.

»Es hilft«, nickte er. »Ich versichere dir, es hilft.«

Müller fuhr Karen in den Dienst, nahm sie mit in sein Büro, rief Krause an und sagte knapp: »Frau Swoboda ist hier. Die Amerikaner hatten sie gekidnappt. Sie möchte mit Ihnen sprechen.«

»Her damit«, sagte Krause. »Ich habe sowieso keine Zeit. Und Sie gehen bitte sofort zu den Analysten. Die haben eine beklemmende Szenerie für Sie aufgebaut: Breidscheid in Reinkultur.«

»Wird gemacht«, antwortete er. »Komm, wir gehen zu meinem Chef. Und hinterher wartest du besser in meinem Büro auf mich, wir müssen überlegen, wo wir dich unterbringen.«

Krause sah sie in der Tür und sagte: »Gnädige Frau, ich

bin zutiefst zerknirscht darüber, was wir Ihnen angetan haben. Bitte, treten Sie ein. Einen Kaffee? Einen Sekt? Einen Whisky?»

»Einen Whisky«, sagte Karen. »Ohne Eis, ohne Wasser.«

»Komisch«, sagte Müller. »So etwas habe ich hier noch nie angeboten bekommen.«

Dann ging er in den dritten Stock zu den Analysten, bei denen ihn stets verwundert hatte, wie viel Richtiges sie aus winzigen Spuren destillieren konnten, welche Winzigkeiten des Lebens sie auf die richtige Fährte brachten, wie viel sie über Menschen herausfanden, die sie nie im Leben erlebt hatten und die sie niemals erleben würden.

Er ging hinein und sagte: »Was haben Sie über Breidscheid?«

»Das freut uns aber«, sagte Goldhändchen grinsend. Er saß zusammen mit einem Mann und einer Frau an einem runden Tisch, und sie hatten Berge von Papier vor sich.

»Das ist Elise, und das ist Molotow«, sagte Goldhändchen. »Ich habe sie eingebunden, weil ich die ganzen Tage über das Gefühl habe, dass wir bei Breidscheid auf einer richtigen und erschreckenden Fährte sind. Aber natürlich haben wir keine Beweise und müssen uns mit dem zufrieden geben, was wir wissen.«

Der Mann, der sich Molotow nannte, lächelte und sagte: »Wir wissen selbstverständlich nie, ob wir Recht haben, aber aufgrund einfacher Kenntnisse der menschlichen Seele können wir ein Bild malen, das möglicherweise einige dunkle Flächen aufhellt. Im Falle des Herrn Breidscheid können wir einige Vermutungen und Tatsachen verbinden. Und vielleicht haben wir Recht. Wenn ja, ist der Mann höchst gefährlich. Wenn nein, ist der Mann vielleicht sogar noch gefährlicher.«

Molotow war ein netter Mensch um die fünfzig, und er

trug seine Wampe mit Stolz. Seine Kollegin war hager, hatte einen stechenden Blick, als sei sie im Leben zu kurz gekommen, und mochte ungefähr vierzig Jahre alt sein.

Sie sagte: »Die Zielperson scheint sich in den letzten Jahren gewandelt zu haben. Es ist so, dass aus einem sachlich handelnden Kaufmann jemand wurde, der mit eiserner Energie die Welt davon zu überzeugen versucht, dass er in jedem Fall Recht hat. Der Mann ist besessen von sich und seiner Mission.« Sie beugte sich weit vor, als wolle sie sich vergewissern, dass Müller auch zuhörte und dass er verstand, was sie meinte. »Wir finden in seiner Vita einiges komisch. Können Sie mir folgen?«

»Ich bemühe mich«, erklärte Müller. »Heißt das etwa, er ist geisteskrank?«

»Das wäre zu einfach!«, sagte die Frau. »Das wäre entschieden zu einfach. Machen wir es so: Wir tragen Ihnen vor, was wir glauben, und Sie denken darüber nach.«

Molotow setzte hinzu: »Elise meint: Sie müssen entscheiden, ob wir Recht haben oder Unrecht.«

»Ich kenne Breidscheid überhaupt nicht«, sagte Müller. »Ich kenne ihn als einen Schemen, einen Schatten. Was er mit meinem Fall zu tun hat, weiß ich nicht genau. Ich weiß nur: Er hat einem Agenten, den ich führe und zu dem ich ein sehr gutes Verhältnis habe, eine Menge Geld gegeben und ihn nach Berlin gebracht. Und dort hat dieser Mensch eine Bombe gebaut und dann damit fast hundert Menschen getötet.«

»Wir haben alle öffentlichen Äußerungen über Breidscheid gelesen und in Erwägung gezogen«, sagte Molotow. »Der Mann ist stinkreich, Milliardär. Wir nehmen an, dass er losgelöst von jeder Form von Familie vor sich hin lebt und jeden Tag seines Lebens ungefähr eine Million Dollar macht. Das heißt, ihm geht es nicht mehr um Geld, es geht

ihm um Macht. Würde er heute aufhören, Handel zu treiben, er könnte sein Geld nicht annähernd ausgeben. Für was denn auch? Wir finden bei Leuten wie Breidscheid ein immer wiederkehrendes Schema. Er ist listig und gut, er trinkt gewissermaßen Millionen. Und wie häufig bei diesen Typen, kann er das viele Geld nicht kompensieren. Das heißt: Er hat keine Familie. Er hat versucht, eine zu haben, und das misslang. Sie haben mit der Exfrau gesprochen. Was hat sie gesagt?«

»Nun ja, sie hat diese Ehe als etwas ganz Skurriles geschildert. Sie war zwei Jahre bei Breidscheid und hat nur einmal mit ihm geschlafen. Und das fand in völliger Dunkelheit statt, und der Ehemann sagte Sekunden vor oder Sekunden nach der Ejakulation, dass er eigentlich für so etwas keine Zeit habe.«

»Oh, das ist ja wunderbar!«, strahlte Elise.

»Wieso ist das wunderbar?«, fragte Müller verblüfft.

»Na ja, es zeigt seine Angst vor Frauen«, erklärte Molotow. »Wissen Sie, ein Mensch, der so katholisch erzogen wurde wie Breidscheid, muss im Grunde Angst vor Frauen entwickeln. Denn er identifiziert Frauen mit Laster und Gier, mit monströsen Leidenschaften. Und er weiß: Der Mann darf die Frau nur vögeln, wenn er willens ist, ein Kind zu zeugen. Eine Vereinigung beider Geschlechter ohne diesen Wunsch empfindet er als tiefste Sünde. Aus diesem Grund sind die ersten Mönchsorden installiert worden und die ersten Klöster der Nonnen. Aber gehen wir einmal schrittweise vor. Der Mann erlebt als Kind und als junger Mann ein erzkatholisches Elternhaus. Dann sieht er, dass die Mutter mit einem Priester was hat. Das passt nicht in seine Vorstellung, das ist Sünde. Aber: Es ist seine Mutter!

Er verzeiht es, zumindest vorübergehend. Aber weil er auch eine tiefe Angst empfindet, verlässt er dieses Eltern-

haus und lernt seinen Beruf in einer Bank. Er kann von jetzt an seine Energien bündeln, er kann kompensieren. Solche Typen sind besser als jeder Konkurrent, weil sie so hoch konzentriert etwas anderes verbergen wollen – die Angst vor dem Leben. Solange die Mama lebt, bleibt er in ihrer Nähe, aber sobald sie stirbt, will er die Welt erobern. Immer weiter weg von dem elenden Kaff bei Münster. Geben Sie mir bis dahin Recht?»

»Kein Einwand«, nickte Müller.

»Er treibt sich im Ausland herum«, sagte Elise. »Er kauft sich hier ein Haus und dort ein Haus. Und natürlich hat er ein hohes Ansehen, denn er hat Geld, viel Geld. Und: Er stellt einen ehemaligen Kriminellen als Mädchen für alles ein, weil er solche Typen kennt, weil er selbst so ein Typ ist. Und weil er Spaß daran hat, jemanden nach seinem Willen zu formen. Dazu kommt noch dieser Kaplan, der ihm vom Kardinal beigegeben wird. Und damit sind wir an einem entscheidenden Punkt: Jetzt wird es katholisch. Glauben Sie, Herr Müller, das Breidscheid Mitglied des Opus Dei ist?«

»Ich glaube, es passt. Breidscheid verwaltet seine Gelder von einer Zentrale in New York aus. Und all diese Gelder werden von Banken verwaltet, die entweder dem Vatikan gehören oder vom Vatikan gesteuert werden. Das heißt, dass diese Bankhäuser im Verbund arbeiten und genau wissen, wo Breidscheids Gelder hingehören oder zu verstecken sind. Man sagt, dass die Kirche jeweils ein Zehntel seines Gewinns bekommt. Das passt zum Opus Dei.«

»Nun gut, er lebt also in Reichtum. Und eigentlich häuft er Million auf Million. Können Sie sich vorstellen, was da aufkommt?«, fragte Molotow mit einem Lächeln.

»Wahrscheinlich Gier nach Macht«, sagte Müller.

»Das auch.« Elise nickte. »Aber im Wesentlichen ist es

Langeweile, Lebensverdruss. Er hat eine Ehe versucht, es wurde eine Farce. Er hat Geschäfte gemacht und Millionen kassiert, immer mehr, immer mehr. Aber er fing an, sich zu langweilen.

Was sollte er nun tun? Er ist im ständigen Kontakt mit dem Kardinal. Der ist sein Kompass. Er gibt ungeheuerer Summen über das Opus Dei an die geliebte Kirche. Aber es passiert eigentlich nichts. Mitglied des Jetset konnte er nicht werden, denn das war alles eitler Kram. In seinem Leben tat sich nichts. Und immer nur Geld zu verdienen, ist wahrscheinlich auf Dauer einfach langweilig. Ahnen Sie, Herr Müller, auf was wir hinauswollen?«

»Nein«, entgegnete Müller lächelnd. »Ich habe nicht Ihren Beruf. Sagen Sie es mir.«

»Ich weiß da etwas«, setzte Goldhändchen hinzu. »Ich konnte es dir bisher nicht sagen. Na ja, es hängt mit den sicheren Leitungen zusammen, für die Breidscheid gesorgt hat. Beispielsweise in sein Büro in New York, beispielsweise zu Franz-Xaver Buchwinkel. Ich habe mir die E-Mails angeschaut, die Franz-Xaver empfangen hat. Von Breidscheid. Aber ich will nicht vorgreifen.«

»Das tun Sie ja gar nicht«, versicherte Molotow. »Schließlich haben Sie das Schatzkästchen geöffnet. Also es ist so, dass Breidscheid in den letzten zehn Jahren in zunehmendem Maße auch ganz faule Geschäfte gemacht hat. Mit Munition, mit Waffen, sogar mit Drogen. Anfangs ist man geneigt, anzunehmen, dass er diese Geschäfte mehr oder weniger nur als Geschäfte durchzieht. Nach dem Motto: Einer muss sie machen. Aber bei Breidscheid muss man sich fragen, ob er von sich aus solche Geschäfte machen würde. Also ohne die Mutter Kirche um Erlaubnis zu bitten. Und das erscheint uns unmöglich. Wir denken, er hat den Kardinal gefragt. Und der hat ihm gesagt: Mach das!

Die geliebte Mutter braucht Geld, viel Geld! Und niemand wird fragen, woher wir diese Gelder haben. Und du wirst gesegnet sein, mein Sohn.«

Müller schüttelte ungläubig den Kopf.

»Der Mann zahlt nirgendwo Steuern«, sagte Molotow leise. »Wahrscheinlich haben Diplomaten der Kirche gemurmelt: Lasst den für uns. Denn normalerweise müsste jeder Staatsanwalt auf dem Sektor Wirtschaftsvergehen hinter Breidscheid her sein. Aber das ist niemals und nirgendwo der Fall. Wir können es nicht beweisen, aber wir sind zu dem Schluss gekommen, dass es so sein muss. Die katholische Kirche ist sehr mächtig, sie hat fantastische Diplomaten. Es gab in fast allen Jahrhunderten Laien, die Leib und Leben der Kirche verschrieben. Und die Kirche sicherte ihnen dafür das ewige Leben. Breidscheid ist so ein Typ.«

»Und weshalb, verdammt noch mal, schickt Breidscheid Achmed nach Berlin und lässt ihn eine schmutzige Bombe bauen?« Müller war erregt und wütend.

»Dazu kommen wir jetzt«, seufzte Elise. »Das hat etwas mit Franz-Xaver Buchwinkel zu tun. Wir glauben, dass mit seinem Einzug in Breidscheids Leben sich einiges vollkommen änderte. Dabei ist der Buchwinkel durchaus kein Aushängeschild, was seine Fähigkeiten betrifft. Er ist eher der tumbe Tor, der ohne eine Miene zu verziehen Menschenverachtendes äußert. Auch er ist im Übrigen dem Opus Dei zugetan. Er sagt ganz öffentlich, dass für ihn die katholische Kirche die einzige Hoffnung dieses Planeten ist. Aber nur dann, wenn wir alle der Kirche bedingungslos gehorchen und sie als unsere geistige Mutter verstehen. Und eigentlich gibt es nur einen Gott: nämlich den strafenden, den Gott der Rache. Das hatten wir schon im Mittelalter.«

»Und wissen wir was über diesen Kardinal?«, fragte Müller.

»Da kann ich dich schlau machen«, sagte Goldhändchen.

Er blätterte in seinen Unterlagen und hielt dann die Kopie eines Zeitschriftenbeitrages in Händen. »*Spiegel* Nummer dreißig vom fünfundzwanzigsten Juni dieses Jahres. Man nennt den Kardinal einen Gotteskrieger. Er propagiert die Neuevangelisierung Europas. Er ist natürlich gegen das Frauenpriestertum und gegen die Abschaffung des Zölibats. Den öffentlich-rechtlichen Rundfunk greift er wegen Gotteslästerung an, er ist einer der führenden Fundamentalisten, und er muss intensiv mit dem Opus Dei zu tun haben, denn das Werk hat seine deutsche Dependence in seiner Stadt. Er vergleicht Abtreibung mit dem Holocaust und stellt Frauen, die abtreiben, in eine Reihe mit Hitler, Stalin und Herodes. Es ist mir gelungen, ein paar E-Mails auszugraben, die zwischen ihm und Breidscheid gelaufen sind. Ich habe sie dir ausgedruckt. Nicht alle, nur ein paar. Damit du eine Vorstellung hast.«

Molotow sagte: »Ich zitiere nur zwei aus dem April dieses Jahres. Da schreibt er: ›Geliebter Sohn der Kirche! In zunehmendem Maße bin ich dankbar für Ihre Unterstützung meiner Bemühungen um ein klares, vorwärts gerichtetes Bild unserer Mutter Kirche. Wenn Sie fragen, ob dieses oder jenes Geschäft abgeschlossen werden sollte, bin ich der festen Überzeugung und weiß mich dabei auf Gottes Seite, dass Sie es machen sollten. Denn die Kirche braucht dringend Ihre karitative Unterstützung. Wenn diese Geschäfte einen gewissen Geruch ausströmen, sollte Sie das nicht hindern. Es gibt sehr viele Beispiele in den Reihen unserer Heiligen Märtyrer, die durchaus die Mittel des Gegners benutzten – zum Segen der Mutter Kirche. Also segne ich Sie!‹ Darauf schrieb Breidscheid zurück: ›Geliebter Vater im Geiste! Ich war mir einfach nicht sicher, ich war von Zweifeln geplagt. Aber jetzt weiß ich, dass ich auf dem richtigen Weg bin.‹

Natürlich haben wir versucht, herauszufinden, um welches Geschäft es sich drehen könnte. Wir fanden, dass er zu Beginn des Monats April zwei Komma vier Tonnen Speed, also Amphetamine, in einer Drogenküche in Polen kaufte und in den Sudan lieferte. Sein Gewinn betrug ungefähr neun Millionen Dollar. Ich muss allerdings darauf aufmerksam machen, dass wir keinen Beweis für diesen Deal haben. Wir wissen zwar, dass er stattgefunden hat, aber wir wissen eben nicht genau, ob das Geld Breidscheid gutgeschrieben wurde. Wie üblich wurde es in Sekunden von Bank zu Bank gejagt, in Teile zerlegt, wiederum auf andere Banken transferiert, weiter aufgesplittet. Es handelt sich also um ein typisches Breidscheid-Geschäft.«

»Und wie passt der Buchwinkel da hinein?«

»Ganz einfach!«, erklärte Elise. »Er war und ist gewissermaßen der Gesandte des Kardinals, der weltliche Arm. Franz-Xaver Buchwinkel kann Leute beeinflussen und begeistert uralte Ziele definieren. Im Grunde ist das durchaus ähnlich wie bei den Muslimkriegern, die für einen Gottesstaat kämpfen.«

Molotow nickte heftig. »Wir haben uns gefragt, weshalb Franz-Xaver Buchwinkel so oft zu Breidscheid reist. Natürlich, weil er dort Bares bekommt, aber wohl auch, weil er Breidscheid damit lockt, eine große Rolle in diesem neuartigen Staat zu spielen.«

»Ja«, sagte Goldhändchen. »Und ich habe mir ein bisschen die E-Mails angesehen, die Franz-Xaver von unserem Freund Breidscheid bekommen hat. Im Oktober des vorigen Jahres schreibt Breidscheid: Wir sollten vielleicht daran denken, der Opposition einen Wink zukommen zu lassen, falls sich die Lage zuspitzt. Nach dem Motto: Jetzt müssen wir eingreifen, jetzt ist unsere Stunde gekommen, noch ist unser Vaterland nicht verloren.«

»Mein Gott«, murmelte Müller, »und du klast das alles, ohne jemals belangt zu werden?«

»Ich klaue nicht, ich lese nur mit. Und, glaub mir, es ist ein schweres Stück Arbeit.« Goldhändchen grinste.

»Wenn ich recht verstehe, dann ist das alles nicht beweisbar?«, fragte Müller.

»Das ist richtig«, sagte Molotow. »Es beweist gar nichts. Aber es legt den Gedanken nahe, dass Breidscheid so etwas wie die Bombe geplant haben könnte. Wahrscheinlich will er allen Deutschen ein neues Land schenken und eine vollkommen neue katholische Kirche.«

»Das schafft mich«, sagte Müller. »Aber er wäre auch ein Mann, der dem Sender Al-Dschasira ein Video schicken könnte und ein Foto von Achmed, denn er arbeitet international, er kennt diese Leute, wahrscheinlich hat er sie über die Jahre beliefert. Mit Waffen, zum Beispiel. Wenn ich das recht verstehe, ist Breidscheid der katholischen Kirche aus dem Ruder gelaufen.«

»So denken wir«, stellte Elise fest. »Das könnte sein. Wenn das so ist, wird der Kardinal allerdings behaupten, dass er Breidscheid so gut wie gar nicht kennt.«

Müller überlegte. »Wie ist denn das mit diesem Kriminallisten, der eine Verbindung zwischen Breidscheid und diesen Prostituierten hergestellt hat?«

»Vom geistigen Hintergrund her könnte das schon passen«, erklärte Molotow. »Wenn sich jemand wie Breidscheid in diese katholische Welt versetzt, sieht er in der Frau die Sünde, die sexuelle Gier, kurzum die schreckliche Eva, die vom Baum der Erkenntnis aß. Und dann flippt er aus und will sie bestrafen. So etwas ist durchaus vorstellbar, aber auch hier denke ich, dass wir keine Hoffnung auf Beweise haben. Aber immerhin gibt es diesen Mann, der Zusammenhänge festgestellt hat.«

»Oh ja«, sagte Goldhändchen. »Ich habe den Mann gefunden, in Memphis, Tennessee.«

»Was sagt er?«, fragte Müller schnell.

»Er ist unterwegs hierher«, erklärte Goldhändchen. »Er heißt Gold, mit Vornamen Manny und ist sechsundfünfzig Jahre alt. Ich habe ihm das Ticket geschickt und wäre dir außerordentlich dankbar, wenn du dich dafür verwenden könntest, dass der Dienst es bezahlt. Ich habe ihm angeboten, bei mir zu wohnen. Er landet in vier Stunden. Er sagte, er wollte schon immer mal nach Berlin.«

Wir müssen alle umdenken, dachte Müller, als er in sein Büro zurückgekehrt war. Nichts mit Muslimen, nichts mit Terror des Islam. Sondern Breidscheid als Hintermann mit möglichen psychopathologischen Strukturen.

Achmed, meine Hoffnung, dich lebend wieder zu sehen, ist schmal geworden. Wo bist du gestorben? Und wo bist du jetzt? Haben sie dich auf einer Müllkippe verscharrt? Oder mit Steinen beschwert in den Wannsee geworfen? Was ist mit dir geschehen? Wild entschlossen rief Müller bei Nour an.

»Ich will dir nur Guten Tag sagen und dich fragen, ob Achmed sich gemeldet hat.«

»Das hat er nicht«, antwortete sie mit verzagter Stimme.
»Weißt du etwas?«

»Nein«, erwiderte er. »Wir haben seine Spur verloren.«

»Al-Dschasira hat sein Foto gezeigt, er sei der Bombenbauer von Berlin! Kann das denn sein? Mit wem bin ich verheiratet, Charlie?«

»Breidscheid wollte die Bombe, Achmed hat sie ihm gebaut«, sagte Müller.

»Wirklich? Und er hat nur das viele Geld gesehen, und dass damit für uns irgendwo eine Zukunft sein könnte?« Sie begann zu weinen.

»Er hat wohl zu spät begriffen, was er tat. Versprich mir, dass du mich anrufst, wenn du irgendein ... ein Lebenszeichen von ihm erhältst.«

»Mache ich.« Sie klang, als sei jede Hoffnung längst verloren.

Er sagte: »Vielleicht ist es gut, wenn du über den Libanon irgendwohin ausreist.«

»Aber das ist ohne ihn doch sinnlos.«

»Ja«, gab er zu und spürte, dass seine Stimme hohl und ohne jede Zuversicht war. »Ich rufe dich an, wenn wir etwas haben.«

Er unterbrach die Verbindung und dachte daran, dass er Karen gebeten hatte, in diesem Büro auf ihn zu warten. Wo war sie? Noch bei Krause?

Er rief Krause an und fragte nach.

»Wir haben sie erst einmal sicher untergebracht«, sagte Krause. »Sie logiert jetzt in einem unserer Gästeartments mit der Bitte, sich von dort nicht wegzurühren. Ich habe ihr Gepäck aus dem Hotel holen lassen. Hier ist die Nummer.« Er diktierte sie. »Sie haben gehört, was Goldhändchen und die Analytiker sagen. Kommt Ihnen das plausibel vor?«

»Ja«, sagte Müller. »Es erklärt zumindest Dinge, die wir vorher nicht verstanden haben. Aber für meine Begriffe sind wir jetzt gezwungen, erstens mit dem Kardinal zu sprechen und zweitens mit Franz-Xaver Buchwinkel. Und ich denke mit Schrecken daran, was passiert, wenn das an die Öffentlichkeit dringt.«

»Da müssen wir durch, mein Freund, das haben nicht wir angerichtet, sondern Breidscheid und Konsorten. Ach so, ich vergaß zu erwähnen, dass Frau Swoboda nach Möglichkeit ihr Handy nicht benutzen sollte. Unsere amerikanischen Freunde würden sie sofort entdecken.«

»Was haben Sie ihr gesagt?«

»So ziemlich alles«, antwortete Krause. »Ich habe ihr auch gesagt, dass Sie unser Held sind, weil Sie die Spur brachten. Und ich habe eine kleine schriftliche Vereinbarung mit ihr getroffen, dass sie schweigt. Ich denke, sie wird das auch tun.«

»Haben wir irgendetwas von Svenja aus Nordkorea?«

»Nein. Warum?«

»Weil ich mich so fühle, wie Svenja sich jetzt fühlen muss. Ich weiß absolut nicht weiter, und die Ansichten der Analytiker sind einleuchtend, aber auch bedrohlich. Es ist noch verdammt viel schwerer geworden, den Fall restlos zu klären. Ich meine: Wohin ich auch schaue, ich stehe im Nebel. Es ist lästig, dass ausgerechnet wir jetzt in die Politik geraten. Und es bedrückt mich, dass wir damit rechnen müssen, dass Achmed nicht mehr lebt.«

»Alle diese Unsicherheiten haben wir gemeinsam«, tröstete Krause und unterbrach die Verbindung mit dem Hinweis: »Bleiben Sie auf jeden Fall erreichbar!«

Müller versuchte, Karen auf dem Handy zu erreichen, bekam aber nur ihre Mailbox. Er versuchte es über die interne Nummer des Dienstes und hörte ihre Frage: »Wo bleibst du, verdammt noch mal?«

»Ich wollte sagen, dass ich dich gleich besuche. Und du solltest das Handy bitte total abschalten. Man kann dich in Sekunden orten.«

»Beeil dich. Ich habe tausend Fragen.«

»Ich beeile mich.«

Er rief seine Mutter an und sagte: »Entschuldige bitte, aber ich habe zurzeit viel zu tun. Wie geht es dir?«

»Na ja, es könnte besser sein. Tante Trude treibt mich dauernd zu Spaziergängen, und ich weiß wirklich nicht, ob ich das überhaupt will. Bist du im Dienst?«

»Ja, bin ich. Ich schaffe es heute nicht mehr, dich zu besuchen, melde mich aber morgen wieder. Verdammt noch mal, wie spät ist es eigentlich?«

»Kurz nach sechs«, sagte sie und setzte hinzu: »Am Abend! Deiner Stimme nach zu urteilen bist du im Stress.«

»Etwas«, gab er zu. »Grüße bitte Tante Trude. Bis morgen.«

Dann rief er seine Frau an und dachte dabei an seine Tochter.

Als sie sich meldete, fragte er: »Ist bei euch alles soweit in Ordnung?«

»Alles klar«, antwortete seine Frau kühl. »Wie lange soll dieser Zustand dauern?«

»Nicht mehr lange. Wie geht es Anna-Maria?«

»Nicht besonders. Sie fragt nach dir. Jetzt spielt sie mit Janosch und Heike. Geht es dir denn gut?«

Er war verblüfft, er murmelte: »Gut, gut geht es mir. Ich melde mich wieder.«

»Es wäre gut, wenn du Geld auf mein Konto schicken würdest«, sagte sie kalt.

»In Ordnung«, sagte er und setzte dann ratlos hinzu: »Wie viel denn?«

»Vierhundert«, bestimmte sie.

»Geht klar«, sagte er. Er fühlte sich elend.

Er ging ganz langsam durchs Treppenhaus hinunter in die Tiefgarage, setzte sich in sein Auto und fuhr den kurzen Weg zu den Gästeartments des BND. Er fuhr einmal um den Block herum und parkte etwa einen Kilometer entfernt, weil er damit rechnen musste, dass die anderen Dienste sein Auto kannten und das Kennzeichen. Er lief durch einen kleinen Park und setzte sich zweimal auf eine Bank, um herauszufinden, ob ihm jemand folgte. Er entdeckte niemanden, was aber im Grunde nichts besagte.

Karen stand in der offenen Tür und lächelte ihm entgegen. Sie sagte: »Das ist aber schön.«

»Es sind lange Wege«, murmelte er, nahm sie in die Arme und atmete ihren Duft. Er fühlte sich sehr erschöpft.

»Dein Chef sagt, du müsstest einmal ausschlafen. Komm rein, deine Leute sind okay.«

»Sie sind Rattenfänger. Und manchmal, aber sehr selten, sind sie nett.«

Er war noch nie in einem dieser Apartments gewesen, und er war erstaunt, wie großzügig es war. Ein großer Wohnraum mit Küchenecke, Schlafzimmer und Bad.

»Das ist etwas anderes als meine neue Bleibe«, stellte er fest. »Hast du jetzt dein Handy vollkommen abgeschaltet?«

»Habe ich, ich existiere nicht mehr für die Welt da draußen. Wie geht es dir?«

»Ich bin sehr müde und sehr ratlos«, sagte er. Er ließ sich auf das Sofa fallen.

»Dann zieh ich dich erst einmal aus«, sagte sie.

»Bitte!«, sagte er. »Und danke, dass du in Berlin geblieben bist.«

Anfangs lächelte sie, anfangs waren ihre Bemühungen gelassen. Dann wurde sie unversehens hektisch und fluchte: »Diese Scheißjeans! Diese Scheißgürtel. Alles so stramm!«

»He«, sagte er lachend. »Mach langsam, nicht so hektisch.« Dann rutschte er lachend unter ihr durch und setzte sich auf den Teppich zwischen Sofa und Tisch. »Du bist wirklich ein verrücktes Weib.«

»Ja, bin ich.« Sie versuchte, ihm das Hemd aus der Hose zu ziehen.

»Das geht so nicht«, erklärte er geduldig. »Und außerdem schlage ich vor, dass du dich erst einmal selbst ausziehst, anstatt an mir rumzumachen.«

»Ich bin hungrig«, sagte sie atemlos. »Ich fand die Zeit ohne dich sehr schlimm. Aber dein Chef ist in Ordnung.«

»Das ist er. Aber zurzeit gehen wir uns auf den Geist, weil wir nicht weiterkommen, sondern uns im Kreis bewegen. Zerr nicht so an meiner Hose herum! Ich sitze doch drauf.«

Dann begannen sie beide zu lachen, und schließlich sagte sie erstickt: »Ich glaube, ich liebe dich. Und ich bin völlig machtlos dagegen. Mein Gott, nun steh doch auf, dass ich endlich die Hose wegkriege.«

»Du bist ein richtiges Sexwesen!«

»Na, Gott sei Dank. Wieso liegst du eigentlich noch immer auf dem Teppich rum?«

Es war gegen halb neun, als sie voneinander ließen und schweißbedeckt an die Decke des Schlafzimmers starrten.

»Mein Gott«, sagte sie klagend, »ich habe zugegeben, dass ich dich liebe. Nimm es nicht so ernst.«

»Warum denn nicht?«

»Weil ich nie wissen werde, ob es uns morgen noch gibt.«

»Das ist richtig, das geht aber wahrscheinlich neunundneunzig Prozent der Lebenden so. Es hängt auch von uns ab. Mein Chef sagt, er hat eine kleine Vereinbarung mit dir getroffen. Welche denn?«

»Dass ich nichts sage. Nichts weiter. Der Verlust von Achmed ist schlimm, nicht wahr?«

»Ja. Er mochte das Leben so sehr.«

»Magst du das Leben auch?«

Müller nickte.

»Dein Chef hat gesagt, du bist gut.«

»Das hat nichts zu sagen, ich finde mich nicht besonders gut. Ich tue ja nur, was man mir sagt, und ich tue es so gut wie möglich.«

»Dein Chef sagt, du bist sehr umsichtig und manchmal sehr mutig. Und wenn ich an die alte Dame von der CIA denke, die du k. o. geschlagen hast, dann denke ich das auch.« Sie lachte wohligh in der Erinnerung. »Was werden denn die Amis tun, wenn sie dich irgendwo auf der Welt treffen?«

»Sie werden mich verprügeln, nehme ich an. Sie sind die übermütigen Jungs in unserem Gewerbe und meinen, sie haben auch dann Recht, wenn sie Blödsinn veranstalten.«

»Aber es war doch eine gute Idee, mich in diesem Hotel zu suchen.«

»Es war ziemlich einfach, darauf zu kommen. Aber ihre kostbare Miss Marple auf die Bretter zu schicken, das war die gute Idee dabei. Natürlich werden sie sich rächen. So etwas tut ein blöder Kraut nicht. Nicht mit Missie White.«

»Sie hätte geschossen, nicht wahr?«

»Selbstverständlich.«

»Und niemand hat eine Ahnung, wo dieser Achmed ist?«

»Niemand. Aber irgendwo in dieser Stadt ist er. Und sein Bild tragen Hunderte von Fahndern mit sich herum, ohne genau zu wissen, weshalb wir ihn suchen.«

»Aber es gibt doch Stadtteile, wo man fast ausschließlich Leute aus anderen Staaten trifft. Dort wird sich Achmed verbergen, oder?«

»Eher nein. Die Sache ist sehr gut geplant. Die Gruppe wird irgendwo sein, wo niemand sie vermutet. Also in einem normalen Bürgerviertel, vielleicht dort, wo reiche Leute zu Hause sind. Und diese Männer bewegen sich nicht. Ich denke mir die Situation so, dass sie garantiert vierzehn Tage einkalkuliert haben, ehe sie aus der Stadt verschwinden. Und nicht in der Gruppe, sondern jeder für sich allein. Achmed ist dabei nicht ihre Sorge, denn den werden sie einfach töten oder krepieren lassen. Ich denke auch, dass er

möglicherweise etwas von der Strahlung aufgefangen hat und dass sie gar nicht auf ihn aufpassen müssen, weil er längst tot ist. Ich bin sicher, dass wir es mit dem Versuch zu tun haben, aus einer Erpressung der Regierung politische Vorteile zu ziehen. Wie das genau aussieht, weiß ich nicht. Aber ich glaube auch, dass dieser Breidscheid aus dem Ru-der gelaufen ist, dass er eine schwere seelische Störung hat, kurz, dass er irre ist oder Ähnliches.«

»Du kennst auch Achmeds Familie, nicht wahr?«

»Sehr gut sogar. Er hat zwei prächtige Söhne und eine wunderbare Frau. Er hat sich von dem Geld blenden lassen. Er dachte unentwegt an das Studium seiner Söhne, an ein Leben in großer Freiheit irgendwo auf der Welt. Er hat seinen Traum gesehen, aber die Folgen nicht bedacht. Und er hat mir nichts gesagt.«

»Was wäre denn die Folge gewesen, wenn er dir etwas gesagt hätte?«

»Ehrlich gestanden habe ich das nie durchgespielt. Vielleicht hätten wir ihn nach Berlin fliegen und in den Auftrag einsteigen lassen. Mit allen Sicherungen für ihn. Um dann die ganze Gruppe zu haben, um alles zu verhindern. Aber das ist ein Konjunktiv, und die sind in meiner Branche tödlich. Tatsache ist zumindest, dass der Innenminister ständig betont, eigentlich könne so etwas bei uns nicht geschehen. Dabei war es so einfach, es geschehen zu lassen.«

»Wie viele Tote gibt es eigentlich?«

»Meine letzte Information lautet zweiundneunzig. Und das sind zweiundneunzig zu viel.«

Sie legte ihren Kopf auf seinen Bauch. »Ihr seid für das Ausland zuständig, nicht für das Inland.«

»Richtig. Streng genommen können wir uns nur rühren, weil Achmed hier ist oder hier war. Er ist gewissermaßen die Auslandsspur. Wir können nur suchen und recherchie-

ren, aber nichts ausrichten. Wir arbeiten mit dem Bundeskriminalamt zusammen, weil die die Zuständigkeit haben. Allein auf uns gestellt können wir im Inland nichts erreichen, es ist nicht unser Feld, und wir sind nicht Teil einer strafverfolgenden Behörde. Das sind die Staatsanwaltschaften zusammen mit der Kripo. Wir sind eigentlich nur so etwas wie Gäste, und ein paar der gastgebenden Behörden mögen uns auch nicht.«

»Kann es denn nicht sein, dass diese Russen oder Georgier oder was auch immer das Land längst verlassen haben?«

»Rein theoretisch kann das sein. Aber das glaube ich nicht. Sie brachten die Bombe zur Explosion und haben sich in ihr Versteck verzogen, weil der Fahndungsdruck nach der Explosion enorm ist. Und sie werden dort bleiben, bis die Lage sich entspannt. Und möglicherweise haben sie sogar verschiedene Verstecke, das heißt, sie sind gar nicht mehr zusammen. Und irgendwo zwischen allen Stühlen hängt Achmed.«

Sie drehte sich auf den Bauch und fragte: »Hast du Freunde hier in der Stadt?«

»Nein. Freundschaften sind schwer für uns. Wir sind dauernd damit beschäftigt, etwas zu tun, über das wir nicht reden können. Anfangs, bei dem Sondereinsatzkommando Polizei, hatte ich Freunde. Aber sie gehörten dem Kommando an, trainierten das Gleiche, erlebten das Gleiche. Wir hatten nur ein Thema, die Einsätze, und letztlich war das fade. Jetzt arbeite ich meistens allein, bin viel unterwegs und muss sehen, wie ich klarkomme.«

»Und deiner Frau hast du nichts gesagt?«

»Nichts geht nicht. Ich habe gesagt, ich bin beim Bundesnachrichtendienst und arbeite an Themen, über die ich dir nichts sagen kann. Damit war sie zufrieden.«

»Das ist aber sehr ehefeindlich.«

»Das stimmt. Haben wir eigentlich was zu essen in dieser Luxuswohnung?«

»Nein.«

»Dann fahre ich zum Türken und kaufe Döner. Ich habe großen Hunger.«

»Bring Kaffee mit. Und Brot und Butter oder Margarine, Aufschnitt und so etwas.«

»Geht klar«, erwiderte er.

Er zog sich rasch an und verließ das Apartment. Er fragte einen alten Mann, der einen Dackel spazieren führte, nach dem nächsten Geschäft, kaufte dort zwei Plastiktüten voll Lebensmittel und kehrte zurück.

Er fühlte sich gut. Und wenn sich in seinem Fall etwas Entscheidendes ändern würde, käme der Ruf von Krause. Ich werde nichts versäumen, dachte er, und ich bin jetzt bei Karen zu Hause.

Der Anruf kam um 23.15 Uhr.

Krause sagte ohne jede Aufregung: »Wir haben zum ersten Mal eine gute Spur. In einem Hinterhaus an der Kastanienallee im Prenzlauer Berg sitzt eine Gruppe, die sich aus Weißrussen, Bulgaren und Polen zusammensetzt. Insgesamt sind es acht Männer. Sie verhalten sich absolut ruhig, gehen nicht aus dem Haus, trinken kein Bier um die Ecke und haben, soweit unser Informant das beurteilen kann, keinerlei Kontakte zu irgendwem. Und ihr Anführer heißt Pjotr. Punkt ein Uhr greift das SEK an. Es ist dieselbe Gruppe, die Sie schon einmal begleitet haben. Ich habe vorgeschlagen, Sie um null Uhr fünfzehn an Ihrer neuen Wohnung aufzunehmen. Geht das in Ordnung?«

»Das geht in Ordnung«, sagte Müller.

»Und bleiben Sie hinten. Keine Heldentaten, wie gehabt. Und kommen Sie anschließend rein.«

»Das geht klar«, antwortete Müller.

»Ich muss weg«, sagte er. »Sie haben eine Gruppe entdeckt.«

»Was heißt das?«

»Wir schauen sie uns an. Wir stürmen das Gebäude und sehen dann, wen wir haben. Aber du brauchst kein so ängstliches Gesicht zu machen, mir passiert nichts. Ich bin nur Beobachter. Beobachter sind immer weit hinten.«

»Glaubst du, dass das die Gruppe ist, in der Achmed sich aufhält?«

»Kann sehr gut sein. Wir werden sehen.«

»Und? Kommst du hierher zurück?«

»Natürlich. Aber ich muss vorher in meine Bude. Sie holen mich dort ab.«

»Ich fühle mich nicht gut ohne dich«, sagte sie unruhig.

»Der Einsatz ist Routine«, versicherte er. »Glaub mir.«

»Wenn es vorbei ist, kannst du dich ja melden.«

»Das tue ich«, versprach er. »Und riskier bitte nichts.«

»Das musst ausgerechnet du sagen.«

Sie umarmte ihn, küsste ihn und murmelte: »Das Leben ist ein Chaos. Wieso bin ich auf dich hereingefallen?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls müssen wir jetzt damit leben. Aber mir geht es nicht besser.«

Sie küssten sich, und sie sagte: »Pass auf dich auf.«

Müller fuhr schnell und hoffte, dass die Späher die richtige Gruppe gefunden hatten. Vor seinem inneren Auge sah er Achmed in irgendeinem dreckigen Raum liegen und warten. Und Müller hoffte inständig, dass er nicht zu spät kam.

Er empfand seine Wohnung wie ein düsteres Loch. Er duschte, aß noch ein Stück trockenes Brot, dann schellte es.

Jürgen Schneider stand vor ihm und sagte: »Ich grüße den großen Geheimdienst-Mufti. Hier sind deine Klamotten.

Und du hast noch eine P226 von uns. Zieh dich um. Das kann heiß werden. Eigentlich hoffe ich das sogar.« Er grinste.

»Hattest du die Waffe echt vergessen?«, fragte Müller irritiert.

»Natürlich nicht. Aber du gehst ja nicht in die nächste Sparkasse damit.«

»Komm rein, ich zieh mich um. Dann können wir.«

Offensichtlich war Schneider vom Anblick der Einraumwohnung irritiert. Er blieb in dem winzigen Vorraum stehen.

»Das Übliche«, erklärte Müller. »Scheidung, Trennung von der Familie, vorübergehende Behausung, ein mieses Gefühl. Kein Zuhause. Das hier ist erst ein paar Tage alt. Aber setzen kannst du dich trotzdem.«

»Ich habe eine Frage«, sagte der Polizist und setzte sich auf den rosafarbenen Sessel. »Du musst sie nicht beantworten. Es ist auch nur eine Vermutung von mir. Ich meine, ich lese Zeitung, jeden Tag zwei. Und ich denke, dass die Öffentlichkeit verarscht wird. Wir suchen gar nicht nach terroristischen Muslimen, wir suchen jemanden, der die Furcht vor diesen Leuten ausnutzt.« Dann wurde er leicht verlegen, wiegte sich in dem Sessel hin und her und setzte hinzu: »Nur eine Idee.«

Müller nickte. »Du hast wahrscheinlich Recht. Aber erkläre mir mal, wie du darauf kommst.«

»Wir suchen nach Russen, nach Bulgaren, nach Georgiern. Es muss eine Gruppe sein, die sehr verdeckt lebt, die es eigentlich nicht gibt. Da frage ich mich, was solche Leute mit der Explosion einer schmutzigen Bombe zu tun haben können. Da kommst du in die Gruppe, und du bist BND. Und dann passt gar nichts mehr zusammen. Also habe ich die Frage, wer denn diese Schweinerei mit der Bombe ange richtet hat. Versteh mich nicht falsch, aber ...«

»Du hast Recht«, nickte Müller. »Es ist mit großer Sicherheit ein mieses politisches Spielchen. Ich werde dir eines Tages die ganze Geschichte erzählen. Und die wird nicht in Zeitungen stehen. Die Gruppe, die wir gleich kennen lernen, ist beinhart und wird sich auf gar nichts einlassen. Du musst deinen Leuten sagen, dass es sehr heftig werden kann.« Er stieg in die Hose, dann in die Kampfstiefel. Schließlich kam die schusssichere Weste. »Arbeiten wir allein?«

Schneider nickte. »Das Haus ist Kastanienallee Nummer achtundzwanzig. Der Bau hat ein leer stehendes Hinterhaus. Es gibt einen Torbogen mit einer Durchfahrt dorthin. Das Haus selbst steht leer, weil es saniert werden soll. Wir haben uns die Sache angeguckt, wir gehen nicht von der Kastanienallee aus in den Einsatz, sondern von hinten. Auf der Parallelstraße zur Kastanienallee gibt es eine Durchfahrt, die in einen Garagenhof mündet. Wir können über die Garagen kommen, dann sehen sie uns aus dem Hinterhaus nicht. Da gibt es keine Fenster. Wir machen die Schlange. Das heißt, wir gehen einer hinter dem anderen in drei Gruppen in das Haus, zeitlicher Abstand etwa zwei Minuten. Diese Leute sitzen im dritten Stock, weil dort noch Reste von Inneneinrichtung vorhanden sind. Den Strom klauen sie mit einer langen Strippe aus dem vorderen Haus. Da brauchen wir nur die Leitung durchzuschneiden.«

»Wie lange sind die Leute schon in dem Bau?«

»Angeblich drei Wochen. Im zeitlichen Zusammenhang mit dem Raub des radioaktiven Materials könnte das hinhauen.«

»Haben die das Haus gemietet, bis die Handwerker kommen?«

»Nein. Sie sind schwarz reingegangen.«

»Gibt es Keller?«

»Ja, natürlich. Eingeteilt in Verschlüsse aus Dachlatten. Sehr übersichtlich, kein Problem.«

»Stürmt ihr? Oder klopft ihr höflich an?«

»Wir stürmen.«

»Na gut. Dann also los.«

»Und noch etwas: Du bleibst hinten, so weit wie möglich.«

»Schon kapiert«, nickte Müller. »Und nimm die P226, die brauche ich nicht.«

»Die trägst du. Vorschrift. Und sag mir jetzt bitte, wie der Knabe aussieht, den du suchst.«

»Ein kleiner, schlanker, schwarzhaariger Typ aus Syrien, Name Achmed, Körpergröße einhundertachtundsechzig. Wenn er kapiert, dass wir ihn befreien, wird er dir um den Hals fallen. Ich bin eigentlich sein Freund.«

»Ach so, eine Liebesgeschichte.« Schneider grinste flüchtig.

»Könnte man so sagen«, sagte Müller. »Also, dann.«

Es war derselbe Bus, und am Steuer saß Schorsch.

»Guten Morgen«, sagte Müller und setzte sich hinter Schneider.

Sie lächelten alle freundlich, wirkten aber angespannt und trugen ihre Helme auf dem Schoß. Niemand sprach.

»Okay. Charlie ist hier bei uns, weil es immer noch um dasselbe Ziel geht. Wir suchen einen Mann namens Achmed, schmal, schwarzhaarig, ein Syrer, ein Meter achtundsechzig. Der Mann ist wichtig. Charlie ist der Meinung, dass die Leute, auf die wir treffen, harte Jungs sind. Bereitet euch also darauf vor, dass wir Gegenwehr haben. Ansonsten wie abgesprochen.« Schneider versenkte das Mikrofon wieder in der Halterung.

Sie fuhren durch die Stadt, ohne zu sprechen. Nur Schorsch fluchte einmal, weil er scharf abbremsen musste.

»Wir fahren langsam durch die Kastanienallee«, sagte Schneider. »Beim Haus achtundzwanzig werden wir extrem langsam. Guckt es euch an. Durch diesen Torbogen werdet ihr kommen, wenn alles gelaufen ist. Die Festgenommenen werden uns abgenommen von drei Streifenwagen und einem Bus. Die werden hier stehen, nachdem wir reingegangen sind. Das ist alles.«

Schorsch fuhr langsam weiter, bog nach rechts ein, dann wieder nach rechts. Eine stille Wohnstraße, keinerlei Betrieb.

»Achtung, Nummer achtzehn«, sagte Schneider. »Da musst du rein, Schorsch. Durchfahren bis in den Garagenhof. So ist es gut. Macht euch klar, Männer, es geht los. Ihr müsst alle über die Garage links außen. Helm auf zum Gebet. Und keine Gespräche mehr.«

Müller hangelte sich als Letzter auf die Garage und freute sich, dass er gut in Form war. Er wartete, bis alle vor ihm den Hof des Hauses erreicht hatten, und ließ sich dann an der senkrechten Wand nach unten gleiten.

Er dachte flüchtig an Achmed, der möglicherweise in diesem Haus gestorben oder umgebracht worden war, möglicherweise aber noch lebte und auf ihn wartete. Er dachte an Karen und an die Wärme ihres Körpers, zu der er zurückkehren würde. Und er hoffte, dass seine Reise in Sachen Achmed nun zu Ende sein möge.

Es war stockdunkel, und er hatte den Eindruck, dass man jeden seiner Schritte auf dem körnigen Beton vernehmen müsse. Er hörte die vor ihm Laufenden nicht. Und er hörte auch nicht den geringsten Laut, als er durch die Haustür in das Treppenhaus trat. Er konnte sich daran erinnern, dass einer der Lehrer bei der Polizei betont hatte: Man kann das Leisegehen richtig üben! Er konnte es nicht mehr, er hatte es nicht mehr geübt.

Die erste kleine Treppe zum Erdgeschoss war aus Stein.

Dann folgte Holz. Jetzt konnte er das Atmen der Männer hören, und er schaltete den Restlichtverstärker vor dem Visier ein. Die Umgebung wurde mattgrün, verbarg aber dennoch viele Einzelheiten. Er konnte seine Uhr erkennen, es war 1.11 Uhr. In einer Minute würden sie oben vor der Wohnungstür stehen, sie aufdrücken oder aufsprengen, eine Blendgranate vorausschicken und dann stürmen.

Sein Atem im Helm war so laut wie ein kräftiger Wind, er blieb stehen. Jemand, vermutlich Schneider, zischte: »Zugriff!«

Dann knallte etwas, sie hatten die Wohnungstür aufgestemmt. Gleichzeitig war eine verwirrende Fülle von Licht im Treppenhaus. Sie hatten Scheinwerfer in der Hand, auf ihren Helmen waren kleine Xenonstrahler eingeschaltet. Dann kam ein greller Blitz, jemand hatte eine Blendgranate gezündet.

»Keine Bewegung!«, schrie einer.

Es folgte lautes Getrappel. Sie waren jetzt in der Wohnung.

Über sich sah Müller hin- und herschweifende Lichter.

Der Helm störte ihn. Er stieg hastig höher und schaltete gleichzeitig das Nachtsichtgerät ab. Die Welt wurde wieder friedlicher, er hatte jetzt genug Licht. Im Treppenhaus an den Decken leuchteten gelbe Funzeln.

Dann schrie jemand hoch und grell irgendein Wort, das Müller nicht verstehen konnte. Schüsse peitschten. Ganz automatisch zählte Müller mit. Es waren sechs oder sieben vom gleichen Klang, also eine Waffe.

Dann war es sekundenlang vollkommen still.

Jemand bemerkte ruhig: »Ich brauche mehr Licht.«

Eine zweite Stimme klang zittriger. »Wir brauchen einen Arzt. Dalli, verdammt noch mal.«

»Mein Gott!«, sagte jemand laut und erschreckt.

»Arzt verständigt, Arzt kommt«, beschied die gelassene Stimme.

Müller erreichte die Wohnungstür. Im Schein der matten Lichter an den Decken standen vor ihm in gerader Linie vier Leute des Kommandos und drohten mit gezogenen Waffen durch die offenen Zimmertüren nach links und rechts.

»Herrgott«, sagte jemand atemlos, »es war keine Waffe, es war irgendetwas anderes.«

Dann atmete ein Mann dicht vor Müller scharf ein und hauchte: »Oh Scheiße!«

»Wie viele Opfer?«, fragte jemand. Das war Schneider.

»Zwei«, antwortete jemand, den Müller nicht sehen konnte. »Bedrohungslage. Ich stand neben Dieter, er konnte gar nicht anders.«

»Lage?«, fragte Schneider zurück.

»Keine Atmung mehr«, kam eine zitterige Stimme. »Beide keine Atmung mehr.«

Im Treppenhaus unterhalb von Müller kam wüstes Getrampel. Jemand brüllte: »Platz machen, der Arzt!«

»Wo ist Pjotr?«, fragte Müller laut. »Ich muss Pjotr sehen. Sofort.«

»Komm den Flur entlang«, sagte Schneider. »Dann rechts rein. Pjotr ist hier. Die anderen: Durchsuchung. Und lasst den Arzt durch. Scheiße!«

Müller drängte sich an den Beamten vorbei und zog im Vorwärtsgang den Helm aus. »Lasst mich mal durch«, sagte er.

Er sah durch die offenen Türen der Zimmer Matratzen auf dem Boden und darauf Männer, die erstarrt vor Schreck bewegungslos saßen.

»Das ist Pjotr«, sagte Schneider. Er wies auf einen Mann, der gekrümmt auf einem Sofa lag, das viel zu klein für ihn war.

»Das ist nicht der Pjotr, den wir suchen«, sagte Müller

sehr bestimmt. »Pjotr ist zehn Jahre jünger als der hier und nicht so schlank. Und er hat kein graues Haar und keine Halbglatze. Wir haben die falsche Gruppe.«

Schneider erwiderte nichts, er seufzte nur.

Der Mann auf dem Sofa war panisch. Zwischen seinen Beinen kam mattgelbe Flüssigkeit herausgelaufen.

»Um Gottes willen«, murmelte Müller. »Steh auf und gib mir Antwort.«

Der Mann sagte zunächst nichts, sondern schloss für Sekunden vor Scham die Augen. Er sagte durch eine Reihe gelber und brüchiger Zähne: »Wir sind Rumänen.«

»Hast du andere Hosen?«, fragte Müller.

»Ja. Da in dem Rucksack.« Er sprach fließend deutsch.

Müller griff nach dem Rucksack und reichte ihn dem Mann. Dann sah er den Jungen.

»Wer ist das?«

»Mein Sohn«, antwortete der Mann auf dem Sofa. »Wir sind beide geflohen, wir wollten hier weiter leben.« Er stand auf, zog sich die Hosen aus und wischte sich mit einem Tuch die Oberschenkel ab.

»Wasser zum Waschen?«, fragte er dann verlegen.

»Später«, sagte Müller. »Sie heißen Pjotr?«

»Ja, ich heiße Peter.« Der Mann stieg in einen Trainingsanzug, auf der Brust stand Oxford forever.

»Wie stark ist diese Gruppe?«

»Siebzehn Mann.«

»Woher kannst du so gut Deutsch?«

»Ich bin Studienrat, mein Fach ist Deutsch.« Er strich sich mit beiden Händen durch die Haare.

»Was zum Teufel habt ihr hier gemacht?«

»Wir haben gewartet«, sagte Peter. »Der Mann, der uns durchgeschleust hat, wollte uns Papiere bringen. Gute Papiere, damit wir hier leben können.«

»Was habt ihr bezahlt?«

»Zweitausend Dollar für das Schleusen, zweitausend Dollar für die Papiere. Und sechshundert Dollar für die Wohnung. Jede Woche. Jeder hat seine Ersparnisse gegeben.«

»Jeder?«

Peter nickte. Es sah so aus, als wolle er zu weinen beginnen, sein ganzes Gesicht zuckte.

»Wer kassiert das Geld?«

»Der Besitzer dieses Hauses hier. Er hat gesagt, er bringt das Essen, wir dürfen uns nicht bewegen.« Dann machte er plötzlich den Eindruck, als wache er aus einem Traum auf. »Wen habt ihr erschossen? Nebenan? Habt ihr Kolja und Benedikt erschossen? Sie waren doch erst siebzehn.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Müller gequält.

Dann überfiel ihn mit jähem Erschrecken die Erkenntnis, dass er zutiefst fremd war an diesem Ort, dass seine Teilnahme an diesem Unternehmen nicht erklärbar sein würde, dass dieses Ereignis grotesken Wirbel und Anklagen ohne Ende auslösen würde. Der Einsatz konnte nicht geheim bleiben. Die Stadt war ohnehin schon hysterisch.

Er drehte sich um und ging hinaus auf den Flur. Im Nebenzimmer beherrschte ein Arzt mit seinen Helfern die Szene. Sie hatten zwischen sich einen jungen Mann auf dem Rücken liegen, dessen Oberkörper sehr weiß schien. Sie versuchten ihn mit Schocks wieder zu beleben, jedes Mal tat es einen dumpfen Schlag, wenn sie Stromstöße in ihn hinein jagten.

»Hat keinen Zweck«, sagte der Mann, auf dessen Rücken Arzt stand.

Ein zweiter, sehr jung aussehender Mann lag dicht am Fenster auf dem Fußboden und hatte eine einzige Wunde auf der Stirn. Kopfschuss, dachte Müller.

»Wo ist Jürgen?«, fragte er.

»In der Küche«, antwortete jemand. »Geradeaus über den Flur.«

In der Küche saß Jürgen Schneider auf einem Stuhl und sprach ganz leise mit einem leichenblassen jungen Mann. »Dieter«, sagte er, »mach dich nicht verrückt. Du hast das als Waffe gesehen, du musstest reagieren.«

»Hör zu«, unterbrach Müller. »Ich muss sehen, dass ich wegkomme von hier. Ihr seid ein Einsatzkommando, ich bin Solist. Ich muss mich nach Hause fahren lassen.«

»Nimm einen Streifenwagen«, sagte Schneider. »Mich kotzt das langsam an. Es ist unsere dreizehnte Gruppe in vier Tagen. Das hält kein Mensch aus.«

»Es kann nicht geheim bleiben«, sagte Müller. »Nicht in diesen chaotischen Tagen.«

Dieter, der geschossen hatte, saß auf einem Hocker und starrte auf den Boden. Er bewegte sich nicht.

»Ich bin dann weg«, sagte Müller. Erst jetzt sah er, dass ein Mann in der Ecke zum Fenster eine Matratze hingelegt hatte und fassungslos herumstierte.

»Bis dann«, murmelte Schneider, ohne den Kopf zu heben.

Müller drehte sich in der Tür noch einmal um. »Es ist schlimm«, sagte er. »Aber ich würde euch raten, ganz schnell zu verschwinden. Sonst seid ihr heute früh in den Fernsehnachrichten.«

»Scheiße, ja!«, sagte Schneider.

Müller lief die Treppen hinunter und begegnete dabei erstaunlich vielen Zivilisten, die die Stufen hochkamen, um etwas Sensationelles zu sehen. Er fragte sich, ob es möglich sein würde, auf die Kastanienallee zu kommen, ohne aufgehalten zu werden.

Jemand fasste ihn an der Schulter und fragte: »Stimmt

das? Haben wir wen erschossen?« Es war ein Mann um die fünfzig, kurzatmig mit hochrotem Kopf und einer feisten Wampe.

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Müller und lief einfach weiter. Er kreuzte den Hinterhof, erreichte die Toreinfahrt zur Kastanienallee hin und sah, dass man die Straße in beide Richtungen gesperrt hatte.

»Ich brauche einen Streifenwagen«, sagte er in Richtung eines Uniformierten.

»Oh Männeken«, erwiderte der. »Verlang was Einfacheres.« Dann rief er: »Treskow, hast du Zeit, wen zu fahren?«

»Mach ich«, sagte jemand, drehte sich herum und kam zu Müller. »Bist du einer von der schnellen Truppe?«

»Ja«, sagte Müller. »Ich muss ganz schnell weg hier.«

»Alles geheim, was?«

»Genau.«

»Dann wollen wir mal Gas geben.«

Müller rief Krause an.

»Der Einsatz ist gelaufen. Es war die falsche Gruppe. Wir haben zwei Tote durch eine missverstandene bedrohliche Situation. Zwei Siebzehnjährige. Das wird endlosen Stunk geben und eine Menge Druck auf die Regierung. Irgendwelche Neuigkeiten?«

»Zwei, die von Interesse sein dürften. Wir haben einen Termin bei Breidscheid und einen beim Kardinal. Ich fliege am Morgen hin. Was war das für eine Gruppe?«

»Rumänen auf ihrer Reise ins Glück. Sie sind aufgenommen worden wie Weihnachtsgänse. Ich bin wütend.«

»Da haben Sie Recht. Könnten Sie Ihre Protokolle schreiben? Exfrau von Breidscheid und so?«

»Klar. Das wird erledigt. Kann ich mit dem Kriminalisten aus den Staaten sprechen?«

»Natürlich. Ziehen Sie Sowinski zu. Und jetzt gehen Sie schlafen.«

»Ja«, sagte Müller.

Dann rief er Karen an.

»Ich bin in einer Stunde etwa zurück.«

»Wie war es?«

»Nicht jetzt«, antwortete er schroff.

Als der Streifenwagen ihn vor dem Haus seiner Einraumwohnung absetzte, war es 3.17 Uhr, und die Erschöpfung traf ihn wie ein Schlag.

Er zog sich in aller Eile um, setzte sich in sein Auto und fuhr zu Karen. Er dachte verbissen und verkrampft: Ich will jetzt nicht allein sein.

Während der Fahrt kam die erste Reaktion. Er fuhr an den Straßenrand und übergab sich. Es war ein ekelhaftes Würgen und wollte nicht aufhören.

»Um Gottes willen«, sagte Karen erschrocken, als sie die Tür öffnete. »Wie siehst du denn aus?«

Er rannte an ihr vorbei und erreichte das Bad, wo er sich erneut übergab. Es war ihm peinlich, dass der erste Schwall das Klo nicht getroffen hatte.

»Gibst du mir bitte einen alten Lappen oder so was?«

»Da sind jede Menge Papiertaschentücher«, rief sie zurück.

Er nahm die Tücher und wischte den Boden. Er säuberte mit heißem Wasser nach, würgte dann wieder und sagte laut: »Mist!« Als er aus dem Bad trat und ihr besorgtes Gesicht sah, beschwichtigte er: »Es ist alles halb so wild. Es riecht nur so ekelhaft.«

»Wieso sagst du so etwas? Es geht dir doch dreckig.«

»Mundwasser! Hast du Mundwasser?«

»Ja. Es steht in dem Schränkchen da.«

Er benutzte das Mundwasser, es brannte. Dann kam er

aus dem Bad.

»Sie haben zwei Siebzehnjährige erschossen«, flüsterte er.
»Und das schaffe ich nicht. Es war der falsche Pjotr, verstehst du?«

»Du musst schlafen.« Ihre Stimme war ganz weich, und sie streichelte sein Gesicht. »Komm her, leg dich ins Bett. Du bist weiß wie die Wand.«

»Du musst mich um neun Uhr wecken«, bat er. »Da ist ein Amerikaner, mit dem ich mich unterhalten will.«

ACHTER TAG

Er rasierte sich nicht, er dachte: Achmed, ich werde mich erst rasieren, wenn ich dich gefunden habe. Dann kam ihm das lächerlich vor.

»Du musst wenigstens eine Scheibe Brot essen. Und trink einen Kaffee«, bat Karen.

»Es geht nicht«, gab er zur Antwort, küsste sie auf die Stirn und verließ das Haus.

Goldhändchen saß zusammen mit Sowinski in Müllers Büro. Sie hörten konzentriert einem kleinen, dicklichen Mann zu, der gemütlich in einem Sessel vor ihnen saß und mit sparsamen Handbewegungen etwas darlegte. Der Mann war Mitte fünfzig, hatte schütteres dunkles Haar und steckte in einem Anzug, der wie ein Haufen unordentliches Tuch um ihn gewickelt schien.

»Das ist Karl«, sagte Sowinski rasch. »Er hat uns auf die Spur geführt, er bearbeitet sie.«

»Sie haben das Unmögliche gedacht?«, fragte Müller.

Einen Augenblick lang war Manny Gold ratlos, dann lachte er breit.

»Habe ich.«

»Aber Beweise gibt es nicht«, warnte Sowinski.

»Die brauchen wir auch nicht«, sagte Müller. »Wie sah denn Ihr Abenteuer mit Breidscheid aus, Manny?«

»Es war seltsam. Eine Nutte verschwand spurlos, ein Zuhälter machte Stress, und Breidscheid verließ seine hübsche

Gartenlaube. Und ich verließ die Kripo. Ich bin durch Zufall in die Sache geschliddert, ich suchte den Zuhälter von Selma, so hieß die Dame. Ich brauchte ihn wegen einer kleinen Auskunft. Und der war vollkommen von der Rolle und erzählte mir, dass sein Mädchen ermordet worden wäre. Von einem stinkreichen Schwein. Einen Namen hatte er nicht. Beweise auch nicht. Er sagte, sein Mädchen hätte am Tag vorher eine Verabredung mit einem Reichen gehabt. In dessen Haus. Sie wäre von einem Schwarzen für einhundert Dollar Anzahlung abgeholt worden. Vom Straßenstrich. Und er habe den Mann, der eine Schrottkarre fuhr, verfolgt – nämlich bis zu Breidscheids Haus, einem verdammt noblen Anwesen. Später dann sei dieser Mann im gleichen Auto vom Grundstück runtergefahren, aber seine Selma hätte nicht daneben gesessen. Und er wieder hinter dem Schwarzen her. Der sei dann im Industriehafen zu einer Schrottpresse gefahren. Und der Kranführer dort hätte die Karre zu einem kleinen Paket gepresst, so groß wie ein kleiner Tisch. Na ja, man kennt das ja. Der Zuhälter behauptete nun, seine Selma wäre sicher in dem Kofferraum gewesen. Ich beruhigte den Mann, sagte, sie wäre wohl einfach abgehauen, bei Nutten hätten wir das oft. Ich wusste natürlich, wer Breidscheid ist und dass er überall auf der Welt Häuser hat. Aber mich hat wohl der Teufel geritten. Denn ich rief tatsächlich in Sevenoaks in Kanada meine Kollegen an, wo auch so eine Breidscheid-Villa steht. Ich fragte, ob bei ihnen in letzter Zeit mal eine Nutte ermordet worden wäre. Das nicht, sagten sie. Aber eine wäre mal fast zu Tode gepeitscht worden, und der Zuhälter habe seltsamerweise seine Anzeige zurückgezogen. Es war nicht zu beweisen, aber sie rochen, dass der Zuhälter bezahlt worden war. Sieh an, sieh an, sagte ich mir. Ich nahm die Ermittlungen auf – und wurde nach drei Tagen von meinem Chef gestoppt.«

Er lachte. »Er sagte mir, ich sei wohl verrückt, gegen Breidscheid zu ermitteln. Der wäre Multimilliardär und hätte eine Direktleitung zum Papst. Und so weiter und so fort. Ich ermittelte trotzdem weiter. Und bekam dafür die Kündigung.« Manny strahlte sie an: »Ich wollte schon immer mal nach Berlin! Mein Motto ist: Lehne es nicht ab, wenn das Leben gut zu dir sein will.« Dann beugte er sich vertraulich zu Sowinski hinüber und sagte leise: »Ihr Jungs braucht doch kein Protokoll, nichts Offizielles oder so? Und ich muss auch nicht zu irgendeinem Scheißprozess antanzen?«

»Wir sind ein Auslandsdienst«, sagte Sowinski nicht ohne Arroganz. »Wir verfolgen keine Straftäter, wir sind Jäger und Sammler. Und wir sind nur neugierig.«

Müller fragte Goldhändchen: »Hast du irgendetwas Neues auf Lager?«

Goldhändchen grinste breit und antwortete: »Ich habe etwas ganz ausgesucht Feines für dich. Ich habe eine E-Mail an den Chef der Opposition im Bundestag gefunden, in der ihm dringend geraten wird, die Bundesregierung jetzt massiv anzugreifen und in Anbetracht ihres völligen Versagens im Fall des geraubten radioaktiven Materials sowie der Explosion der Bombe den Sturz der Regierung zu betreiben. Und du darfst raten, wer da an wen die E-Mail schickte.«

»Breidscheid an Franz-Xaver Buchwinkel«, vermutete Müller knapp.

»Falsch!« Goldhändchen strahlte. »Franz-Xaver Buchwinkel an seinen Fraktionschef im Namen aller aufrechten Katholiken dieses Landes. Gleichzeitig ging das an den Kardinal.«

»Das passt«, sagte Müller leichthin. »Ich frage mich, was du machst, wenn jemand dir auf die Schliche kommt.«

»Gar nichts«, sagte Goldhändchen. »Wirklich gar nichts.

Denn ihr werdet mich alle bis aufs Blut verteidigen, weil ihr ohne mich nichts als tumbe Toren wärt.«

»Furchtbare Vorstellung«, meinte Müller. »Und jetzt bewegt euch hier raus, ich muss arbeiten.«

Eine Stunde lang schrieb er auf, was er mit der Exfrau von Breidscheid besprochen hatte. Er hatte das Gefühl, das Gespräch sei Wochen her, aber es waren nur lächerliche Stunden.

Dann beschrieb er die Abenteuer mit den amerikanischen Brüdern und kam anschließend auf die Idee, sich bei Missie White zu entschuldigen. Er gab einem Blumengeschäft den Auftrag, einen bunten Strauß in das Hotel der Amerikaner zu senden. Als Text wählte er: »Tut mir nicht besonders Leid. Adalbert Meier«. Wenn er richtig lag, würden die Amerikaner stundenlang über diese Botschaft und den Namen rätseln. Sie würden Ironie und Spott zunächst nicht erkennen.

Dann wieder Breidscheid. Wie hatte er es fertig gebracht, den arabischen Sender Al-Dschasira dazu zu bringen, das getürkte Videoband zu senden? Mit Geld? Wahrscheinlich. Und warum? Wahrscheinlich um aller Welt vorzugaukeln, böse Islamisten würden sich des Abendlands bemächtigen? Mit Achmed als Mastermind.

Dann kam ihm unvermittelt der Gedanke, dass er keine Ahnung mehr hatte von dem, was in dieser Stadt zurzeit los war. Hatten die Medien schon über die zwei erschossenen Siebzehnjährigen berichtet? Wussten sie überhaupt von der Möglichkeit, dass es sich nicht um islamistische Terroristen handelte? Er holte sich im Sekretariat eine Tageszeitung, machte sich einen Kaffee, legte die Füße auf den Schreibtisch und las die Titelseite.

Von Breidscheid kein Wort, von den toten Jugendlichen kein Wort, von neuesten Fahndungsergebnissen kein Wort,

das alles würde wohl morgen kommen. Auf der Seite zwei las er einen Artikel der Deutschen Presseagentur, dass der arabische Fernsehsender Al-Dschasira eine Videobotschaft des stellvertretenden Al-Kaida-Chefs Eiman al-Sawahiri veröffentlicht habe, der gesagt habe: »Unsere Botschaft ist klar. Was ihr in New York und Washington gesehen habt, was ihr jetzt im Irak und Afghanistan seht, all das ist nichts im Vergleich zu dem, was ihr als Nächstes erleben werdet. Am Ende werdet ihr aus dem Irak und aus Afghanistan abziehen, aber zuvor wird es noch hunderttausende von Toten geben.«

Kein Wort von Berlin, keine Feststellung, dass Al-Kaida nicht die geringste Rolle dabei gespielt habe.

Auf der Seite drei eine Reportage über ein Junges Elternpaar, das sein einjähriges Kind im Sony-Center verloren hatte. Das Kind war durch eine herabstürzende Glasscheibe geköpft worden. Die Mutter war in die Psychiatrie eingeliefert worden. Die Zahl der Toten lag jetzt bei dreiundneunzig.

Gegen 11.50 Uhr meldete sich Sowinski und sagte knapp: »Haben Sie Zeit, können Sie in einen Einsatz?«

»Wieder eine Gruppe, wieder ein SEK?«, fragte er.

»Nein. Diesmal sechs Männer in den Osram-Höfen im obersten Stock. Im Wedding also. Sie haben die Höfe evakuieren müssen. An die sechs Figuren kommen sie nicht heran. Und die sind auch noch bis an die Zähne bewaffnet.«

»Wer macht das?«

»Das BKA.«

»Ich fahre hin«, sagte er. »Nachschauen kostet nichts.«

»Danke«, sagte Sowinski. »Und melden Sie sich.«

»Haben wir einen Vertrauensmann?«

»Ja, Oberrat Schuck, Vorname Gerald. Schöne Grüße.«

»Hat Krause sich eigentlich gemeldet?«

»Nein, noch nicht. Aber etwas anderes, was Sie freuen wird. Wir haben seit dreißig Minuten positive Nachricht von Svenja aus Nordkorea. Sie ist raus und auf dem Weg hierher.«

»Endlich etwas richtig Gutes«, erwiderte Müller. Zutiefst erleichtert erinnerte er sich daran, wie Svenja einmal gesagt hatte: »Weißt du, mein Lieber, wenn wir ein normales Leben hätten, würde ich etwas mit dir anfangen.« Aber ein normales Leben war unendlich weit weg.

Müller hatte eine ungefähre Ahnung, wo im Wedding die Osramhöfe lagen. Er erinnerte sich sogar an einen Werbespruch aus Kindertagen, als es hieß: Hell wie der lichte Tag. Jetzt war die Fabrik für Glühlampen verschwunden, die großen Backsteinbauten alter Tage durch unzählige Firmensitze veredelt. Aber Einzelheiten kannte er nicht.

Er fuhr bis zu einer ersten Absperrung, an der Polizisten den Verkehr nach links ableiteten. Dort fragte er einen Uniformierten nach Kriminaloberrat Schuck, aber der Mann war ungeduldig und gestresst und sagte etwas heftig: »Das weiß ich doch nicht, Mensch.«

»Okay, okay«, erwiderte Müller und nahm eine Ausweis-karte aus der Brusttasche. »Ich bin vom Innenministerium, Richter mein Name. Ich muss da hin, wo die Musik spielt.«

»Dann gehen Sie geradeaus, aber lassen Sie Ihr Auto hier. Da ist schon Durcheinander genug.«

»Selbstverständlich«, nickte Müller und sagte artig dan-ke. Er machte sich zu Fuß auf den Weg.

Das Erste, was er sah, waren Übertragungswagen der Fernsehanstalten. Polizeifahrzeuge standen quer auf der Fahrbahn, Kameras waren wie seltsame Insekten vor Tor-einfahrten aufgebaut.

Müller ging auf einen Polizisten zu. »Wo finde ich die Polizeileitung?«

»Nächste Einfahrt, achtzig Meter weiter. Aber nicht, wenn Sie Presse sind.«

»Bin ich nicht«, sagte er und ging weiter.

Auf der linken Seite der Straße, jenseits der Höfe, lagen die Leute in den Fenstern. Manche hatten sich Kissen auf die Fensterbänke gelegt, damit es ein wenig bequemer war.

Ein Fernsehteam kam ihm entgegen, ein junger Rothaariger schleppte die Kamera, eine Frau im Mini, die ein Mikrofon wie eine Trophäe trug, meinte erbittert: »Wenn die blöden Bullen uns nicht reinlassen, dann gehen wir einfach in eine Wohnung gegenüber.«

»Du bist verrückt«, entgegnete ein Mann. »Die Objektivs, die du dann brauchst, müssen erst erfunden werden.«

Müller entdeckte eine Gruppe Polizisten, die aufgeregt miteinander sprachen. Dann sah er einen einzelnen Uniformierten, der allein und sehr nachdenklich auf dem Gehsteig stand und so wirkte, als habe er mit dem ganzen Durcheinander nichts zu tun.

»Richter, Innenministerium. Wo finde ich denn Oberrat Gerald Schuck vom Bundeskriminalamt?«

»In der Toreinfahrt da. Die Herren beraten gerade.«

Müller ging weiter, erreichte die Einfahrt und musste an zwei Polizisten vorbei, die nicht so aussahen, als wollten sie ihn durchlassen.

»Richter«, sagte er. »Innenministerium. Ich muss zu Oberrat Schuck.«

»Das weiß ich aber nicht, ob der jetzt gestört werden kann«, sagte einer der Polizisten. »Herr Oberrat. Hier ist jemand vom Innenministerium.«

»Reinlassen!«

Schuck hatte einen Plan in der Hand, der so aussah wie ein Gebäudeaufriss, und er stand im Halbdunkel.

»Schöne Grüße von Krause und Sowinski«, sagte Müller.

Der Mann drehte sich langsam herum und erwiderte: »Danke, grüßen Sie zurück. Sind Sie endlich ein Praktiker, irgendeiner von der Sorte, die nicht nur labert?«

Müller grinste. »Das weiß ich nicht so recht. Labern liegt mir nicht. Jetzt bin ich Richter vom Innenministerium.«

Sie gaben sich die Hand, und Schuck lächelte. Er war ein hagerer Mann mit weißem, kurzem Haar.

Er sagte: »Sie können mir helfen. Hoffe ich. Einer meiner Leute hat Fotografien der Männer gemacht. Wir haben drei brauchbare Aufnahmen bisher. Sind das Männer der Gruppe, die wir suchen?« Er reichte Müller die Fotos.

Müller betrachtete sie und nickte sofort: »Das sind die Männer, kein Zweifel. Sie sind aus Moskau eingeflogen worden. Die waren mit Achmed zusammen. Das sind die Männer, die das Kobalt geraubt haben, die die Bombe bauten. Wissen Sie, ob ein Syrer dabei ist, ein kleiner dunkler Typ?«

»Ihr viel geliebter Achmed, nehme ich an.«

»Genau der.«

»Ist nicht erkennbar dabei. Muss aber nicht die letzte Auskunft sein. Unsere Fotoausbeute ist schmal. War dieser Achmed Ihre Quelle?«

»Ja. Wie sind Sie an diese Gruppe gekommen?«

»Durch den Hausmeister«, antwortete der Kriminalist. »Der wusste nicht, dass das oberste Stockwerk wieder vermietet war, und ist ganz unschuldig hinaufgegangen, um nachzusehen, ob der Vormieter alles sauber zurückgelassen hat. Und da stand er plötzlich vor einer Maschinenpistole. Das war ihm nicht recht, also hat er einfach die Tür wieder zugeschlagen. Der Mann hat bis jetzt noch keine Ahnung, wie nahe er dem Himmel war. Jedenfalls hat er dann die Polizei angerufen. Das war heute Morgen.«

»Die Gruppe hat Miete gezahlt?«

»In der Tat, richtig viereckiges Geld. Über einen Anwalt, der häufig Russlanddeutsche vertritt. Und der behauptet natürlich, von dem Hintergrund dieser Gruppe nichts zu wissen. Er sagt: Jemand habe ihn gebeten, das für ihn zu erledigen, und einen großen Scheck hinterlegt.«

»Und wie lange sind die Leute schon in der vierten Etage?«

»Mit Unterbrechungen drei Wochen.«

»Und wie sieht das auf dem Lageplan aus?«

»Das ist simpel. Es handelt sich hier um ein ziemlich großes Viereck, in dessen Mitte ein isoliert stehender Bau errichtet wurde, vier Stockwerke hoch. Im vierten sitzen diese Russen. Normalerweise ist das ein fantastisches Versteck, weil sie nicht gezwungen sind, den Bau zu verlassen. Nach Zeugenaussagen müssen die vorher einen ganzen Aldi aufgekauft haben. Sie können da Monate sitzen und kriegen nicht einmal Hunger. Verrückterweise haben die keine Handys und gehen auch an die Telefone, die in diesen Büros stehen, nicht heran. Das heißt schlicht und einfach: Wir können mit denen nicht reden. Und das wiederum ist ein riesiges Handicap.«

»Schießen sie, wenn man sich dem Gebäude nähert?«

»Nein, das tun sie nicht. Sie haben es auch zugelassen, dass wir die ganzen Büros, die in dem Bau sind, evakuiert haben. Das ging glatt.«

»Wie sieht es mit den Ebenen im Kellerbereich aus? Gibt es da Zugänge von den anderen Bauten?«

»Nein.«

»Haben die so etwas wie Posten an den vier Gebäudeseiten?«

»Nein. Brauchen sie auch nicht. Sie haben nur das Treppenhaus und den Lift zu bewachen. Und auf den Lift brauchen sie auch nicht zu achten, sie haben einfach eine Tür zum Schacht geöffnet und blockiert. Der Lift ist tot. Dann

könnte noch jemand auf die Idee kommen, einen Hubschrauber zu schicken, der Männer abseilt. Aber auch das wäre höchst ungesund für uns, denn sie können jeden Hubschrauber abschießen, sie haben Maschinenwaffen. Und sie haben einen Zugang auf das Dach.«

»Haben wir Scharfschützen?«

»Jede Menge. Alle auf Position. Das ist jedoch eine Drohgebärde, die verdammt wenig nützt. Ich kann einen erschießen, dann liegen die anderen flach auf dem Boden und sind nicht mehr zu erreichen. Also lassen wir es lieber.«

»Wie viele Eingänge hat der Block?«

»Zwei. Von hier aus gesehen einer links, einer rechts.«

»Eine Pattsituation?«

»Kann man so sagen. Ich frage mich nur, was die wollen? Die ganze Sache ist sinnlos.«

Müller dachte an Achmeds Schicksal.

Er erklärte: »Vielleicht haben sie erst jetzt gemerkt, dass sie verraten und verkauft worden sind. Ich gehe jede Wette ein, dass sie von irgendeinem Russen gesteuert werden, der noch viel mehr Geld bekommen hat als sie. Und genauso wie Achmed zuvor wird jetzt auch diese Gruppe verkauft. Die Leute haben ihren Job gemacht und Ende. Sie sitzen in der Falle. Wir beide hier können einfach warten. Irgendwann geht den Jungs in dem Bau die Situation auf die Nerven. Sie werden sich zerstreiten, ein paar werden vielleicht versuchen, sich den Weg freizuschießen. Da sie nach Berichten aus Moskau eindeutig von den Dolgos sind, werden sie wahrscheinlich den brutalsten Weg gehen.«

»Die haben doch keine Chance, heil rauszukommen. Da gibt es kein Sich-den-Weg-Freischießen. Unsere Übermacht ist einfach zu groß.«

»Richtig. So sieht der Plan aus. Breidscheid hat nicht nur Achmed vernichtet, er vernichtet auch diese Gruppe, lässt

sie einfach hängen. Es wird keine Überlebenden geben, keinen, der etwas erzählen kann.«

»Also Breidscheid, verdammt noch mal. Wie, bitte, habt ihr den ins Visier gekriegt? Was ist seine Rolle? Hier in Berlin macht mich verrückt, dass jeder etwas anderes erzählt oder irgendeinem geheimen Zirkel angehört und nicht reden darf über das, was er weiß. Heute Morgen hat mir ein junger Mensch auf eine gänzlich banale Frage geantwortet: Das darf ich Ihnen nicht verraten, da würde ich gern erst meinen Chef fragen.«

Müller begann von Breidscheid zu berichten, von den mühseligen Anfängen der Recherchen, von dem immer größer werdenden Erstaunen, dass offensichtlich islamistische Terroristen nicht im Spiel waren, dass das alles der Plan eines wahrscheinlich kranken Hirns war.

»Was glauben Sie, was will dieser Breidscheid?«

»Wahrscheinlich Macht ausüben. Und ich glaube wirklich, er ist krank. Krank und extrem gelangweilt.«

»Okay. Und was machen wir hier?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Müller.

»Was würden Sie mir raten?«

»Wie klug ist Pjotr?«, hielt Müller dagegen. »Wenn er klug ist, wird er bald begreifen, in welcher Falle er sitzt. Dann wird er sich melden und sagen, dass er Autos will und ein Flugzeug ...«

»Herr Oberrat«, kam eine Stimme gepresst von hinten. Ein junger Mann kam auf sie zugelaufen und reichte Schuck ein Handy. »Die Russen«, sagte er leicht keuchend.

Schuck hörte zu, sagte No, dann Yes, sagte You must wait. Dann hörte er wieder zu. In seinem Gesicht bewegte sich nichts. Nach etwa zwei Minuten trennte er die Verbindung.

Er erklärte: »Pjotr ist klug. Sie wollen drei Autos, schnelle

Autos, voll getankt. Keinen Diesel. Und sechs Millionen Euro in bar, also pro Schnauze eine Million. Übergabe morgen früh zwischen drei und halb vier. Und sie wollen die Garantie, dass kein deutscher Bulle sie verfolgt. Nicht schlecht, nicht schlecht.«

»Moment«, sagte Müller etwas zittrig. »Die können keine Bedingungen stellen, die sind sowieso am Ende.«

Schuck nickte. »Richtig, junger Freund, aber nur fast. Sie liefern uns dafür die lückenlose Berichterstattung des gesamten Ablaufs des Projektes. Und Pjotr sagte wörtlich: So etwas Wichtiges haben Sie noch nie gelesen! Wo er Recht hat, hat er Recht. Er hat seine Lage begriffen und den Spieß umgedreht. Er sagte: Mit allen Zahlen, mit allen Zeitangaben.«

»Hat er auch gesagt, in wessen Auftrag sie gehandelt haben? Und wie die Namen der sechs lauten, die jetzt da oben im vierten Stock hocken? Hat er Achmed erwähnt?«

»Sonst hat er nichts gesagt, auch zu Achmed keine Silbe. Aber wir haben jetzt Kontakt zu ihm. Und das ist ein großer Schritt vorwärts.«

»Ich könnte ihn nach Achmed fragen«, sagte Müller, und so etwas wie Hoffnung keimte in ihm auf.

»Ich frage mich nur, wie wir die Medien loswerden. Da draußen auf der Straße sind vierzehn Fernsehsender versammelt. Haben Sie eine Ahnung?«

»Nein«, sagte Müller.

»Die sind aber ein Riesenproblem«, beharrte Schuck. »Nehmen wir an, die Russen verlassen den Bau, fahren mit Vollgas auf mindestens vierzehn Kameras zu – und beginnen zu schießen.«

»Das kann passieren«, gab Müller zu. »Aber vielleicht lassen sie sich ausfliegen?«

»Das ist möglicherweise eine Idee. Ich brauche jetzt Fachleute, jede Menge Fachleute. Und wir brauchen schnelle Entscheidungen.«

Müller rief Karen an. Er hatte das Bedürfnis, sich für einige Minuten aus dieser Stresssituation zu befreien.

Er sagte: »Grüß dich. Wie geht es dir?«

»Gut. Ich habe dich eben auf ntv gesehen. Du bist an einer Häuserfront entlanggegangen, und die Kommentatorin sagte, dass die Polizei alles hermetisch abriegelt und dass man jetzt wahrscheinlich die richtige Gruppe hat.«

»Es sieht danach aus, ja. Ich war im Fernsehen, so was.« Er versuchte, einen Scherz daraus zu machen, aber er spürte, dass es ein kläglicher Versuch war.

»Ist Achmed bei dieser Gruppe?«, fragte sie.

Wir wissen es nicht. Noch nicht. Was treibst du so?«

»Was soll ich treiben? Ich habe mir gedacht, dass es vielleicht besser ist, wenn ich nach Hause fliege. Ich meine, wir werden uns wahrscheinlich doch erst morgen sehen oder übermorgen. Und ich halte das nicht aus, wenn ich weiß, dass du dort ... an dieser Stelle bist.«

»Ich beobachte nur, ich habe überhaupt keine Funktion hier, das ist Sache der Polizei.«

»Du sollst nicht lügen, um mich zu beruhigen.«

»Ich beruhige dich nicht, ich spreche mit dir.«

»Hast du eigentlich keine Angst?«

»Nein, habe ich nicht. Ich bin nicht gefährdet. Ich rufe dich später wieder an.«

Er wählte Sowinski an und sagte: »Wir haben die Gruppe.«

»Kann ich das Band einschalten?«

»Selbstverständlich.« Müller berichtete emotionslos. Für sich dachte er: Ich bin in einem Scheißberuf, und ich werde daran scheitern, dass ich in diesem Beruf bin.

»Ist Herr Krause zurück?«, fragte er.

»Nein, aber ich weiß, was Sie wissen wollen. Beide Gespräche, also das mit dem Kirchenmann und das mit Breidscheid, sind unbefriedigend verlaufen. Ihr Chef wird es Ihnen sagen. Und – was wollen Sie jetzt dort machen?«

»Ich kann hier überhaupt nichts tun. Außer ich bekomme Informationen über Achmed. Aber da gebe ich mich keinen Illusionen hin. Er kann das nicht überlebt haben.«

»Nicht aufgeben«, mahnte Sowinski sanft. »Wir haben bekanntlich schon einige Wunder erlebt. Svenja war so ein Wunder.«

»Ja«, sagte Müller.

Dann kam von irgendwoher Schuck und sagte: »Wir gehen zunächst auf die Gruppe ein und gewinnen dadurch Zeit. Sie müssen eine Probeseite liefern.«

»Ist es wirklich so wichtig, ihren Plan zu haben?«

»Vielleicht ja, vielleicht nein.«

»Sie haben beschlossen, eine andere Lösung zu finden, nicht wahr?«

»Wir können den Bau nicht stürmen, aber es ist einhellige Meinung, sie nicht entkommen zu lassen, nicht einmal für zehn Minuten.«

»Auf was setzen die Hardliner?«

»Auf Raketen, ehrlich gesagt. Wir blasen einfach das ganze Obergeschoss in den Himmel.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Wir dürfen nicht nachgeben. Wir müssen ein Signal setzen. Im Übrigen sind die anderen Teilnehmer der Konferenz Ihrer Meinung, der regierende Bürgermeister auch: Es war von Beginn an geplant, diese Gruppe aufzugeben. Wenn es uns gelingt, einen von ihnen leben zu lassen, dann haben wir den gesamten Plan.«

»Vorausgesetzt, der Überlebende hat eine Ahnung davon.«

»Das kann man vielleicht einrichten.«

»Das glauben Sie nicht im Ernst.«

»Was wollen Sie, Richter? Was genau wollen Sie?« Jetzt war Schuck wütend.

»Achmed«, sagte Müller. »Ich will nur Achmed.«

Es war ihm plötzlich nicht mehr möglich, im Halbdunkel des Torbogens zu stehen. Er ging ein paar Schritte geradeaus, bis er den Hof erreichte und das Gebäude vor sich sah. Er drehte sich halb herum und sagte: »Wenn wir Achmed herauskriegen, wenn er lebt, haben wir den Plan. Achmed ist clever, ich wette, er hat jede Sekunde in seinem klugen Hirn gespeichert. Achmed wäre unsere Lösung. Ich habe ein mieses Gefühl, wenn ich weiß, dass er möglicherweise da oben ist und keine Chance mehr hat, zu überleben.«

»Immerhin war er idiotisch genug, sich kaufen zu lassen«, sagte Schuck teilnahmslos.

»Ja«, nickte Müller. »Das war er. Aber ich will ihn lieber lebend als tot. Er ist ein guter Mann.«

»Jetzt lassen Sie sich von Gefühlen leiten«, bemerkte Schuck kalt.

»Wissen Sie«, bemerkte Müller, »zuweilen sind Gefühle hilfreich. Wie auch immer, ich möchte nur die Chance, Pjotr zu fragen.«

»Von mir aus können Sie, dann gewinnen wir zusätzlich Zeit. Aber wir übernehmen keinerlei Verantwortung, was auch immer passiert.«

»Dann lassen Sie mich fragen«, sagte Müller.

Schuck nickte, drehte sich um und verschwand auf die Straße. Müller sah ein paar Kameras auf ihn gerichtet. Er dachte: Wahrscheinlich hocken die Mächtigen in einem Mannschaftswagen und diskutieren über Leben und Tod, ohne recht zu begreifen, was das bedeutet.

Dann kam Schuck wieder zurück und reichte Müller ein Handy: »Hier ist Pjotr. Fragen Sie ihn.«

»Pjotr?«, fragte Müller.

»Ja«, antwortete eine ruhige Stimme auf Englisch.

»Es geht um Achmed«, erklärte Müller. »Ich weiß nicht, wie er sich bei euch nannte.«

»Ah, Damaskus. Damaskus-Baby.«

»Also Damaskus. Er war, er ist mein Freund. Lebt er noch?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Pjotr.

»Wieso weißt du das nicht? Du bist der Chef.«

»Ich kann es nicht wissen, er ist nicht hier.«

»Wo ist er denn? Hat er die Bombe gebaut, und ihr habt ihn weggeschmissen? Ist das so gelaufen?«

»Nein«, Pjotr lachte. »Wir werfen Freunde niemals weg. Damaskus-Baby hat sich im Keller schlafen gelegt.«

»In welchem Keller?«, fragte Müller.

»Na, in dem Keller hier. Was denkst du, Freund, er hat da unten sogar eine Wolldecke. Das haben wir oben nicht.«

»Hast du etwas dagegen, wenn ich nach ihm sehe?«

»Eigentlich nicht«, sagte Pjotr. »Aber er strahlt.«

»Dann gehe ich in den Keller.«

»So einfach ist das nicht, mein Freund. Du könntest ja bewaffnet sein. Mit Handgranaten zum Beispiel.«

»So etwas Blödes!«, erwiderte Müller heftig. »Ich kann mich ausziehen, wenn du willst.«

»Ja, das will ich.«

»Okay. Wann?«

»In zehn Minuten. Und sage den anderen Leuten bei dir, sie kriegen ihre Probeseite in einer Stunde.«

Müller drehte sich herum zu Schuck und reichte ihm das Handy. »Ich kann in zehn Minuten in den Keller gehen. Da

ist Achmed. Wo ist der Hausmeister? Ich brauche die Schlüssel.«

»Das haben wir gleich«, nickte Schuck. »Was ist mit diesem Achmed?«

»Er ist irgendwo im Keller. Pjotr sagt, er ist verstrahlt.«

»Dann würde ich an Ihrer Stelle kein Risiko eingehen.«

»Ich muss ihn sehen.«

»Ich weiß nicht, ob das klug ist.« Schuck schloss einen Moment die Augen, als müsse er mit sich zu Rate gehen.

»Hören Sie«, sagte Müller. »Ich kann nichts versauen, ich gehe nur in den Keller, nichts sonst. Er will sowieso, dass ich nur eine Unterhose trage.«

»Das werden Sie aber nicht machen.«

»Doch.«

»Herrgott, das ist doch Gefühlsduselei. Das ist auch Selbstmord, wenn dieser Achmed wirklich strahlt.«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ich gehe.«

Schuck überlegte einen Moment. »Wie gesagt, wir übernehmen keine Verantwortung und werden Ihnen auch nicht helfen können. Sie sollten vielleicht ein Sprechgerät bei sich haben.«

»Kein Sprechgerät. Pjotr ist doch nicht dumm. Holen Sie nur die Schlüssel.«

Schuck verschwand erneut in Richtung Straße.

Müller begann sich auszuziehen und legte seine Kleidung auf einen Haufen.

Schuck kehrte zurück und gab Müller die Schlüssel. »Sollen wir ihm Bescheid sagen?«

Müller nickte und nahm das Handy. Dann stellte er sich ein wenig breitbeinig in die Toreinfahrt: »Okay. Kannst du mich sehen?«

»Ich sehe dich. Nackt siehst du noch hübscher aus.« Pjotr lachte.

»In welchem Keller ist Achmed?«

»Erster Keller links«, sagte Pjotr. »Du hast zehn Minuten, nicht mehr.«

Müller starrte verkrampft auf den Bau, konnte aber Pjotr nicht sehen, weil die Glasscheiben im vierten Stock die Sonne reflektierten. Er reichte Schuck das Handy zurück und sagte lapidar: »Bis später.«

Dann ging er los, und während der ersten Schritte tat ihm die kühle Abendluft gut. Er dachte wütend: Verdammt noch mal, Achmed, du hast keine Ahnung, was du angerichtet hast. Er hatte nicht die geringste Furcht, dass Pjotr ihn erschießen würde. Pjotr konnte froh sein, wenn er noch ein paar Stunden lebte. Die Frage war, ob er das wusste.

Er erreichte die Haustür auf der linken Seite, er war für Pjotr und seine Leute jetzt unsichtbar.

Es handelte sich um ein Bürohaus, einen Zweckbau. Müller sah eine große Tafel mit allen Firmen, die hier residierten, dann den Zugang zum Lift. Es gab drei große Töpfe mit Grünpflanzen, die das Ganze eher noch trister machten. Dann gab es eine Tür ohne Aufschrift. Müller drückte sie auf, er war in einem Treppenhaus.

Irgendwo über ihm sagte Pjotr: »You are welcome!«

»Ich gehe in den Keller«, sagte Müller.

»Und nirgendwo sonst hin.«

»Richtig.«

Er konnte Pjotr nicht sehen, begriff aber sofort, dass Schuck einen gewaltigen Planungsfehler machte, wenn er annahm, dass die Gruppe im vierten Stock verharrte. Pjotr und seine Leute konnten überall sein, sogar im Keller.

»Hast du dir ein Walkie-Talkie unter die Eier gebunden?«, fragte Pjotr.

»Nein«, antwortete Müller. »Du kannst nachsehen, wenn du willst.«

Pjotr lachte wieder, er schien eine Frohnatur zu sein.

»Das tue ich sogar.«

Er kam die letzte Treppe vom ersten Stock herunter. Seine Augen waren dunkel und gingen unaufhörlich hin und her, seine Kinnbacken mahlten, er stand unter hohem Stress. Aber eines war vollkommen klar: Er war eine beeindruckende Figur.

Er sagte: »Okay, lass die Hosen runter.«

Seine Bewaffnung war eine tschechische Maschinenpistole. Außerdem trug er eine schwere Faustfeuerwaffe in einem Seitenhalfter und eine weitere Waffe in seinem Gürtel vor dem Bauch. Die vor dem Bauch war eine silbern schimmernde Glock.

Müller schob seine Unterhose bis auf die Knie und sagte: »Willst du mir etwa auch in den Arsch sehen?«

»Nein, danke.«

»Ich muss durch diese Tür da?« Müller zog die Unterhose wieder hoch und deutete auf die Tür rechts von ihm. Da war ein Schild befestigt: »Tür bitte schließen!«

Pjotr nickte. »Du gehst vor mir her. Und zwar langsam, Stufe für Stufe, okay?«

»Mache ich.« Müller zog die Tür auf. Vor ihm war eine kurze Treppe. Vier Stufen nur. Dann ein betongrauer Gang.

»Langsam«, sagte Pjotr. »Und jetzt links.«

Es war ein schmaler Verschlag, vielleicht zwei Meter breit. Eine Tür aus Dachlatten, abgesichert mit einem Vorhängeschloss. Das war geöffnet. Dahinter große Pappkartons.

»Wo ist Achmed?«, fragte Müller.

»Dahinten«, sagte Pjotr. »Geh nur.«

Müller schob die Tür auf und bewegte sich auf den dreißig Zentimetern, die zwischen den Pappwänden freigelassen waren.

Es stank entsetzlich nach Urin und Exkrementen, es stank nach Tod.

»Ihr habt ihn hier unten verrecken lassen«, sagte Müller heiser.

»Nein, wir haben ihm sogar zu essen gebracht. Du wirst sehen.«

Müller stieß an einen Karton und spürte, dass er leer war. Dann erreichte er Achmed.

Sie hatten ihm ein paar Kartons gefaltet und eine Unterlage geschaffen. Dann hatte er wohl die Woldecke darauf ausgebreitet und sich hingelegt. Daneben stand eine Blechdose, Aufschrift »Linsensuppe«, mit einem Löffel darin.

»Achmed«, sagte Müller erschüttert.

»Charlie«, hauchte er. Sein Gesicht war weiß wie die Wand, er hatte ganz hohle Wangen, die Augen wirkten riesig. Seine Hände bewegten sich unruhig wie fremde Wesen, die mit seinem Körper nichts zu tun hatten.

»Du hast mich gefunden«, sagte er keuchend. Er lag in seinen Ausscheidungen, er sah aus, als sei er dem Tode sehr nahe. Er wollte sich aufrichten, konnte es aber nicht. Wenn er sich bewegte, machten die Flüssigkeiten unter ihm ein ekelhaft schmatzendes Geräusch.

»Junge«, sagte Müller leise und kniete sich hin. »Ich soll dir Grüße von Nour bestellen und von deinen Jungs. Sie warten auf dich und wollen dann mit dir ausreisen. Ich soll dich grüßen.«

»Ach, Nour«, hauchte Achmed und schloss die Augen.

»Ich hole dich hier raus, wir machen dich wieder fit, und dann fährst du nach Hause«, sagte Müller in verkrampft gespielter Zuversicht.

»Ach, Charlie«, flüsterte Achmed, »du redest so einen Scheiß.« Dann schien er husten zu wollen, hob den Kopf,

hob eine Hand um Zentimeter, atmete noch einmal. Dann lag er still.

»Er ist tot«, sagte Müller.

»Es war das Zeug von der Bombe«, sagte Pjotr hinter ihm.

»Deswegen haben wir ihn hier untergebracht. Verstehst du, ich wollte meine Leute nicht in Gefahr bringen.«

»Ja«, sagte Müller, und er spürte, wie Tränen seine Wangen hinunterliefen. Er richtete sich nicht auf, er wirkte deprimiert und besiegt. Dann pumpte er nach Luft, duckte sich tief, schnellte herum, fuhr mit beiden Fäusten in Pjotrs Gesicht.

Pjotr fiel in die Kartons in seinem Rücken, und Müller klammerte sich an ihm fest, erreichte seinen Gürtel, griff in sein Hemd. Dann war er an seinem Hals. Pjotr hatte nicht den Hauch einer Chance. Er zappelte wie verrückt, bis Müller ihm das Genick brach.

Müller sagte schluchzend: »Ich werde dafür sorgen, dass du nach Hause kommst, Achmed. Tut mir Leid, dass ich nicht schneller war.«

Er löste sich von Pjotr, stand einen Augenblick schwan-kend und nahm dann die Waffen von Pjotr. Eine davon war zu viel. Er legte sie auf Pjotrs Bauch.

Dann ging er in das Erdgeschoss hinauf, zog die Haustür auf und sah schemenhaft, dass Schuck mit zwei anderen Männern im Halbdunkel des Torbogens stand. Er zeigte die Waffen, anschließend fünf Finger, sagte aber kein Wort.

Schuck zeigte ein Okay mit Daumen und Zeigefinger.

Hinter ihm war plötzlich ein Geräusch. Er drehte sich und sah zwei Männer, die die Tür zum Treppenhaus geöffnet hatten und in die Halle wollten. Er drohte nicht, er sagte kein Wort, er erschoss sie einfach.

Dann drehte er sich zum Hof und sah fünf Männer in voller Ausrüstung auf sich zustürmen.

Er sagte: »Es sind noch drei. Und sie sind irgendwo über uns.«

Einer von ihnen fragte: »Wo ist der Chef von denen?«

»Tot im Keller«, antwortete der brave Soldat Müller.

Er bewegte sich ganz langsam über den Asphalt des Hofes und hatte das Gefühl, seine Beine würden versagen. Aber er wusste, dass das der Schock war.

Schuck sagte atemlos: »Das ist ja der Wahnsinn, was Sie da erreicht haben. Gratuliere, mein Bester.«

Im Haus knallten Schüsse, eine ganze Salve, dann Einzelschüsse.

Müller stand vor dem Haufen seiner Kleider und sah, dass seine Knie vollkommen dreckig waren, braun. Ich habe in seiner Scheiße gekniet, dachte er mechanisch. Er zog sich an, bewegte sich wie in Trance und hatte endlich Zeit für seine Tränen.

»Das ist ja unglaublich!«, sagte Schuck hinter ihm.

Müller fuhr herum und sagte heiser: »Nun halt doch endlich mal die Schnauze!« Dann fragte er: »Wie komme ich hier hinaus, ohne dass mich die Fuzzis filmen?«

»Kein Problem, ich kann ein Auto hier hereinfahren lassen.«

»Das ist gut, das tun Sie mal«, antwortete Müller. »Entschuldigung, ich war etwas nervös.«

»Ich auch«, sagte Schuck.

Ein Auto kam, ein schwerer Mercedes.

In dem Haus knallte ein einziger Schuss.

»Sie können«, sagte Schuck. »Und vielen Dank.«

»Nichts passiert«, entgegnete Müller. Er stieg hinten in den Wagen und legte sich sofort hin.

»Wenn Sie mir sagen würden, wohin es gehen soll?«, fragte der Fahrer. Dann schnüffelte er.

»Ich stinke nach Scheiße«, sagte Müller. »Ich weiß. Es ist nicht mal meine.«

»Oh, ich bitte Sie. Das macht doch gar nichts«, sagte der Fahrer. Er war ein freundlicher junger Mann. »Wohin?«

Müller gab die Adresse des Dienstes an.

»Und? Die brenzlige Lage? Ist das erledigt?«, fragte der Fahrer.

»Ja, bis zum nächsten Mal«, gab Müller Auskunft. »Hier hinten ist ein Telefon. Wie funktioniert das?«

»Sie heben ab und wählen.«

Müller wählte Karens Nummer.

»Es ist vorbei«, sagte er. »Ich fahre duschen, rede mit meinem Vorgesetzten, und dann komme ich.«

»Ja«, sagte sie. »Ich werde da wohl unterwegs sein. Ich muss nach meiner Firma sehen, verstehst du?«

»Ja, natürlich.«

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Ich weiß nicht, was du gemacht hast, aber sie haben dich gefilmt, wie du in der Unterhose und mit Waffen in der Hand aus dem Haus gekommen bist. Das sah sehr merkwürdig aus.«

»Das glaube ich dir«, sagte er.

»Der Reporter hat gesagt, sie wissen nicht, wer der nackte Mann ist, aber sie würden sich bemühen, es herauszufinden. Ich habe gedacht, ich sterbe. Ich habe gedacht, gleich knallt ein Schuss und du fällst.«

»Ja«, murmelte er.

»Ich halte das nicht aus«, sagte sie. »Das geht nicht.«

»Ich verstehe«, sagte er.

»Ich glaube, du verstehst das nicht«, sagte sie. »Leb wohl.«

»Ja«, sagte er vollkommen hilflos.

Er ließ sich in die Tiefgarage fahren und erklärte: »Tut mir Leid, der Geruch. Aber wenn Sie zehn Minuten mit offenen Fenstern fahren, wird es in Ordnung sein.«

»Alles für das Vaterland«, sagte der Fahrer grinsend.

Müller fuhr in den zweiten Stock, ging zu den Duschräumen. Er wusste nicht, was er Nour sagen sollte, er fühlte sich vollkommen hilflos.

Er musste unbedingt mit irgendjemandem reden. Er hatte drei Menschen getötet, einfach so. Nein, nicht einfach so. Er war wütend gewesen. Eigentlich wusste er, dass das keine Entschuldigung war. Aber wie hätte er anders reagieren sollen?

Er duschte eine halbe Stunde lang.

Dann ging er im Treppenhaus weiter nach oben, setzte sich in sein Büro, schaltete den Computer ein und gleich wieder aus.

Er rief Krause an und sagte: »Ich bin im Haus.«

»Kommen Sie her«, sagte Krause.

Er ging in Krauses Büro und fragte: »Wie war die Reise?«

»In beiden Fällen war es nicht mehr als ein Abtasten«, antwortete Krause. »Wollen Sie einen Whisky?«

»Bitte einen vierfachen.« Müller sah, dass Krause den Fernseher laufen hatte, ohne Ton. Er hatte die ARD eingeschaltet, die Bilder von den Osram-Höfen sendete. Müller sah sich plötzlich in Unterhosen mit einer Maschinenpistole in der Rechten.

»Das schalten wir mal ab«, sagte Krause. »Das brauchen wir jetzt nicht.«

»Meine Hosen stinken nach Achmeds Scheiße«, erklärte Müller. »Ich werde sie wegwerfen müssen.« Dann sah er Krause an. »Achmed ist tot«, berichtete er. »Ich war dabei, als er starb. Ich glaube, er hat auf mich gewartet.« Dann sagte er heftig: »Scheiße! Scheiße! Scheiße!«, und begann übergangslos zu weinen.

Krause nickte wortlos und sagte nach einer langen Pause: »Trinken Sie erst mal einen Schluck.« Dann wurde er un-

vermittelt sachlich, als sei das die einzige Methode, mit der Trauer fertig zu werden. »Sie haben diesen Pjotr getötet?«

»Ja.«

»Ich nehme mal an, Sie waren sehr wütend.«

»Ja. Sind die anderen alle erschossen worden?«

»Ja. Alle. Es gab keine andere Möglichkeit. Sie haben das Feuer eröffnet, als ihnen klar wurde, dass dieser Pjotr ausgeschaltet worden war. Sie wurden panisch und schossen.«

»Was ist dieser Breidscheid für ein Mensch?«, fragte Müller.

»Glatt wie ein Aal.« Krause trank einen Schluck Whisky. »Der Kardinal übrigens auch. Falls die nicht in irgendeiner Computerbotschaft ein komplettes Geständnis abliefern, stehen wir dumm da. Die Beweislage ist in beiden Fällen verdammt mager. Ich habe natürlich den untertänig Bitenden gespielt, aber entgegengekommen sind sie mir nicht. Im Gegenteil. Der Kardinal sagte mehrmals: ›Ihr Verdacht ist geradezu grotesk!‹ Jetzt bleibt uns nur noch der katholische Buchwinkel. Aber der wird ebenso mauern.«

»Wie war der Kardinal?«

»Er war freundlich zugewandt, hatte ganz viel Verständnis für mich. Und er sagte: Es gibt viele Menschen, die mich täglich erreichen wollen, und dieser Breidscheid gehört wohl dazu. Ich kenne den Mann kaum. Ich wandte ein, dass der Kardinal ein abhörsicheres Handy von Breidscheid hat und dass er monatlich wahrscheinlich Millionen von ihm bekommt. Da strahlt er mich an und sagt: Ach, mein Gott, ja das wäre schön. Und dann fängt er an, mir die finanzielle Situation seiner Diözese zu erklären und dass er jeden Monat einmal an der totalen Pleite entlang schrammt. Irgendwann habe ich die Geduld verloren und ihm gesagt, dass das alles eines Tages sowieso rauskommt. Wissen Sie, wie er re-

agierte? Er sagte: Mein Sohn, dann warten wir doch einfach ab und schauen dann, was kommt. Und bei Breidscheid war es im Grunde genauso. Ich frage ihn, wieso zum Teufel er Achmed erst nach Kairo schaffte und dann nach Berlin. Da antwortet er: Weil mich ein Geschäftsfreund darum gebeten hat. Dann frage ich: Und die baren dreihunderttausend Dollar unter Achmeds Ehebett sind wahrscheinlich auch nicht von Ihnen, oder? Und er antwortet: Nein. Wieso sollte ich einem Wildfremden so viel Geld geben? Nein, es war keine erfolgreiche Reise, überhaupt nicht. Wir haben nichts anderes erreicht, als zwei Obergauner zu warnen. Und die Bundesanwaltschaft wird genauso entscheiden. Die Beweise reichen nicht. Wir haben über neunzig Tote, aber wir können weder den Kardinal festnageln noch den Breidscheid. Der Generalbundesanwalt sagt mir, dass er bei dieser Beweislage Breidscheid nicht einmal bitten kann, ein paar Tage länger in Deutschland zu bleiben. Immerhin hat der Generalbundesanwalt ein paar seiner Leute an der schäbigen Kreisstraße postiert, an der das stolze Anwesen Breidscheids liegt. Wir dachten, dass von irgendwoher in letzter Sekunde ein Wunder kommt. Aber es ist nicht gekommen. Das einzige wirkliche Resultat ist, dass die Opposition ganz aufgeregt die Regierung auffordert, zurückzutreten. Wissen Sie was? Ich habe die Schnauze gestrichen voll.« Krause hatte sich in Rage geredet.

»Aber es gibt doch so viele eindeutige Spuren«, sagte Müller empört. »Wir haben uns den Arsch aufgerissen.«

Krause nickte wütend. »Das haben wir. Wie finden Sie eigentlich diesen amerikanischen Kriminalisten?«

»Nicht schlecht«, sagte Müller. »Aber beweisen können wir mit dem auch nichts. Er hat eine verdammt gute Theorie, aber nicht den Hauch eines Beweises.« Er trank einen großen Schluck von dem Whisky und musste husten.

»Wollen Sie einen Psychologen?«, fragte Krause. »Das könnte gut sein.«

»Will ich nicht«, wehrte Müller ab. »Ich habe gedacht, ich kann mit Karen Swoboda reden. Aber das geht nicht. Sie ist nach Frankfurt abgereist. Ich schlafe erst mal, dann sehen wir weiter. Wie muss ich das verstehen, das mit den Leuten vom Generalbundesanwalt?«

»Ganz einfach. Wir haben gesagt, wir haben einen Haufen guter Indizien, die gegen Breidscheid sprechen, wir können den Kardinal als Zeugen berufen. Wir haben gesagt: Da gibt es eine Kette von E-Mails, die beweisen, dass Breidscheid mit Franz-Xaver Buchwinkel dauernd zu tun hatte. Wir können Reisen von Buchwinkel zu Breidscheid belegen. Zweimal, dreimal in jedem Jahr. Der Generalbundesanwalt entgegnet: Das beweist absolut nichts. Es ist nicht verboten, Spendengelder für eine Partei zu sammeln. Wir sagen: Die Gelder sind nicht ausgewiesen worden. Da antwortet uns der Generalbundesanwalt: Das gehört vor eine Wirtschaftsstrafkammer, beweist jedoch nicht, dass Breidscheid eine russische Gruppe engagiert hat, die radioaktiven Stoff raubt, die Bombe baut und über neunzig Tote zurücklässt. Aber: Sicherheitshalber hat der Generalbundesanwalt zwei Autos mit zwei Staatsanwälten vor Breidscheids Behausung im Graswangtal postiert. Für den Fall, dass wir mit einem Beweis kommen.«

»Wann will Breidscheid von da unten verschwinden?«

»Morgen gegen Mittag. Sein Flieger steht in München.«

»Kann ich ihn sehen?«

»Und die Nerven verlieren? Geht nicht.«

»Ich habe die Nerven bislang nicht verloren, da werde ich es auch nicht mehr tun. Ich will ihn sehen, nichts sonst. Schlafen kann ich sowieso nicht.«

»Warum ist Frau Swoboda abgereist?«

»Sie sagt, sie hält es nicht aus mit mir. Wenn ich in der Unterhose über einen asphaltierten Platz gehe mit einer Maschinenpistole im Arm.«

Krause antwortete nicht. Nach einer Weile sagte er: »Sie sind ein Verrückter. Als ich in Ihrem Alter war, war ich wahrscheinlich genauso.«

»Ich brauche ein Auto. Meine Mühle steht das nicht durch.«

»Auch das noch«, seufzte Krause.

Sie hatten ihm in der Fahrbereitschaft einen schnellen Mercedes gegeben. Er war nach Hause gefahren, hatte sich umgezogen, hatte vergeblich Karen zu erreichen versucht und war dann auf die A 9 Richtung Süden gegangen. Er fuhr auf der linken Spur und blieb dort bis auf Höhe von Hof. Dann tankte er und aß etwas. Langsam nahm seine Erregung ab.

Er versuchte erneut, Karen zu erreichen, aber sie meldete sich nicht, und er sprach ihr keine Nachricht aufs Band. Irgendwann würde sie ihn anhören.

Er fuhr weiter und geriet nach der Umfahrung Münchens bei Starnberg in dichten Nebel. Er ging mit der Geschwindigkeit drastisch herunter, kam bei Wolfratshausen aus dem Nebel heraus und gab dann wieder Gas. Er fuhr bis zum Ende der A 95.

Als er die steile Straße zum Kloster Ettal erreichte, war es drei Uhr. Er war zufrieden mit sich und seiner Leistung, er fühlte sich nicht im Geringsten müde oder erschöpft. Im Graswangtal lag dichter Nebel, und Müller schaukelte sich Meter um Meter vorwärts. Die Sicht lag unter fünfzig Metern.

Dann sah er rechts einen schweren BMW am Straßenrand stehen. Münchner Kennzeichen, drei Männer. Vielleicht ein Bundesermittlungsrichter, dachte er, vielleicht die Bundesanwaltschaft.

Er suchte den zweiten Wagen und fand ihn nur tausend Meter weiter in entgegengesetzter Richtung stehen. Ebenfalls mit drei Männern.

Irgendwo zwischen den Autos musste die Einfahrt zu Breidscheids Anwesen sein, er hatte sie nicht gesehen.

Müller fuhr einige hundert Meter weiter und hielt dann an einem Feldweg, der nach links zum Wald hin führte. Dort parkte er und schaltete die Standheizung ein. Er suchte nach einem Sender mit Dudelfunk, fand einen, wurde aber konfrontiert mit der Nachricht, dass die *Bild* an diesem Tag mit der Zeile aufgemacht hatte: »Wer ist der Nackte?« Resigniert dachte er: Ich werde mir die Haare färben und einen Bauch anfressen. Dann wird mir Krause einen Schreibtischjob verschaffen, und einmal im Jahr werde ich vierzehn Tage auf Sylt verbringen.

Irgendwann schlief er ein, war aber noch aufmerksam genug, sich den Wecker auf sechs Uhr zu stellen.

NEUNTER TAG

Müller blinzelte in einen freundlichen Tag, die Sonne strahlte, das Gras flimmerte nass. Einen Augenblick lang erschrak er, weil er fürchtete, irgendetwas verpasst zu haben. Aber die beiden schweren Autos standen immer noch am Straßenrand, und wahrscheinlich hatten sich die Insassen nicht den Luxus gegönnt, zwei Stunden zu schlafen.

Er rief Goldhändchen an.

»Müller hier. Habt ihr Neuigkeiten?«

»Keine. Ist es indiskret, dich zu fragen, ob du gerade das Haus von Breidscheid siehst?«

»Das ist nicht indiskret«, antwortete er.

»Du hättest mich mitnehmen können«, sagte Goldhändchen vorwurfsvoll. »Dann sehe ich endlich mal jemanden, hinter dem ich her bin wie der Teufel hinter der armen Seele. Er wird gleich abhauen, nicht wahr?«

»Ja. Und eigentlich weiß ich nicht, was ich hier soll.«

»Du musstest dich abreagieren«, sagte Goldhändchen. »Das kann ich gut begreifen. Weißt du, wen ich gerade im Fernsehen sehe?«

»Einen armen nackten Mann in Unterhosen«, erwiderte Müller.

Dann hörte er den Hubschrauber und sagte hastig: »Bis später.«

Er fuhr aus dem Feldweg hinaus auf die Straße.

Der Hubschrauber schwenkte in das Tal ein, so perfekt, als habe er das geübt.

»Wir sind Idioten!«, schrie Müller. »Natürlich lässt er sich vom Hubschrauber holen. Natürlich!« Dann setzte er hinzu: »Und wir hocken hier in unseren muffigen Blechkisten und warten darauf, dass er mit einem Scheißauto abhaut.«

Der Hubschrauber ging nieder, legte sich dann quer zum Tal und beschrieb einen engen Bogen, ehe er sich aufrichtete und ein paar Meter durchsackte. Endlich setzte er neben den großen Gebäuden auf.

Es kamen Menschen aus dem Haus, die Koffer schleppten, viele Koffer. Dann kam ein Schwarzer, der einen silbern blinkenden Koffer trug, gefolgt von Breidscheid, der sich umwandte und seinen Leuten zuwinkte. Neben ihm stand ein schmaler, kleiner Mann.

Müller dachte: der Priester, der Beichtvater, der was weiß ich.

Dann war er unmittelbar hinter einem der schweren BMW, stieg aus und ging die wenigen Schritte nach vorn.

»Wir haben keine Beweise mehr«, sagte er. »Sie können also nach München zurückkehren.«

»Hä?«, entgegnete der Fahrer. »Wer sind Sie überhaupt?«

Der Hubschrauber in der Wiese wurde schriller, hob sich langsam in die Höhe, drehte sich und senkte seine Schnauze, um Fahrt aufzunehmen.

»Das war's«, murmelte Müller. »Ich wünsche einen schönen Tag.«

